Neujahrs Taſchenbuch von Weimar, auf das Jahr 1801.

Herausgegeben von Seckendorf.

Weimar,
gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke.

Neujahrs
Taschenbuch
1801

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Paläofron
und
Neoterpe.

Ein Festspiel
zur Feier des 24. Oktobers 1800.
von Göthe.

Der *Herzogin Amalia von Sachſen Weimar* widmete dieſes kleine Stück der Verfaſſer mit dankbarer Verehrung. Er hatte dabei die Abſicht, an alte bildende Kunſt zu erinnern und gleichſam ein bewegliches, belebter, plaſtiſches Werk den Zuſchauern vor Augen zu ſtellen.

Durch gegenwärtigen Abdruck kann man dem Publikum freilich nur einen Theil des Ganzen vorlegen, indem die Wirkung der vollſtändigen Darſtellung auf die Geſinnungen und die Empfänglichkeit gebildeter Zuſchauer, auf die

Empfindung und die perſönlichen Vorzüge der ſpielenden Perſonen, auf gefühlte Rezitazion, auf Kleidung, Masken und mehre Umſtände berechnet war.

Um jedoch wenigſtens die Einbildungskraft des Leſers einigermaſsen zu beſtimmen, wird eine bedeutende Situazion, worin beide Hauptfiguren, nebſt denen ſie begleitenden vier Masken, zuſammen erſcheinen, nächſtens, in Kupfer geſtochen und illuminirt, wahrſcheinlich durch den Weg der *Zeitung für elegante Welt*, welche von Voſs und Komp. in Leipzig angekündigt iſt, verbreitet werden.

Eine Vorhalle, an der Seite ein Altar, um denſelben ein Aſil, durch eine niedrige Mauer bezeichnet, auſſerhalb, an dem Fortſatze der Mauer, ein ſteinerner Seſſel.

Neoterpe,
(mit zwei Kindern in Karaktermasken.)

Zum frohen Feſte ſind' ich ſeine Leute hier
Verſammelt, und ich dränge mich beherzt herein,
Ob ſie mir und den meinen guten Schutz vielleicht
Gewähren möchten, deſſen ich ſo ſehr bedarf.

VIII

Zwar wenn ich komme, Gaſtgerechtigkeit zu flehn,
Könnte man auch fordern, daſs ich ſagte, wer ich ſei.
Doch dieſes iſt viel ſchwerer, als man etwa denken mag.
Zu leben weiſs ich, mich zu kennen, weiſs ich nicht;
Doch was ſo manche Leute von mir ſagen, weiſs ich wol.
Die einen haben mich die neue Zeit genannt,
Auch manchmal heiſs ich ihnen Genius der Zeit,
Genug! ich bin das Neue eben überall.
Willkommen ſtets und unwillkommen wandl' ich fort.

Und wär ich nicht, so wäre nichts auch überall.
Und ob ich gleich so nötig als erfreulich bin;
So wandelt doch ein Alter immer hinter mir,
Der mich vernichten würde, wenn es ihm einmal,
Mit seinem langsam, langbedächtigen Schritt
Mich zu erreichen glückte; doch so heut er mich
Von einem Ort zum andern, daß ich's nicht so froh,
Mit meinen ewigen Gespielen mich, der Luft
Des heitern Lebens hingegeben, freuen darf.

Nun hab ich mich hierher gerettet, wo mit Recht
Man ſich des ſchönſten Tags zu freun verſammelt iſt,
Und denke Schutz zu finden vor dem wilden Mann
Und Recht, ob gleich er ſtärker iſt als ich.
Drum werf' ich bittend mich an dem Altar
Der Götter dieſes Hauſes flehend hin.
Euch nieder gleichfalls, allerliebſte Kinder ihr,
Die ihr, zu mir gefellt, ein gleich Geſchick,
Wie ich es hoffe, hier getroſt erwarten dürft.

Paläofron,

(auf zwei Alte in Karaktermasken gelehnt, im Hereintreten zu seinen Begleitern.)

Ihr habet klug die Flüchtige mir ausgespürt,
Und nicht vergebens wenden wir den Fuſs hierher;
Denn seht! sie hat sich flehend an den Ort gewandt,
Berühret den Altar, der uns verehrlich ist.
Doch wenn er gleich sie schützt und ihre leidge Brut;
So wollen wir sie doch belagern, daſs sie sich
Von ihrem Schutzort nicht entfernen darf, wofern
Sie nicht in unsre Hände sich zu geben willig ist.

Drum führet mich zum Seſſel, daſs ich mich
Ihr gegenüber ſetzen und bedenken kann,
Wie fern ich mit Gewalt, wo nicht mit gutem Wort,
Zu ihrer Schuldigkeit zu bringen ſie vermag.
(er ſetzt ſich und ſpricht zu den Zuſchauern)
Und ihr, die ihr vielleicht in euren Schutz ſie nehmt,
Dieweil ſie lieblich ausſieht und bethulich iſs,
Und einem jeden gern nach ſeiner eignen Art erſcheint,
Erfahret, welch ein Recht ſie zu verfolgen mir gebührt.
Ich will nicht ſagen, daſs ſie meine Tochter ſei;

Doch hab' ich, als ein Oheim, immer Vaterrecht auf sie,
Und kann behaupten, dafs aus meinem Blute sie
Entsprossen, mir vor allen andern angehört.
Im allgemeinen nennt man mich die alte Zeit,
Und wer besonders wol mir will, der nennt mich auch
Die goldne Zeit, und jeder will in seiner Jugend mich
Als Freund besessen haben, da ich jung, wie er,
Und rüstig, unvergleichlich soll gewesen sein.
Auch hör' ich überall, wohin ich horchend nur

Die Ohren wende, mein entzükkend
groſses Lob.
Und dennoch kehret jedermann den Rük-
ken mir
Und richtet emſig ſein Geſicht der neuen
zu,
Der jungen da, die, ſchmeichelnd, jegli-
chen verdirbt,
Mit thörichtem Gefolge durch das Volk
ſich drängt.
Drum hab ich ſie, mit dieſen wakkeren
Geſellen hier,
Verfolgt und in die Enge ſie zulezt ge-
bracht.
Ihr ſeht es hoffentlich zufrieden an,
Daſs ich ein Ende mache ſolchem Tre-
velgang.

Sie.

Holde Gottheit dieſes Hauſes,
Der die Bürger, der die Fremden,
Auf dem reinlichen Altare,
Manche Dankesgabe bringen,
Haſt du jemals den Vertriebnen
Aufgenommen, dem Verirrten
Aufgeholfen, und der Jugend
Süſſes Jubelfeſt begünſtigt;
Ward an dieſer heilgen Schwelle
Mancher Hungrige geſpeiſet,
Mancher Durſtige getränket,
Und erquickt durch Mild' und Güte,
Mehr als durch die beſten Gaben;
O! ſo hör' auch unſer Flehen!
Sieh der zarten Kleinen Jammer!
Steh uns gegen unſre Feinde,
Gegen dieſen Wütrich bei.

Er.

Wenn ihr freventlich so lange,
Guter Ordnung euch entzogen,
Zwecklos hin und her geschwärmet,
Und zuletzt euch Sorg' und Mangel
An die kalten Steine treiben:
Denkt ihr, werden gleich die Götter
Eurentwillen sich hernieder
Aus der hohen Ruhe regen?
Nein, mein gutes, süßes Püppchen!
Samle nach dem eignen Herzen
Die zerstreuten Blikke nieder,
Und wenn du dich unvermögend
Fühlest, deiner Not zu raten;
Wende seitwärts, wende hieher,
Nach dem alten, immer strengen,
Aber immer guten Oheim,
Deine Seufzer, deine Bitten,
Und erwarte Trost und Glück.

Sie.

Wenn dieſer Mann, den ich zum erſtenmal ſo nah
Ins Auge faſſe, nicht die allerhäſslichſten
Begleiter hätte, die ſo grämlich um ihn ſtehn,
So könnt' er mir gefallen, da er freundlich ſpricht,
Und edel ausſieht, daſs man eines Göttlichen
Erfreulich ſchöne Gegenwart empfinden muſs.
Ich dächt', ich wendete mich um und ſprich ihn an!

Er.

Wenn dieſes Mädchen, das ich nur von ferne ſonſt
Und auf der Flucht geſehen, nicht die läppiſche

Geſellſchaft mit ſich ſchleppte, die ver-
haſst mir iſt;
So müſst ich wünſchen, immer an der
Seite mir
Die liebliche Geſtalt zu ſehen, die, der
Hebe gleich,
Der Jugend Becher aus den holden Augen
gieſst.
Sie kehrt ſich um, und ſpricht ſie nicht,
ſo iſts an mir.

Sie.

Wenn wir uns zu den Göttern wenden,
iſt es wol
Kein Wunder, da uns auf der Erde ſolche
Not
Bereitet iſt und ich des edlen Mannes
Kraft,

Die mich beſchützen ſollte, mir als Irg-
ſten Feind
Und Widerſacher finde. Solches hofft' ich
nicht!
Denn da ich noch ein Kind war, hört'
ich ſtets:
Der Jugend Führer ſei das Alter; bei-
den ſei,
Nur wenn ſie als Verbundne wandeln,
Glück beſcheert.

Er.

Dergleichen Reden hören freilich gut
ſich an:
Doch hat es allerlei Bedenkliches damit,
Das ich jezt nicht berühren will. Doch
ſage mir!
Wer ſind die Kreaturen beide, die, an dich

So feſt geſchloſſen, durch die Straſſen ziehn?
Du ehreſt dich mit ſolcherlei Geſellſchaft nicht.

Sie.

Die guten Kinder! beide haben das Verdienſt,
Daſs ſie, ſo ſchnell, als ich, durch alles durchzugehn
Gewohnt, die Menge theilen, die ich finden mag.
Nicht eine Spur von Faulheit zeigt das junge Paar,
Und immer ſind ſie früher an dem Plaz, als ich.
Doch wenn du mich nach Eigenſchaft und Namen fragſt;

XXI.

Gelbſchnabel heißt man dieſen! heiter tritt er auf
Und hat nichts arges weiter in der argen Welt.
Doch dieſen heißt man Naſeweis, der, flink und raſch,
Nach allen Gegenden das ſtumpfe Näschen kehrt.
Wie kannſt du ſolchen guten, zarten Kindern nur
Gehäſſig ſein? die ſeltne Lebenszierden ſind.
Doch, daß ich das Vertraun erwiedre, ſage mir!
Wer ſind die Männer? die, nicht eben liebenswert,
An deiner Seite ſtehn, mit düſterm, wilden Blick.

Er.

Das Ernſte kommt euch eben wild und
öder vor,
Weil ihr, gewohnt an flache, leere Hei-
terkeit,
Des Augenblicks Bedeutung nicht empfin-
den könnt.
Dagegen fühlet dieſer Mann nur allzugut,
Daſs in der Welt nur wenig zur Befrie-
digung
Des weiſen Mannes eigentlich gereichen
kann.
Griesgram wird er daher genannt. Er
muſs fürwahr,
Wie ich es ſelbſt geſtehe, der bepflanz-
ten Welt
Und des geſtirnten Himmels Hochzeit-
ſchmuck

Mit ganz besondern, wunderlichen Farben sehn,
Die Sonne rot, die Frühlingsblätter braun und falb.
So sagt er wenigstens, und scheint gewiss zu sein,
Dass das Gewölb des Himmels nächstens brechen wird.
Doch dieser, den man Haberecht mit Recht genannt,
Ist seiner tiefgegründeten Unfelbarkeit
So ganz gewiss, dass er mir nie das letzte Wort,
Ob ich gleich Herr und Meister bin, gelassen hat.
So dienet er zur Übung mir der Redekunst,
Der Lunge, ja der Galle, das gesteh ich gern.

Sie.

Nein, ich werd' es nie vermögen,
Dieſe wunderlichen Frauen,
An der Seite des Verwandten,
Mit Vertrauen anzuſehn.

Er.

Könnt' ich irgend einem Freunde
Meine würdigen Begleiter
Auf ein Stündchen überlaſſen,
Thät' ich es von Herzen gern.

Sie.

Wüßt' ich meine kleinen Schätze
Irgend jemand zu vertrauen,
Der mir ſie ſpazieren führte:
Mir geſchäh ein groſser Dienſt.

Er.

Mein lieber Griesgram! was ich dir bisher verſchwieg,
Entdeck' ich nun, ſo ſehr es dich verdrieſsen muſs.
Durch Stadt und Vorſtadt zieht ein frecher Mann und lehrt,
Und ruft: ihr Bürger merket auf mein wahres Wort!
Die Thätigkeit iſt, was den Menſchen glücklich macht.
Die, erſt das Gute ſchaffend, bald ein Übel ſelbſt
Durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehrt.
Drum auf bei Zeiten morgens! ja, und fändet ihr,

Was geſtern ihr gebaut, ſchon wieder eingeſtürzt
Ameiſen gleich nur friſch die Trümmern aufgeräumt!
Und neuen Plan erſonnen, Mittel neu erdacht!
So werdet ihr, und wenn aus ihren Fugen ſelbſt
Die Welt geſchoben in ſich ſelbſt zertrümmerte,
Sie wieder bauen, einer Ewigkeit zur Luſt.
So ſpricht er thöricht und erreget mir das Volk.
Und niemand ſitzt mir an der Straſse mehr und klagt,
Und niemand flickt in einem Winkel jammervoll.

Ich brauche nicht hinzu zu ſetzen, eile hin!
Und ſteure dieſem Unheil, wenn es mög-
lich iſt.
(Grießgram ab.)
Dich aber, edler Haberecht, beleidigt
man
Noch ärger faſt; denn in den Hallen an
dem Markt
Läſst ſich ein Fremder hören, welcher
ſchwört,
Es habe grade Haberecht darum kein
Recht,
Weil er es immer haben und behalten
will.
Es habe Niemand Recht, als wer den
Widerſpruch
Mit Geiſt zu löſen, andre zu verſtehen
weiſs,

Wenn er auch gleich von andern nicht verſtanden wird.
Dergleichen ketzeriſche Reden führet er —
(Haberecht eilig ab.)
Du eilſt fort zu kämpfen? ich erkenne dich!

Sie.

Du haſt die beiden wilden Männer fortgeſchickt,
Um meinet willen merk' ich wol iſt es geſchehn,
Das zeiget gute Neigung an, und ich fürwahr
Bin auch geneigt, die kleinen Weſen hier, die dir
Verdrieſslich ſind, hinwegzuſchikken, wenn ich nur

Auch ſicher wäre, daſs Gefahr und Not
ſie nicht
Ergreifen kann, wenn ſie allein im Volke
gehn.

Er.

Kommt nur! ich geb euch beiden ſiche-
res Geleit.
(die Kinder treten aus dem Afil vor den Altar)
Geht nur ihr Kinder! doch erfüllet mein
Geſez,
Das ich euch wolbedächtig gebe, ganz
genau.
Gelbſchnabel ſoll dem Griesgram, wie
der Naſeweis
Dem Haberecht beſtändig aus dem Wege
gehn.
So wird es Eziele bleiben in der edlen Stadt.

Sie.

(die aus dem Aſil tritt und ſich neben den Alten auf die Mauer ſetzt)

Ich ſteige ſicher nun heraus
Und komme dir vertraulich nah.
O! ſieh mich an, und ſage mir:
Iſt möglich die Veränderung?
Du ſcheineſt mir ein jüngerer,
Ein rüſtig friſcher Mann zu ſein.
Der Kranz von Roſen meines Haupts
Er kleidete fürwahr dich auch.

Er.

Ich ſelber fühle rüſtiger
In meinem tiefen Buſen mich;
Und wie du mir ſo nahe biſt,
So ſtellſt du ein geſittetes
Und lieblich ernſtes Weſen dar.

Den Bürgerkranz auf meinem Haupt,
Von dichtem Eichenlaub gedrängt,
Auf deiner Stirne ſah ich ihn,
Auf deinen Lokken, wonnevoll.

Sie.

Verſuchen wirs und wechſeln gleich
Die Kränze, die mit Eigenſinn,
Ausſchlieſsend wir uns angemaſst,
Den meinen nehm' ich gleich herab.
(ſie nimmt die Roſenkrone herunter.)

Er.

(der den Eichenkranz herabnimmt)
Und ich den meinen ebenfalls,
Und, mit des Kranzes Wechſelſcherz,
Sei zwiſchen uns ein ewger Bund
Geſchloſſen, der die Stadt beglückt.
(er ſetzt ihr den Eichenkranz auf)

Sie.

Des Eichenkranzes Würde soll
Mir immer sagen, dafs ich nicht
Der edlen Mühe schonen darf,
Ihn zu verdienen jeden Tag.
(sie setzt ihm die Rosenkrone aufs Haupt.)

Er.

Der Rosenkrone Munterkeit
Soll mich erinnern, dafs auch mir,
Im Lebensgarten, wie vordem,
Noch manche holde Zierde blüht.

Sie.

(indem sie aufsteht und votirt.)
Das Alter ehr' ich, denn es hat für mich
gelebt.

Er.

(indem er aufſteht und vortritt.)

Die Jugend ſchätz' ich, die für mich nun leben ſoll.

Sie.

Haſt du Geduld, wenn alles langſam reifen wird?

Er.

Von grüner Frucht am Baume hoff' ich Süſsigkeit.

Sie.

Aus harter Schale ſei der ſüſse Kern für mich.

Er.

Von meiner Habe mitzutheilen ſei mir Pflicht.

Sie.

Gern will ich ſammeln, daſs ich einſt auch geben kann.

Er.

Gut iſt der Vorſatz, aber die Erfüllung ſchwer.

Sie.

Ein edles Beiſpiel macht die ſchweren Thaten leicht.

Er.

Ich ſehe deutlich, wen du mir bezeichnen willſt.

Sie.

Was wir zu thun verſprechen, hat Sie längſt gethan.

Er.

Und unſern Bund hat Sie begründet in der Stadt.

Sie.

Ich nehme dieſen Kranz herab und reich' ihn Ihr.

Er.

Und ich den meinen.

(ſie nehmen die Kränze herunter und halten ſie vor ſich hin.)

Sie.

Lange lebe! Würdige!

XXXVI

Er.

Und frölich lebe! wie die Rose Dir es winkt.

Sie.

Sie lebe! rufe jeder wahre Bürger mit.

I.

D. Fenks Leichenrede

auf den höchſtſeligen Magen des Fürſten von Scheerau.

D. Fenk hielt die Predigt im Kloſter Hopf an die Patres, da ſie aſſen. Schon vor acht Jahren hab' ich jedermann in der unſichtbaren Loge *) berichtet, daſs er vorher in der Kloſterkirche die Diſpoſizion dazu entworfen, während daſs man

*) I. B. S. 115.

den Magen beiferte. Seit dem las ich in Mofers Archiv, dafs aus Leichenpredigten auf Fürften vieles von ihrer Gefchichte zu fchöpfen fei; ich vertheile daher mit Freuden einige Exemplare vom Sermone an die Welt, zumal da man mich feft verfichert, dafs felber der Konfiftorialdirektor Fromman, der (nach Mofer) fieben tauſend fürftliche Leichenpredigten aufgefpeichert, die D. Fenkifche noch nicht hat erwifchen können.

Die Patres im Kloſter Hopf verdienen hier meinen öffentlichen Dank und Preis, dafs fie den Spafs, der den ernften Mann oft mitten in der Trauerrede auf den hohen Magen überfiel, ganz gut verftanden und vergeben haben. Diefes vermag die katholifche Kirche leichter als unfere. Gerade in die andächtigften Zeiten fielen die Narren- und Efelfefte, die Myfterienfpiele

und die Spaſspredigten am erſten Oſtertage, blos weil da das Ehrwürdige noch ſeinen weiteſten Abſtand von dieſen Traveſtirungen behauptete, wie der xenofontiſche Sokrates vom ariſtofaniſchen. Späterhin verträgt die Zweideutigkeit des Ernſtes nicht mehr die Annäherung des Scherzes, ſo wie nur Verwandte und Freunde, aber nicht Feinde einander vor den komiſchen Hohlſpiegel führen dürfen. —

Fenk machte ſchon vor dem Eſſen die Patres dadurch aufmerkſam, daſs er anmerkte, er würde nie, wenn er auf dem Throne ſäſse und davon tod herunterſänke, ſich in ſo groſsen breiten Bruchſtükken begraben laſſen wie die öſterreichiſchen Erzherzoge, nämlich nie, wie dieſe, blos Herz und Zunge in die Lorettokapelle bei der Hofkirche zu den Auguſtinern, Eingeweide und Augen in die h. Stefanskirche

und den Torso in die Gruft bei den Kapuzinern: — sondern jeder Stummel, schwur er, und jede Subsubdivision seines Gemächs müßte wie vom Osiris in ihren eigenen Gottesakker einlaufen. Denn — fragt' er die Väter — warum soll ein Regent nicht nach dem Tode eben so gut überall in seinem Lande sein, wie vorher, und zwar durch Repräsentanten, wozu seine Glieder sich so gut wie Staatglieder verstehen? Und wenn das gelte, fuhr er fort, so könn' er ja recht gut das geheime Kabinet zur Begräbnishapelle für seine Schreibfinger erlesen, die Antichambre für Milz und Leber, den Audienz- und Landtagssaal für die Ohren, die Kammer für die Hände; den Regensburger Re- und Korrelazionssaal als Familiengruft für die Zunge; — ja er könne die Königswege zur geweihten Erde seiner ersten Wege ausheben und den fernen Fuhrleuten die letzten geben, und die

Landſtände können ſich (die Reſidenzbeſitze ſein Herz) in ſeine einſaugenden Gefäſse theilen. „Mich dünkt — ſagt' er etwas „ſtolz, da er auf einmal die ganze ſchöne „Idee überſchauete — gegen ein ſolches „topografiſches Univerſalbegräbnis kommt „wohl wenig das elende kleine Parzial„begräbnis auf, wozu es einer und der „andere gekrönte Stammhalter dadurch„treibt, daſs er noch bey Lebzeiten nach „dem Chirurgus ſchickt." — —

Die Eskongregazion fand den Doktor ſo oratoriſch, daſs ſie ihn bat, ſtatt des Novizen, der eine Predigt über die Speiſetafel hinleſen wollte, ſelber eine eigne zu halten. Er zog ein Souvenir heraus und ſagte, dieſes ſez' ihn in Stand, dem eingeſargten Magen eine kleine rührende Tiſch- und Trauerrede zu halten; er bitte ſich blos vom Auditorium die Gefälligkeit

aus — weil er im Redefener etwas vor ſich ſehen müſſe zum Anſehen und Anreden, — daſs er einen im Zimmer zum Knäul aufgewikkelten Retter und Schirmer (oder wars ein anderer Jagdhund) für den Leichenmagen halte, und ſich ſämtlich für das Trauerkondukt des Schirmers. Dann trat er nach dem erſten Tiſchgebet ganz bewegt als Parentator vor das Thier, beſah es lange und hob an:

Betrübte Trauerverſamlung!

Nun haben wir unſern Landesmagen verloren; hier liegt ſein kalter Reſt auf die Bahre hingeſtrekt. Er, der ſonſt für uns arbeitete, wenn wir ſchliefen, rührt endlich aus von ſeiner Bewegung, welche ſo periſtaltiſch war. Wir wollen über das Staatsglied, das wir hier zur Ruhe beſtatten, zugleich die allgemeinſten und be-

ſonderſten Betrachtungen durch einander werfen.

Ein Fürſt repräſentirt das Volk, aber nicht blos mit dem Herzen den allgemeinen Willen, ſondern auch in mehren Ländern mit dem Magen den allgemeinen Appetit; in Spanien ſezen die Reichsgeſeze dem Könige täglich eine Schüſſelnzenturie vor; und in Frankreich lieſsen ſie für ihn nach dem Tode — denn der König ſtirbt da nie, nach der Fikzion — gerade ſo viele Tage lang kochen als Chriſtus hungerte, nämlich 40 *), ja die Bienen weiſen auf etwas Ähnliches; ihre

*) Erſt 40 Tage nach dem Tode wurde ein gallifcher König begraben; und ſo lange ſpeiſte' er auf der Serviette. Ein Prälat oder Kardinal verrichtete das Tiſchgeber mit ihm.

Dogaressa oder Fürstin wird durch zwei Umstände grofs und thronfähig, durch eine gröfsere Zelle — ein Bienen-Louvre und Eskurial — und durch fettern Fraſs, aus zerdrückten Bienenzungen bereitet. Im Letzten hält sich der König von Makoko ganz wörtlich an die Natur; er läſst sich täglich (nach Dapper) 200 gesottene und gekochte Landeskinder serviren. Wie hart! Wär' es nicht genug und etwas Ähnliches, wenn er entweder wie ein durchpassirender aufschnaufender Pascha Zahngeld für das Abnützen seiner Hundszähne eintriebe, oder für die Vakanz derselben blos aufserordentliche Steuern einfoderte? —

Daher wird sogleich nach der Krönung der Thron als ein Sessel an den Estisch gerückt, und Speisen ist der erste öffentliche Aktus des Neugekrönten; daher muſs des

Erbherr auf Bardolf, der die Grüze auf die brittiſche Königstafel trägt, der Herr von Lyſton, der das Gebäck auffezt, der Erbherr auf Skoulton, der Oberſpeckverwalter iſt, ſamt andern „Erblandküchenmeiſtern und Erblandvorſchneidern" früher ihrem Poſten vorſtehen, als andere Staatsbedienten von weniger Wichtigkeit, z. B. der Lord-Major oder der Sprecher des Unterhauſes.

Darum wird in beſſern Ländern darauf geſehen, daſs der Mundkoch nicht mit dem Regierungsrat, den man ſogern über jenen heben möchte *), in Eine Klaſſe ge-

*) Im Kölniſchen aber erhielt (S. Magazin zur geiſt- und weltlichen Statiſtik 1. Jahrgang VIII. 2.) der Mundkoch 602 Rthlr. Salar und ein Regierungsrat 260 Rthlr.; ſo daſs jeder nach Verhältnis das bekam, was er fodern konnte.

worfen werde, da jener doch am Ende für die längere Seſſionstafel arbeitet.

Daher ſpeiſte der verewigte Mogen, den wir hier verſenken, ſo oft öffentlich vor ſeinem ganzen Fürſtentum, um dieſem das Regieren zu zeigen, wie der Groſsſultan eben deswegen jeden Freitag in die Kirche geht. Der Dalai Lama hält es für hinlänglich, wenn er die Folgen von der Sache ſehen läſst. Der Negerkönig iſt ſo deſpotiſch, daſs er ſtets hinter der Decke iſst.

Das Geſandtenperſonale glaubt ſeinem repräſentirenden Karakter durch Gaſtmahle genug zu thun, die es theils giebt, theils beſucht. Auch geringern Staatsdienern darf er nicht ganz fehlen. Es verdient bewundert zu werden, wie ich ſonſt in der Fleiſchſcharre einer Provinz ſtand,

und mehrmals aus einem Rind, das eben ausgehauen wurde, den Adreſskalender der Honoratioren ſo komplet herſtellte, wie die Paſſionshiſtorie aus einem Hechtskopf; ich theilte die Männer blos, wie Friſch die Vögel, nach dem Futter ein. Dem regierenden Konſul, der am meiſten zu ſagen hatte, ſtarb vom Thier die Zunge an — fette Kollegen erhielten Fettſtükke — innere Ratsglieder hintere Rindsglieder — äuſsere nur vordere — der magern Kanaille, die nichts an ſich hat, als Haut und Knochen und einen leeren Magen, gehörte Maſtſtück, auch nichts Beſſeres.

Von den Opferſchalen, welche die Künſtler den alten römiſchen Kaiſern wie dem doriſchen Fries anbilden und anmalen, behauptete ich ſtets, daſs ſie nicht das Ausgieſsen, ſondern das Einſchöpfen vorſtellten. In der Natur flieſst zwar von

den Bergen den Thälern ſotto Erde zu; aber im Staate müſſen beſſer die Tiefen die Höhen. So iſt der päbſtliche Thron zwar ein Hungerthurm, aber nicht für den Biſchof Hatto droben, ſondern für die zappelnden Kirchenmtufe unten, die nicht hinauf können.

Betrübter Trauer- und Ekelsg! Du ſeufzeſt unter dem Genuſs des Leichenmahls, womit du das Abſcheiden unſers Magens feierſt, und die Biſſen treiben dir Thränen aus. Wiſche ſie ab; ſetze deine Trauer darein, daſs du in den Fußtapfen des hingegangenen Gliedes wandelſt. Ihr wiſſet, Leidträger, daſs ihr im Kirchenſchiff, euerem Proviantſchiff, nicht umſonſt fahret, ſondern daſs euer Leben ein langes Nachtiſchgebet ſein ſoll, hingebracht nicht in gelehrter Zerſtreuung, ſondern in genoſſener. Da der Klerus-Magen

in den Kloſter-Prytaneen der erweichte Vogelkropf am Staats-Foenix ſein ſoll; da die Kirche euch blos darum, wie den Epikur und andere Alte ſo oft faſten läſſet, um den Hunger zu reizen, und ſie euch ſogar das Gelübde des Schweigens unter dem Eſſen auflegt, damit es euch alles beſſer zuſchlage: ſo ſeid ihr verbunden, der groſſen Welt voranzugehen, die ſo ſchwache Eeluſt und doch ſo viel zu eſſen hatt weil ſie das Brokardikon Mauians, gilt nicht blos auf Dokumenten, einſchränkt: *non solent, quae abundant, vitiare scripturas*; d. h. es thut nichts, was zu viel daſteht. — Ritter Michälis bewies, daſs die Prieſter des alten Bundes bloſse Schlächter waren; und das ſei für euch!

Muntern euch keine Staatsglieder auf, die in ihren Pflichten ſtarben? — Hier liegt ein betrübtes aber groſſes Beiſpiel

vor uns; der hierunten seinem Erwachen entgegenschlafende Magen kam durch Arbeitsamkeit an den Ort, wo wir ihn betrauern. Er wollte zu viel auf sich nehmen und in Saft und Blut verwandeln — er wollte gleich den Wassern der Neptunisten ganze ausgeleerte Auferubänke für die Nachwels absetzen — er wollte eine europäische Niederlassung wichtiger Konsumtibilien werden und alles einführen: — jetzt schläft er.

Wird er aber wieder erwachen, unser hohe Magen zum Lohne seiner Arbeiten? —

Hoch- Hochwol- Wol- Hochedelgeborne Trauerversamlung! Das ist angemacht. Nicht zwar der irdische schwere Magen erseht, aber der verklärte. Bonnet und Platner kundschafteten im jetzigen Körper und Seelenorgan einen zwei-

ten Körper aus mit ſeinem zweiten Seelenorgan, und führen Gründe an, die es glauben laſen, daſs ſich das zweite konſerwire und letztlich auffchwinge. Iſt das, und ſüttert in der That ein feiner Unterziehmenſch den äuſsern groben aus: ſo muſs ſich auch in dem erſten Magen ein präformirter ätheriſcher aufhalten, wie beim Krebs der alte im neuen. Schon Van Helmont wikkelt die ſenſitive Seele in die Magenhaut und Parmenides gar den ganzen Geiſt — — Wie, ſollte keine glükliche Erfahrung die Hypotheſe eines Äthermagens ſtüzen? — Woher kommt es denn, daſs die vornehme Welt, wenn ſie den Erdenmagen ausgefüllet hat, ſich doch immer noch ſeinerwo Zehrung für den Himmelsmagen umſieht? —

Himmel! was ſind denn Schwergichte? — Sind das nicht eben die vol-

den Schüſſeln für den ewigen Magen, der ſie daher blos mit den feinſten Freſsſpitzen, mit den Sehnerven aufzehrt? Das Phänomen der Schaugerichte wurde bisher noch ſchlecht erklärt; und wenige Leute in Schulen wuſsten, warum ſie den Namen Schau-Eſſen Materien und Formen laſſen ſollten, die höchſtens nur für den Vogel Strauß brauchbar und nahrhaft wären. Allein es fährt Licht in die Sachen, wenn man erkennt, daſs eine ſpeiſende Hoftafel ja nicht blos die untern Seelenkräfte des Unterleibs, die nur materielle Trebern fodern, ſondern auch die obern Seelen- und Magenkräfte, die wie bey den Krebſen im Kopfe, und zwar im Auge ſitzen, entwikkeln will an optiſchem Manna. Veredelte überſinnliche Seelen dieſer Art, welche, dem Volke des Kteſias ſo ungleich, das ſich nur vom Geruch der Früchte erhält, viel feiner von der Fyſiogno-

wie deſſelben leben, dieſe haben in ihrem eignen Bewuſstſein den gewiſſern Beweis einer ſchönern höhern Natur, gleichſam des Magens eines neuen Adams; und bloſs darauf können ſie die Hoffnung ihrer Dauer bauen. Die Völker, welche Todten Speiſen vorſetzten und mitgaben, die er mit dem geſtorbenen Magen nicht verdauen konnte, ſcheinen etwas von einem fortlebenden ſupponirt zu haben. Indeſs, ſo wie ein Laſterhafter im ganzen Himmel kein Vergnügen fände, ſo würde ein Hungerleidender — voll grober Begierden — in einer ganzen Garküche voll Schaugerichte keine Sättigung gewinnen; er muſs erſt veredelt (oder ſaturirt) ſein. Gebildete Damen haben meiſt den irdiſchen Magen dermaſsen ertödet, daſs ſie — ſo wie Chriſtus (nach dem Klemens von Alexandrien) Eſſen genoſs, nicht weil ers brauchte (eine himliſche Kraft macht' ihn ſatt) ſondern

um ſich nicht das Anſehen eines Schein-Körpers zu geben — daſs die Damen gleicher Weiſe grobe Sachen eſſen (Schaugerichte beköſtigen ſie genug) ſondern um zu zeigen, daſs ſie ſelber keine Schau- oder Schein-Körper ſind, um ſo mehr, da ihre Pariſer Schau- oder Schein-Wangen-Adern-Haare ſo leicht dieſen Irrtum weiter ſäen.

Und ſo wird denn der ſelige Magen vor uns einſt die irdiſchen Schlakken abſchütteln und geläutert erwachen, und im Anſchauen ewiger Küchenſtükke leben." — —

So weit war D. Fenk, als der Pater Küchenmeiſter aus Bosheit den Schirmer mit einem Tritt auf den Schwanz erweckte, und ihm ein leeres Markbein zuwarf, ſo daſs der Hund anfing, mit dem Bein im Maul herum zu gehen. Inzwiſchen da der

Leichenredner nur noch fünf bis ſechs Kadenzperioden nachzutragen hatte: ſo ging er lieber fortfahrend hinter dem Thiere her und ſagte: „Und wir, wenn „wir Landes-Waiſen einſt unſerm hohen „Magen wieder begegnen und ihm danken „wollen für“ — — Da aber der Retter voll Verdruſs über das Nachſezen, vielleicht präſumirend, man woll' ihm den Knochen nehmen, zu murren anfing, und ſich wehren wollte, ſo fiel jezt die Sache ins Komiſche, und ſelber der Parentator muſste mitten im Jammer lachen, und brach ab . . . .

Jean Paul Fr. Richter.

II.

Das Gewitter.

Nach der Schwüle des Tages entwandelten Theon und Ida
Schmachtend dem engeren Raum, froh in die Kühlung des Hains.
Glühend ſenkte ſich tief ins ſchwebende Dunkel der Wälder
Schon die Sonn', und im Süd thürmten ſich Wolken empor!
Flichend ſchlüpften die Vöglein ins ſtill umblätterte Neſtchen,
Und in den dichteren Forſt tauchten die Vögel der Nacht.

Furchtſam ſuchet ſich Schutz wer nur das Leben begehret,
Doch der entfeſſelten Bruſt ſteiget dann höher der Geiſt!
Langſam irrten die Freunde durch leicht verſchlungene Pfade,
Ihnen entgegen floſs lieblich das purpurne Licht:
Wechſelnde Schimmer verweilten im Laubnez ſteigender Buchen,
Strahlenregen zerfloſs tropfend am weislichen Stamm;
Tief aufatmend erſtiegen ſie jezt den grasigen Hügel,
Der aus der Tiefe des Hains herrſchend die Scheitel erhebt.
Ebenen dehnen ſich dort mit ſtreifichtwallenden Saaten,
Und im hohen Geſtad ruhet ein ſilberner See!

Lieblich wogten die Fluten von ſinkender Sonne gerötet,
Die verſchwunden ſchon halb ruht' auf dem zitternden Blau.
Wer vermag ohne Wehmut dich heilige Sonne zu ſchauen,
Sinkeſt du glühend, voll Ernſt, ſtill zu den Manen hinab?
Ida ſeufzete tief — „Und wenn einſt du mir ſo hinſinkſt,
„Theon, dann leuchtet kein Tag fürder mir Ruh' in die Bruſt!
„Ida, mein Abendrot weilt, du ſinkſt im welkenden Schimmer!
„Ida, du lebteſt für mich! Ida, du ſtirbſt auch mit mir!"
Ida lächelte ſanft, wie Thau an der hangenden Blüthe,
Und ſie irrten verſtummt wieder den Hügel herab.

Hoch im Äther entglommen die ſchnellen ziehenden Wolken,
Tiefein wühlte der Sturm, Regen ergoſs ſich herab.
Abwärts im düſteren Hain vertieft ſich ein heimlicher Weiher,
Welchen der einſame Forſt kränzet mit grünlicher Nacht.
Weit hin deckte den Himmel der Donnerwolken Gewoge,
Und durch das ſchwärzliche Blau murmelten Donner dahin.
„Theon, wie bebt mir das Herz, von ſchweren Lüften umfangen;
„Hier auf der ſinkenden Höh atmet ſichs leichter empor" —
Lauter heulte der Sturm hervor aus den ſchäumenden Fluten,
Tobte mit ſchnellerem Flug wild durch die Wipfel dahin

„Weil' o Freundin allhier, wo aus einer Wurzel entſproſſen
„Dieſer Zwillingsbaum ſtolz ſich vom Abhang erhebt!
„Sicher ruheſt du hier am mooſigen Stamme gelehnet,
„Und der Bruderſtamm ſchützt freundlich den ruhenden Freund."
Beide nun atmeten ſtill, den Blick in die Wolken geheftet,
Blize zuckten herab, ſanken im wogenden See!
„Ida, der ſengende Bliz, er kühlt ſich in irdiſchen Fluten —
„Flamme des Geiſtes, dich kühlt niemals ein irdiſcher Quell!
„Theon, ein lächelnder Jüngling entküſſet die Flamme der Lippe,
„Nur im Erdbad verglüht ſanft das zerſchmolzene Herz!

Theon neigte ſich leiſ' an Ida's zitternden Buſen,
Und es ſenket ihr Haupt ſich auf des Ruhenden Stirn.
Himmel und Erde verſchwand den beglückten Ewiggeliebten —
Aber mit drohendem Ernſt wandelt die Wolke heran!
Regen tropfet nicht mehr; gefeſſelt ruhet die Windsbraut —
Ferngeſehen, und hoch zieht die Gewitternacht hin!
Weither flammet der Strahl hinab in die Wipfel des Baumes,
Und die Vereinten enthebt Zeus der umwölkenden Nacht.

Fr. Brun geb. Münter.

III.

Hugdieterich und Hildburg.

Nach dem Heldenbuch.

Zu Konſtantinopel ſaſs vor Zeiten ein reicher und gewaltiger König, der hieſs Hugdieterich, und konnte durch Gott und ſeine Tugend wol leben von Kindheit auf. Er war ſchön von Körper und ſein beſcheidenes Antliz roſenfarben. Seine Haare waren reizend, ſchön, braun

und blond und gingen ihm wol bis über die Hüften herab.

Sein Vater war der König Alfus oder Attenus, ein Herr in Griechenland. Der hatte einen Mann auferzogen, aus dem ein edler, kühner und löblicher Herzog geworden war, des Namens Bechtung, der Weise von Meran. Ihn liefs der alte König Alfus eines Tages zu sich rufen und sprach zu ihm: Sechzig Jahre lang habe ich dich ohne Verdrufs erzogen, das lafs mich nun auch geniefsen. Ich fühl', es, der Tod will mit mir fechten, und ich mufs die Welt nun verlaffen; darum o klarer Held, lafs dir meinen Sohn Hugdietrich, den lieben Erben mein, und auch mein Königreich befolen fein. Und mit fchwächerer Stimme fagte er weiter: Ich mahne dich jezt daran, dafs ich dich Werfen und

Springen gelehret, dir auch eine tugendliche und edle Herzogin zur Gemalin gegeben habe. Solches lehr' und thu' auch, ſo lieb ich dir ſein mag, an meinem Sohn Hugdieterich.

Die umſtehenden Ritter und Knechte, als ſie hörten, daſs der alte König die Annäherung des Todes fühle, geriethen in groſsen Jammer, der treue Bechtung aber ſprach: Nehmet hin die Treue mein, was ich euren Sohn lehren kann, das ſoll gewiſs geſchehen; ich traue aber auf Gott den reichen, daſs ihr noch geneſen ſollt. Der alte König antwortete: Nein, das mag nicht mehr geſchehn!

Am andern Morgen ſtarb der edle König. Da erhob ſich viel Klagen und Sorgen, wie ſeine Zucht es verdient hatte, und man begrub ihn mit groſsen Ehren. Bechtung aber nahm ſeinen jungen Herrn

zu ſich und erzog ihn bis ins zwölfte Jahr und lehrete ihn, wie der alte König verlangt hatte. Eines Tages ſagte ſein Herr zu ihm: Bechtung, du muſst mir jezt mit aller deiner Treue raten. Nach einer ſchönen Jungfrau ſteht mir der Mut, und gerne möchte ich eine ſchöne. Weil ich nun Ehre und Gut habe und mein Reich gar weit iſt, wer wollte mein Erbe ſein, wenn ich alſo ſterben ſollte; darum ſollt du mir eine Jungfrau werben.

Dem Bechtung war dieſe Äuſserung gar nicht unlieb. Er ſprach: Ich habe die Reiche der Heiden und Chriſten durchſtrichen, aber ſicherlich weiſs ich kein alſo ſchön Mägdlein, welche dir hier in dem Reiche der Griechen zum Weibe behagen könnte. Die eine, wäre ſie auch trefflich von Gemüte, iſt ſie doch

eine Unfreie und Dienſtweib; die andere, obgleich ſehr reich, iſt eine Schwarze, und ſo weiſs ich mit allem Sinnen keine Königin für dich zu gewinnen, wie ſie dir gebürlich ſein möchte.

Da ſandte Hugdieterich ſeine Boten in das Land, ſeine Dienſtmannen zu entbieten, und mancher kühne Mann verſammelte ſich um ihn, und er bat ſie alle sehr um ihren guten Rat. Aber ſie ſprachen: Lieber Herr, den kann dir nur Hechtung geben. Da wandte er ſich abermals an Hechtung und ſagte zu ihm: So gieb mir nun treulich deinen Rat, wegen einer feinen Jungfrau, die mir im Griechenreiche gebürlich ſein möchte. Hechtung antwortete: So thue ich dir denn, mein Fürſt, hiermit kund, daſs der König Walegund zu Salnek, nebſt ſeiner ſchönen Frauen Liebegard, eine ſchöne

und zarte Tochter erzogen hat. Hildburg heifst dieſes minnigliche Mägdlein, und ihres gleichen findet man nirgends in allen Landen, weder von Adel noch von Schönheit, ſo daſs ſie dir zum Weibe wol gar gebürlich ſein möchte. Nicht genug kann ich dieſes Mägdlein rühmen, denn ſie iſt von Schanden frei, Zucht und Schönheit, Liebe und groſse Tugend, Güte und Beſcheidenheit wohnen bei ihr und zieren ihre Jugend; ja dieſe hochgeborne iſt ſo wonniglich, daſs ihr Vater zu den Heiligen geſchworen hat, ihr nimmermehr einen Mann zu geben. Darum hat er die Wonneſame gar ſehr vermauert; denn in einem ſtarken Thurm, der auf einem guten Felſen ſteht, von gar viel hohen Mauern und drei ſehr tiefen Gräben umgeben, wohnt ſie, und auſser dem Vater und der Mutter kommt niemand anders zu ihr. Ein

Wächter muſs ihrer beſtändig hüten, ein Pförtner bringt ihr die Speiſen und eine Jungfrau dienet ihr, und ſo iſt ſie wol behütet. Wol zwanzig Jahre vor eures Vaters Tode ritt ich einmal hin zu dem König Walegund, da ſah ich zu dreienmalen dieſes ſchöne Mägdlein, und ich kann es wol unverholen ſagen, daſs ſie nicht ſchöner ſein könnte. Was hilft es nun aber, daſs ich euch geraten und von der minniglichen geſprochen habe, da wir ſie doch laſſen müſſen, und mit allen unſern Sinnen nicht holen und nicht gewinnen mögen.

Der König antwortete: Du weiſst wohl, daſs meine Jugend noch gar nicht geſchickt iſt zu Stürmen und zu Streiten und nicht weiſs, was ſie in der Not thun ſoll; darum rate mir durch Gott das Beſte, ſo wirſt du wol thun. Weil

mir aber der Mut nach der ſchönen Königin ſteht, ſo wollte ich wol, wenn es dir gut dünkte, ſpinnen lernen und nähen mit Seide und mit Faden, und mich in allem unterrichten, was einer züchtiglichen Frauen wol anſteht. Darum gewinne mir eine Meiſterin, die mir im Rahmen nähen lerne, nach meiſterlichen Pflichten wild und zahm, und wie man ſchöne Hauben wirket, mit breiten und ſchmalen Zirkeln, mit Hirſchen und Hunden, und andern lebendigen Thieren, und dann hoffe ich wol die edle Königin zu überwinden.

Bechtung und die andern, die zugegen waren, ſahen ihren Herrn voll Verwunderung an, daſs er, als ein Jüngling von zwanzig Jahren, ſo weislich ſprach, und der Herzog antwortete ihm: Ich will dir eine Meiſterin verſchaffen, welche

lich alles, was du verlangeſt, lehren ſoll. Und Hugdieterich lernte beinahe ein ganzes Jahr recht und züchtiglich, bis er alles, im Rahmen und ſonſt mit ſeinen Händen machen konnte, was ihn die alte Meiſterin lehrte. Er bemühete ſich auch, den Sinn einer Jungfrau anzunehmen und kleidete ſich als eine Königin, daſs ſein ſchönes Haar bis auf die Hüften herabwallte, und ſo, in einer Jungfrauen Gewand, liefs er ſich ſehen, indem er nach der Kirche ging. Und wunderbar genug, fragte jedermann, wer die Minnigliche wol ſein möchte? Der glückliche König freute ſich gar beſonders darüber, daſs ihn die Welt nicht erkannte, der Mut erhöhte ſich in ſeinem Herzen, ſein Schmerz war vergangen, und er gedachte bei ſich ſelbſt, es werde nun gut werden. Er ſagte zu dem getreuen Bechtung: Weil du geſehen haſt,

wie es nun um mich ſteht, ſo gib mir jezt deinen Rat, welcher Geſtalt und Weiſe ich von hinnen fahren ſoll, die edle Konigin zu überwinden.

Da antwortete der alte Herzog: ſolches kann ich dir wol ſagen, lieber Hugdieterich. Nimm mit dir funfzig Ritter, ſchön angethan und vierhundert Mannen, in wohlbereitete Ringe gerüſtet, dazu ſechs und dreifsig Jungfrauen, auch wonniglich bekleidet, und ein ſchönes Gezelt mit ſeidenen Schnüren. Damit ziehe in das Feld vor Salneck, befele deinen Dienſtmannen, das Gezelt künſtlich aufzuſchlagen, ſeze dich darunter und laſs die andern vor dir ſtehen. Nicht lange, ſo wird man einen Boten zu dir ſenden, dich zu fragen, durch welche Abentheuer du in das Land kommeſt? Dann, mein lieber trauter Herr, antworte dem Boten,

du wirſt eine edle Königin aus Griechenland und von deinem Bruder Hugdieterich vertrieben worden. Zwar wirſt du gerne in deinem Königreich geblieben, aber er habe dir einen heidniſchen Mann geben wollen, mit ihm zu leben und den habeſt du nicht gewollt. Darnach laſs den hochgebornen König bitten, daſs er dich behalten und mit Gewalt vor dem Zorn deines Bruders ſchützen mögy. Ich weiſs, er wird es ſchier thun, denn er iſt ein Biedermann, und ſo bleibe du dort und ſende die andern wieder zurück. Haſt du bis ins dritte Jahr zu deinem Frommen geworben, ſo werde ich ſelber kommen, dich zu ſehen und ob dir kein Abentheuer zu Salach geſchehen ſei.

Dieſes guten Rates wurde Hugdietrich gar froh und ſchnelliglich bereitete er ſich demſelben gemäs, mit den

Rittern und den vierhundert Mannen in Ringelrüſtungen, und den ſechs und dreiſsig Jungfrauen wonniglich bekleidet. Auch ein Zelt von ſeidenen Schnüren und ander Geſchmeide wurde ihm bereitet, und er ritt von dannen und sog ohne Aufenthalt immer weiter, bis er am fünfzehnten Morgen vernahm, daſs er vor Salnek angelangt ſei.

Vor Salnek fanden ſie ein ſchönes und weites Feld, da ſchlug man ſogleich das Gezelt des Königs auf, und die Köpfe gaben Glanz und wonniglichen Schein, daſs Walegund die Gäſte bald erblickte. Er ſprach: Was mag das wol ſein und ſchickte Hertgund, den Held zu ihnen, ſie zu fragen, durch welch Abentheuer ſie in das Land kämen? Und der alte Ritter ging, wie es die Sitte mit ſich brachte, hinaus für die Pforte und empfing den

König Hugdieterich, welchen er in einer Jungfrauen Weise vor sich sitzen sah, gar tugendreich mit folgenden Worten: Zarte und anmutige Jungfrau, ich bin zu euch gesandt, zu fragen, um welche Abentheuer ihr in dieses Land gekommen seid?

Hugdieterich antwortete ihm unverzagt: Ich bin aus dem Griechenlande, eine elendreiche Magd; denn mein Bruder Hugdieterich thät mich vertreiben und gerne möchte ich hier bleiben, bei dem tugendreichen König, und dafs der hochgeborne mich nicht verstiefse, bis mein Bruder von seinem Zorn gegen mich ablafst. Gar oft ist mir gesagt worden, wie er ein frommer Mann sei, das soll er mich arme Magd nun heute noch geniefsen lassen.

Hortgund ging in die Veste zurück, und als er den König gefunden hatte,

ſagte er: Herr, fremde Gäſte ſind in das Land kommen. Es iſt eine edle Königin aus Griechenland, die kommt ohn' alle Schande hier auf die Gnade dein; die ſollt ihr nicht verſchmähen, Herr König, ſondern alſogleich ſchön empfangen. Und Walegund, der tugendliche, ging ſogleich hinaus. Hugdieterich lieſs ſich vor ihm nieder auf die Knie und ſprach: Laſst euch, mein lieber trauter Herr und auserkorner König, mein ſanftes Grüſsen angenehm ſein und behaltet mich ſelb viert, bis mein Bruder ſeinen Zorn vergeſſen hat. Der König antwortete: Bei meiner Treue, ſeid ihr eine Königin, ſo ſollt ihr euer Knien gegen mich ſein laſſen. Zeigt mir an, was ihr wollt und was euer Herz begehren mag, denn als ihr euch gegen mich ſtellet, das bin ich doch nicht wert. Ihr ſollt nebſt eurem Geſinde ſtets bei mir bleiben, und Speiſe,

Zeitvertreib, Roſſe und gute Kleider ſollen euch durch meinen Willen werden. Hugdieterich ſprach: Leider mag das nicht alſo geſchehen; denn ein edler und mächtiger Herzog Bechtung, deſſen Land Meran iſt, hat mich mit ſeinem Heer nur geleitet und nimmt es wieder mit ſich, darauf habe ich ihm meine Treue zum Pfand gegeben. Walegund entgegnete ihr: Bechtung, den ihr mir nennet, zarte und klare Jungfrau, den hab' ich ſchon vor vielen Jahren gekannt. Un er ſchenkte ihm ſchöne und koſtbare Kleider, und ſchickte ihn wieder heim in ſein Land, Hugdieterich aber blieb da.

Walegund, der reiche König, nahm die Jungfrau tugendlich bei der Hand, und führte ſie in ſeine Burg. Da kam ihr die alte Königin entgegen und empfing ſie mit freundlichem Sinne. Darauf ſah ſie ihren

Herren an und ſagte: Wenn ihr mir's nicht verwehren und meine Rede verſtehen wollt, ſo muſs ich euch ſagen, daſs es mir in meinen Sinnen dünkt, dieſe Jungfrau ſei ein Mann, und will uns vielleicht unſer Kind mit Liſten abgewinnen. Die Rede laſſet ſtehn, ſprach der König Walegund, ihre Farbe iſt ja minniglich, wie möchte ſie ein Mann ſein. Nun ſo rede ich auch kein Wort mehr, ſagte die Königin, ob es mir gleich gar ſehr mein Herz entzündet hat.

Und man hieſs einen Seſſel herfürtragen für Hugdietrichs, mit Seide umwunden und mit Gold wol beſchlagen und der König fragte die Jungfrau, wie ſie hieſse, und ſie antwortete ihm: Ich heiſse Hildegund. Darnach begann ſie ſehr fein und klar zu ſpinnen, als es nie von einer Königin beſſer geſchehen, und zeigte, wie

Se Gold und Seide in einander drehen, auch mancherlei Vögelein gar ſchön und künſtlich nähen konnte. Als die alte Königin dieſe hübſche Kunſt ſah, ſprach ſie mit ſanfter, ſüſser Stimme zu Hugdieterich: Das ſollt ihr mir zu Ehren zwei kleinen Mägdlein lehren. Er antwortete: Nun das ſoll ſein. Ich will es euch wol lohnen, ſchöne Jungfrau, ſagte die Königin, und euch darum hold ſein und mein Silber und Gold geben. Und Hugdieterich lehrte ihren Mägden wol ein halbes Jahr lang allerlei Jagdſtükke ſchön mit klarem Golde wirken. Auf lieblichen Tiſchtüchern und ſchmalen und breiten Handtüchern, wie man ſie den Königen bei groſsen Feſtlichkeiten reichet, ſah man an den Enden Papageien und Zeiſige, Troſcheln und Nachtigallen. In der Mitte fand man Greife und ſchöne Adler und weiterhin einen Falken, wie er nach

dem Walde flog und andere gemeine Vögel ihm folgten. An einem andern Ort ſah man einen Lindwurm, vor dem ein Löwe ſtand, der ihn angreifen wollte; oder man ſah einen Hund, der gar behende einen Haſen trug; oder einen Leoparden, der von Hunden, von rotem Golde gemacht, verfolgt wurde; auch waren ſonſt noch Hirſche, Hunde und Fiſche darauf genäht.

Manch hochgeborner Mann ſah über Tiſche dieſe künſtliche Arbeit und der König Walegund fragte: wer mag dieſe ſeltſame Wunder, die da vor uns ſtehen, genäht haben? Einer ſeiner Helden antwortete ihm: das thät die ſchöne Hildegund aus Griechenland. Das ganze Hofgeſinde wurde ihr deswegen hold. Man ſuchte dem König ſchnell alle ſein geſponnenes Gold, und er bat die Jungfrau

allein, ihm eine Haube blos von lichtem und klarem Golde zu wirken. Hochehrent sprach sie: das soll geschehen, edler Fürst, und als die Haube fertig war, rief sie ihn, die werte Königin, und sezte ihm die schöne Haube auf, indem sie sagte: Die sollt ihr ohne Schande vor euren Gästen tragen, damit wenn sie wieder in ihre Heimat kommen, sie sagen können, ihr trüget ein wonnigliches Kleid. Tugendlich dankte der König der hochgebornen Magd. Ihr habt mir meine Bitte wohl gewähret, viel schönes Mägdlein, sprach er, darum was ihr von mir begehret, soll euch immer geschehen, und was euer Herz verlangt, zarte und schöne Jungfrau, soll euch bei meiner Treue gar bald von mir gewähret sein. Mag das beständig so sein, entgegnete Hugdieterich. Ja, antwortete der König, bei meiner Treu. Nun so heisset, lieber Herre.

eure Tochter zu mir kommen, dann will ich auch nichts weiter, wegen dieſer Hauben haben. Euer Verlangen ſei euch gewähret, ſprach Walegund, und hättet ihr, reine Jungfrau, noch viel anderes begehrt, Bürger oder Land, Gold oder Silber, bei meiner Treu zum Pfande, ich hätte es euch geben wollen.

An einem Pfingſttag brachte man das werte Mägdlein, und Hugdieterich empfing ſie tugendlich und ließs ſich vor ihr auf die Knie zu der Erde nieder. Da ſprach die junge Königin: Ach minnigliche Jungfrau, laſst euer Knien ſein. Während dem erhob ſich ein Getümmel des Hofgeſindes in dem Pallaſt, wie man die Tiſche richtete in dem Saal. Als nun der König in Begleitung manches hochgebornen Mannes zum Eſſen gehen wollte, verlangte die alte Königin mit den zwei

königlichen Jungfrauen allein zu Tiſche zu gehen. Dem geſchah auch alſo, und man ſezte die Beiden einander gegenüber. Wie mag dem Hugdieterich doch wol geweſen ſein, als er jezt der Minniglichen gegenüber zu Tiſche ſaß? Er ſchnitt ihr das Brod vor, und betrug ſich gegen ſie mit viel hübſcher Hofzucht. Liebegarde, die viel werte Königin, erblickte und beobachtete ihr beider ſchön Geberde und ſprach: Du ſollt auch Hofzucht lernen, meine viel liebſte Tochter.

Walegund, der feſte König, war unterdeſſen, wie es ſich ziemte, bei ſeinen Gäſten, die er geladen hatte. Ein Graf fragte ihn: ach edler König, wer hat euch denn das ſchöne Hauptgewand und köſtliche Kleid hergeſandt? Das thät eine wonnigliche Magd aus dem Griechenlande, antwortete der König, die mein

Geſunde und hier bei meiner Tochter iſt. Darauf ging er geſchwinde hin zu den Geſpielen und ſie ſaſsen da beide und hatten hohen Mut und wer ſie hätte ſcheiden wollen, das wäre nicht gut geweſen. Hildburg, des Konigs Tochter, wollte die Hildegund nicht entbehren, und ſprach zu dem König: Lieber Vater mein, ich bitte, daſs es euch gefallig ſein möchte, die minniglicho Magd mit mir kehren zu laſſen, ſie wollte mich gerne auch reiche Hauben wirken lehren. Der reiche König antwortete: darum würde ich ihr hold ſein, ihr willig von meinem Silber und Gold geben und wollte ihr, auf meine Ehre einen König unterthan machen. Hildegund ſprach: Mein lieber Herr, ich will keinen Mann.

Nachdem die Feſtlichkeit bei Hofe ein Ende hatte und die Gäſte wieder von

danam geſchieden waren, nahm der König die beiden Geſpielen bei der Hand, führte ſie ſchnel auf den Thurm, und ſchloſs ſie da mit einander ein. Noch nie ward Hugdieterichen eine Freude ſo groſs. Der König that, wie er ſollte, und liefs ihnen ein gut Gemach und alles, was ſie nur haben wollten, nach ihrem Willen bereiten und ſchaffen. Der Wächter und der Pförtner muſsten ihnen dienen, und was ihr Begehr war, das gab man ihnen hinein —

Hugdieterich lehrte nun dem holden minniglichen Mägdlein das rote Gold ſpinnen, welches er mit Seide vermehrte und ſie darnach unterrichtete, wilde und zahme Thiere damit in dem Rahmen zu ſtikken. Und nun höre man, ob der reine Fürſt nicht groſser Tugend pflog! Wol zwölf Wochen lag er allein bei der

ſchönen Magd, ohne daſs ſie es innen ward, wie er ein Mann wäre. Endlich aber entbrannten die ſtarken Sinne ſein Herz, er wollte nicht länger warten und konnte ſich nicht mehr verhelen. Er umſchloſs ſie mit beiden Armen und erwarnte von Liebe, daſs es das Mägdlein verdroſs und ſie zu ihm ſprach: Ach meine traute Geſpiele, was meinſt du mit dieſen Liebkoſungen, und wovon mag die Rede ſein? Da antwortete er: Ich bin ohn' alle Schande kein minniglicher Mägdlein, ſondern der König Hugdieterich aus Griechenland. Um deinetwillen hab' ich groſse Arbeit erlitten, das ſoll mich aber nicht gereuen, du kaiſerliches Mägdlein, und ich ſchwöre dir hier, du wolgethane Jungfrau, daſs du mit Ehren

unter der Krone gehen ſollſt. O weh! der gröſsen Not, ſprach die Königliche, wird es mein Vater innen, ſo iſt es unſer beider Tod. Er aber überredete die Gute, daſs ſie ihr Weinen lieſs, und hieſs ſie zu ihm rükken, dem ſo wol zu Mute war.

Seitdem lebten ſie nun wieder wol ein ganzes Jahr und ſechs und dreiſsig Wochen mit einander, ohne daſs es jemand innen oder gewahr werden mochte, wie er ein Mann wäre, obgleich die alte Königin oft und häufig zu ihnen kam; bis endlich die reine Königin empfand, daſs ſie ein Kind unter ihrem Herzen trage. Gar heiſs fing ſie da an zu weinen, wand ihre Hände und ſprach mit groſsem

Leide: O lobenswürdiger Fürſt, unſer beider groſse Freude muſs nun ein Ende haben; dann ich hab' es wol empfunden, daſs ich ein Kindlein trage und wir müſſen zu der Stunde nun beide geſchieden ſein, obgleich, ſo viel wir auch ſinnen mögen, wir doch nicht hinab kommen werden. Hugdieterich antwortete ihr: Schweig, du liebe Königin, und gehab dich wol durch Gott! denn bei Gott im Himmelreiche, der dir, ſchönes Mägdlein, Seele und Leib erſchaffen hat, ſteht unſer beider Leben. Er wird uns gnädiglich helfen und uns ſeinen Rat geben, darum ſo ſollt du nicht verzagen, du kaiſerliches Weib.

Als nun die alte Königin Liebegard darnach mit Freuden nach dem Thurme

kam, die beiden feinen Mägdlein zu besuchen und zu erfahren, ob ihnen nichts geschehen wäre, sprach Hildburg gar sittsam: Ach meine liebe Mutter, ich wollte dich gerne bitten, ob es nicht dein Wille sein möchte, dafs du mich mit dem Mägdlein hinaus auf die Zinne gehen liefsest, damit wir unsere Augenweide an dem freien Felde hätten. Die Königin sagte: das mag dir nicht schaden, dafs ihr euch auf der Zinne ergötzet, und sie fafste mit jeder Hand eines der Mägdlein und führte sie hinaus an das Ende der Zinnen. Da sahen sie zu derselben Stunde auf dem Gefilde einen Haufen daher eilen mit Speer und Schild, und manchen hochgebornen Mann im Sturmgewand.

Die ſchöne Hildegund merkte ſogleich was es war und ſprach: die dort her reiten, ſind mir wol bekannt. Es iſt der reiche Herzog von Meran und gewiſslich hat ſie mein Bruder Hugdieterich hergeſandt und will ablaſſen von ſeinem Zorn. Hildburg erſchrack gar ſehr, er aber ſagte: bei aller Frauen Ehre, nun ſchweig du ſein! So laſs dieſe Rede ſein, antwortete ſie, denn wenn ich dich in alſo kurzer Stunde verlieren ſollte, du ſchöne Hildegund, man müſste mich tod hinwegtragen. Da entgegnete ihr Hugdieterich: Du liebſte Geſpiele mein, wäreſt du auch ſo lange in fremdem Reiche und in ſolchen Schmerzen geweſen, und man ſendete nun nach dir, du würdeſt dich gewiſs auch von Herzen freuen, das glaube mir.

Unterdeſſen war nun Bechtung, der ſo gewaltig, von manchem kühnen Waigand begleitet, in das Land gekommen war, vor der Burg des Königs angekommen. Mit Geſang kamen ſie auf den Hof geritten und wurden gar ſchön und nach ritterlicher Sitte empfangen. Sie übten da ihre Kräfte, bis man ihnen Eſſen und Wirtſchaft genug brachte und verſchaffte, als ſie nur immer brauchen mochten.

Die alte Königin ging nun von den Jungfrauen weg, um zu ſchlafen, und der König Hugdietrich that auch alſo. Als er nun aber auf dem Bette lag, hatte er mancherlei Gedanken und es rang in ſeinem Herzen, wie die Sachen einzurichten wären, wenn er jetzt von hinnen

ſcheiden ſollte, daſs er die Ehre der Königin behielte. Er ſprach zu ihr: Du minnigliche Frau, weil ich dir gelobet habe, daſs du im Griechenreiche unter der Krone gehen ſollſt, ſo laſs es dich nicht verdrieſsen, mich jetzt zu verlieren, denn ich will es dich genieſsen laſſen. Wenn nun die Zeit kommt, daſs du mit unſerm lieben Kinde, welches wir von Gott haben, zur Arbeit gehen ſollt, dann winke den Wächter herein, und heiſs ihn dir eine feine Jungfrau bringen, die laſs es auf dein Begehr in das Münſter tragen, damit ihm ein weiter Prieſter die Taufe nicht verſagen möge. Und du, minnigliche Königin, wenn es ein Knäblein wird, ſo heiſs es Dieterich, als ich dir lieb ſein mag.

Sei es aber Tochter oder Knabe, erziehe es würdig, und magst du, reiche Königin, so komme zu mir hinab. Zu deinem Dienste nimm vier Ritter und Mägdlein mit dir, der Wächter und Pförtner werden mir mein Kindlein bringen. Beginnt ihr euch nun dem Griechenlande zu nähern, so werde mir eilends ein Bote gesandt, dann will ich dir mit manchem werten Mann entgegen eilen, und dich über alles, was ich zu der Zeit haben werde, gewaltig machen. Hildburg antwortete: Lieber Herr, wenn ich deinem Rat folgen soll, schäm' ich mich doch allzu sehr, darum durch Gott thu' so wol und gewinne mir die, die du gerne haben willst.

Hugdieterich ſtand auf von dem Bette, ging dahin, wo er den Wächter fand, nahm ihn bei der Hand, führte ihn in eine Ekke und ſagte: Ich habe ein Anliegen, und wollte, daſs ich es dir ſagen dürfte. Wüſste ich daſs du ſo verſchwiegen wäreſt, es zu vertragen, ich wollte dir mein Herz aufſchlieſsen, und du ſollſt es wol genieſsen, wenn du verſchwiegen ſein willt. Der Wächter ſprach: Ach hehre Jungfrau, ich gelobe euch, daſs mir nimmermehr kein Wort für meinen Mund kommen ſoll.

Nun ſo behüte die junge Königin vor aller Not, ſagte Hugdieterich, bis ſie ein kleines Kindlein hier gebären wird, dann ſollt du Gevatter werden und es

mir heim tragen. In grofsen Ängſten ſprach der Wächter: Ihr wiſst nicht, was ihr ſagt! Vernähme der König Walegund dieſe Mähre, es würde mir wahrlich übel ergehen, denn er liefs mich zur Stunde aufhängen. Wie hätte ich denn gehütet, wenn jemand herein kommen wäre? Ach übergütete Jungfrau, laſst dieſe Rede ſein.

Ohne alle deine Schuld iſt es ſo hier gethan, und der edle König wird dir auch ferner ſeine Huld nicht entziehen. Ich bin keine feine Jungfrau, ſondern ich heiſse Hugdieterich, und wiſſe, von mir trägt Hildburg das Kindlein. Und nun Wächter, merke auf, was ich dir ſage, und unterbreche mich nicht. Bei

meiner Treue, eine ganze Grafſchaft will ich dir darum geben, die forthin dein eigen ſein ſoll, wenn du mir die Frau und mein Kindlein bringeſt. Nimm vier Ritter zu dir und vier Mägdlein, auch den Thorwächter, darzu mein Kindlein, und bringt ihr mir meine Frau, ſo gebe ich euch, bei dem Pfande meiner königlichen Treue, ein Land dafür.

Der Wächter, dieſer guten Gelübde froh, und auch der Pförtner, gelobten dem Könige ihre Treue feſt zu halten, daſs es verſchwiegen bleibe, und auch das Beſte zu thun, wenn die Königin geneſen würde. Hugdieterich ging nun wieder zu ſeiner Frauen und ſprach gar tugendlich zu ihr: Wenn ich nun das

Land rühme, du hehre Königin und kaiſerliches Weib, hab' ich wol für dich und deine Ehre geſorgt.

Als nun der Tag heraufdringen wollte, ließ man aufſtehen und die Meſſe ſingen hören, und als das gethan war, begann Rochtung zu ſagen: Möcht es mit Willen ſein, ſo wollt' ich gerne die edle Königin ſehen, nach der ich von meinem hochgebornen König bin geſendet worden, und die Fahrt nun vollendet habe; denn ſein Zorn iſt vergangen, und ich ſoll die wolgethane nun aus der Fremde wieder in die Heimat führen. Da nahm Walegund behende das Wort und ſprach: Ich werde ſie nimmer laſſen, denn ich habe ſie meiner Tochter

für eigen gegeben, der ſoll ſie Treu erzeigen, dieweil ſie das Leben hat, und das hat die wolgethane mir auch ſicherlich verſprochen. Bechtung ſprach: Reicher Fürſt, man ſoll mich ſie ſehen laſſen.

Da holte man die beiden Mägdlein von dem Thurme herab, und es mag keinem Menſchen ſo Leid geſchehen, den man zugleich zum Grabe des Vaters und der Mutter führet, als Hildburg geſchah, da ſie gedachte, daſs ſie nun Beide ſcheiden müſsten. Hugdietrich aber als er ſeinen Meiſter ſah, empfing ihn gar freundlich und ſie ſprachen folgendes mit einander.

Ach mein lieber Meiſter, ſo lieb ſich euch ſein mag, ſagt mir, was thut

mein junger Bruder? — Hochgeborne Jungfrau, antwortete Bechtung, er will seinen sehr grosen Zorn von euch ablassen, das gebe ich euch meine Treue zum Pfande, lobenswürdige Jungfrau: er will auch, dass euch Burgen und Lande untertheu werden und euch nicht vertreiben.

Walegund sprach: Feine Jungfrau, ihr sollt durch meinen Willen jezt hier bleiben, sagt mir nur was ihr wollt; denn was euer Herz begehrt und wohin nun euer Sinn gestellt sein mag, das soll euch gewährt sein. Da sagte Hugdieterich seinem lieben Meister ins Ohr: Ich habe zwar die edle Königin erworben, aber lass dich nicht abtreiben und führe

mich mit dir davon, denn wenn du mich hier bleiben läst, ist es um mich gethan.

Die beiden Mägdlein saſsen darauf mit einander bei Tische, die eine im groſsen Leide, die andere aber gar froh. Hildburg in groſsen Schmerzen weinete inniglich, worüber sich Hugdietrich von Herzen erfreuete. Und er stand auf und ging hin zu dem König Walegund, liefs sich tugendlich vor ihm auf die Knie nieder und sagte: O Herr und tugendhafter Mann, gebt mir Urlaub; Gott dank' euch eure Ehre, die ihr mir gethan habt. Walegund antwortete: Gegen euren Willen soll euch Niemand haben; aber wer wird Hildburgs Trauer stillen, deren Freude nun vergraben wird?

Da zog der Held ein güldenes Fingerlein von der Hand, ging hin zu Hildburg und sagte: Sieh hier meine liebe Freundin, trag das um meinetwillen an der Hand; ich werde gewifs dein Trauern stillen, dafür gebe ich dir meine Treue zum Pfande.

Der reiche Walegund hiefs ein Gewand herbringen, das war fein gewirket, und gar wonniglich mit rotem Golde und kleinen edlen Perlen beschlagen. Er sprach zu Hildegund: Nimm es hin durch den Willen mein, du reine Jungfrau. Und nun wurde ein Wagen, künstlich von Gold bereitet, vorgeführt, die Königin zu empfangen und mit drei seinen Jungfrauen hinweg zu führen.

Walegund ſchickte ſich auch ſelbſt an, ſie zu begleiten, und er ritt mit ihr wol eine Meile Weges. Beim Abſchied ſagte er: Edle Königin, ich wollte gerne, es wäre euer Wille geweſen, hier zu bleiben. Hugdieterich antwortete: Ach Walegund, mein Herr! laſs dir Hildburg gnädiglich befolen ſein.

Nun ritt Hugdieterich recht gewaltig weiter und heim in ſein Land. Viel manche reine Ritter kamen ihm entgegen und empfingen ihn, wie es ſich wol geziemte. Unverdroſſen kamen ſie nach Konſtantinopel, und nach ritterlicher Sitte ſtiegen ſie von den Roſſen. Da führte man den König unter lautem Schall, der von allen Seiten ertönte,

in seinen Pallaſt. Wol ein ganzes Jahr lebte dieſer Fürſt nun hier allein und ohne ſeine reine Frau, aber ſo oft er an die minnigliche gedachte, war es ihm, als müſſe er ohnmächtig werden.

Hildburg ging, als die liebe Geſpiele ſie verlaſſen hatte, wieder zurück auf ihren Thurm, aber in groſsem Leide, ja ihr bitterliches Leid, Hugdieterich nicht mehr um ſich zu ſehn, war ſo groſs, daſs ſie ſich die ſchönen, ſeidengleichen Haare vom Kopfe riſs. Da ſprach der Wächter zu ihr: O edle Königin, laſſet eures Herzens Trauren und eure Klagen ſein, bis daſs euch, klare Jungfrau, der liebe Tag erſcheint, den ihr erwartet. Dann helf' ich euch für-

wahr, ſo gut ich nur immer mag. Die minnigliche Hildburg verbarg nun zwar faſt ihren Kummer, aber er war ſo gar kräftig und ſtark, daſs ſie doch oft[illegible] häufig weinen muſste, bis die Zeit kam, daſs die Reine eines ſchönen Sohnes genaſs. Es geſchah Morgens, ehe noch die Sonne aufging, daſs ſie im Verborgenen ein Söhnlein gebar. Bald darauf winkte ſie den Wächter herein, und der brachte ihr ohne Beſchwerde eine ſchöne Jungfrau. Da ward das kleine Kindlein gewaſchen und gereinigt, und Hildburg befal der Jungfrau, es in das Münſter zu tragen, und nicht nachzulaſſen, bis man es taufen und Dieterich heiſsen würde. Auch begann ſie gar geſchwinde aufzumerken und zu ſpähen, ob ſie kein Zei-

chen an dem Kinde ſehen möchte, und als ſie es umwande, fand ſie ein Kreuzlein, an dem ſie es als ihr Kind wol erkennen konnte. Als es nun aus dem Bade genommen war, legte man es hübſch in reine, ſeidene Tücher und wikkelte es in ein wohl bereitetes Kiſſen, um welches man, ſtatt des Wiegenbandes, einen reichen, ſeidenen Gürtel wand.

Indem erſchien die alte Königin Liebegard, die mit Freuden zu ihrer Tochter gehen wollte, vor dem Thurm, und bat den Pförtner ſehr, ſie einzulaſſen. In gröſsen Ängſten rief er der Königstochter zu: Verbergt das Kindlein, denn ich fürchte, daſs es weinen wird, da es erſt geboren iſt, und ſo müſsten wir alle zu-

ſammen das Leben verlieren. Sie ſagte: Herr Gott der reiche, der mich erſchaffen hat, der helfe uns gnädiglich und gebe uns ſeinen Rat. Da ſprach der Wächter: Habet guten Mut, ich habe eine Liſt erdacht. Wenn es euch gut dünket, wollen wir das kleine Kind, es heimlich zu verbergen, in den Burggraben hinablaſſen, bis wir wieder allein ſind und gute Weile haben. Hildburg fand dieſes gut, und ehe noch die Königin auf den Thurm kam, war das kleine Kindlein ſchon in den Graben hinabgelaſſen.

Gar züchtiglich kam nun Liebegard zu ihrer Tochter, als ſie dieſelbe aber erblickte, rief ſie aus: Wie biſt du doch

ſo blaſs, und was iſt dir heute geſchehen? — Ach! ich wäre faſt verdorben, ſagte die Tochter, ich weiſs nicht wie mir war, und war wol dem Tode nahe, aber es wird mir durch Gott wol beſſer werden. Liebegard ſorgte für ihr Leben und liefs edle und gute Speiſen bringen, und bereitete dieſelben, wie ſie ihr nützlich ſein konnten. Die junge Königin pflegte unterdeſſen doppelte Sorge in ihrem Herzen, daſs ihr Kindlein ſo unbehütet und allein in dem Hag lag und ſie nicht wuſste, wie ihm war, und daſs ſie bald geneſen möchte. Dieſer Schmerz und ſolche groſse Pein drückten die Edle in ihrem Herzen und thäten ihr gar weh. Die Mutter aber blieb bis ſpät an den Abend, ehe ſie von ihr ging.

Das kleine Kindlein lag unterdeſſen den ganzen Tag allein in dem Hag und pflegte ſeines Schlafes; denn da ihm durch Baden und Einbinden ſein Recht geſchehen war, ſchlief es geſchwind ein, daſs man es eben ſo wenig hörte als ſah. Ein Wolf, welcher oft in den Hag kam, Hüner und Kapaunen zu fangen, fand jezt das Kindlein, faſste es mit den Zähnen an dem Bande, und trug es hin in den Wald in eine Höle zu ſeinen vier jungen Wölfen, die waren erſt drei Tage alt und noch blind. Er legte es bei ihnen nieder, damit es ihre Speiſe ſein möchte; weil ſie aber wegen groſser Jugend noch blind waren und auch die Mutter ſuchten, ſo blieb das Knäblein unverſehrt.

Wir laſſen es jetzt bei den Wölfen liegen, und hören wieder von der jungen Königin erzählen. Dieſe, ſobald ihre Mutter ſie verlaſſen hatte, winkte dem Wächter, zu ihr hereinzukommen und ſprach in groſsen Ängſten: Wo iſt mein Kindelein? — Der Wächter flieg ſogleich gar behende in den Burggraben hinab und an den Ort, wo er das Kind hingelaſſen hatte, er konnt' es aber nirgends finden, weil es hinweggetragen war.

Da dachte er gar geſchwinde: Was ſoll ich dazu ſagen? Und ſein Herz ſchwebte in groſsen Sorgen, bis er ſich vornahm, dieſe Nacht hindurch bis an den lichten Morgen hier zu bleiben und dann der Königin zu ſagen: Sie hatten

das Kindlein taufen laſſen und heimlich verbuſgen. So bleibt es verſchwiegen, ſagte er zu ſich ſelbſt, wie es um daſſelbe ſteht; denn wenn ich der edlen Königin die Nachricht brächte, daſs es verloren wäre, ſo ſtürbe die Hochgeborne vor groſsem Betrübniſs.

Und am andern Morgen, als es zu tagen begann, ging der Wächter in groſsen Sorgen zu ihr, und in eben ſo groſsen Ängſten fragte ſie ihn: lieber, trauter Wächter, was thut mein Kindlein? — Man hat es heute getauft, edle Königin. — Da ſprach ſie mit ſanftem Sinne: Wer ſind denn die Gevattern mein? — Ich und die reine Jungfrau, und die mein Herr noch gebeten hat; der Pförtner hat

hüte, an meiner statt, alleine gehütet. Darnach habe ich es einer guten Amme befolen, die wird es schön warten und tugendlich erziehen, wofür ich ihr sechs Mark Goldes von wegen der Königin verheifsen habe. — Sie sprach: Fürwahr, dieses Soldes soll sie gewähret sein.

Am folgenden Morgen als der König, wie er gewohnt war, jagen wollte, erblickte er den Wolf, welcher wieder in dem Hag des Burggraben lag. Man liefs die Hunde auf ihn los, und er floh gar schnell nach dem Walde hin zu seinen Jungen. Walegund wünschte, dafs einer nachschlüpfen mochte, aber es war Niemand so kühn, es zu unternehmen. Die Ritter und Knechte fingen aber unter

grofsem Geschrei an zu graben, bis man die Wölfe in dem Loch erstechen konnte.

Als man nun die Wölfe in ihrem Lager todgeschlagen hatte, kroch ein Jäger hinein, sie heraus zu holen; und als er wieder heraus wollte, da weinte das Kindlein. Er hob es auf und trug es ans Licht und da sah er das wonnesame Kind. Und er sagte: Sehet, König Walegund, was ich hier für einen wonniglichen Fund gethan habe, ein schönes Kindlein, dem in aller Welt keines an Schönheit gleich sein mag.

Da sprach der hochgeborne König in grofser Treue: Es würde mich immer gereut haben, hätteſt du sollen verloren sein, was aber sein oder werden soll,

das muſs geſchehen, und gewiſs möchte man auf dieſer Erden kein gröſser Wunder ſehen! Und der edle König, durch ſeine Tugend dazu genötiget, wikkelte ſein beſtes Kleid um das Kind, ſezte es vor ſich nieder, verwahrte es ſo gut er nur konnte, und ſagte: Wir wollen wieder nach Salnek zurückkehren, Ritter und Knechte, und alle, wie wir hier ſind.

Da begleiteten ſie das Wild und auch das Kind unter groſsem Freudengeſchrei; und als ſie im Burghof eingeritten waren, ſtiegen ſie von den Roſſen, und der König ging mit dem kleinen Kinde hin zu der Königin. Er ſagte zu ihr: Nun ſehet, milde Frau, das Kindlein, welches ich bei den wilden Wölfen gefun-

den habe! Befelet einer Ammen, es wol zu erziehen, viel edle Königin, denn wenn es Gott haben wollte, dafs ein Mann aus ihm würde, tausend Mark schönen Goldes macht' ich ihm unterthan.

Liebegard theilte hierauf ihrer Tochter die Mähre von dem Kindlein mit. Da ward der jungen Königin das Herz gar schwer, denn sie meinte in ihrem Sinne, man habe vielleicht ihr Kind hin zu dem König getragen. Als ihr aber die Mutter sagte, wie man es gewonnen hätte, und wie es dem kleinen Kind ergangen wäre, da bat sie die liebste Mutter, es ihr auch sehen zu lassen, und wünschte wol zu wissen, ob es getauft sei, und meinte, dafs es wol von

edler Herkunft ſein müſste, weil es mit einem ſeidenen Band umwikkelt geweſen wäre.

Als aber die Mutter wieder weggegangen war, ſprach die junge Königin in groſsen Ängſten zu dem Wächter: Ach trauter Mann, ſage mir, was thut mein Kindlein? Er antwortete: Hehre Frau und traute Gevatter mein, man erzieht es nach groſser Ehre. Sie ſagte aber: Ich mahne dich bei der Stunde, die Gott über uns verhängt hat, thue mir die Wahrheit kund, wie es damit beſtellt ſei. Als ihn nun die arme Königin ſo recht und hoch mahnte, weinte er gar heifs, wand ſeine Hände, und entgegnete ihr: O linde Frau, ich muſs die Wahrheit ſagen. Als ich es holen

wollte, war es hinweggetragen, und ich konnte es nirgends finden.

Da ſtand die Königin traurig, denn ſie hatte Leids genug. Mit ihren ſchneeweiſſen Händen ſchlug ſie ſich ſelber, daſs das Blut von ihr rann und rief aus: O Gott vom Himmelreich, daſs ich es je gewann! hätt' ich es nicht geboren, ſo wär' ich ohne Schuld; nun aber habe ich Gottes Huld und auch mein Kind verloren und darzu Hugdieterich, meinen lieben Herrn, von dem ich nun ewiglich muſs geſchieden ſein. Der Wächter ſprach: Laſſet euer Klagen anſtehen, denn ich ſage euch gute Mähre, die ich vernommen habe. Euer Vater hat ein Kind gefunden, wie mir geſagt

worden iſt, welches jezt ohn' aller unſer Bemühen auferzogen wird; wollt ihr nun die Wahrheit ausſpähen, ſo bittet eure Mutter, daſs ſie euch das Kindlein ſehen laſſe; denn wenn ihr es nun beſehet, werdet ihr wol innen werden, ob es das eure ſein mag.

Liebegard, die Alte, wollte es nicht unterlaſſen, und kam mit mannichfaltiger Freude wieder zu ihrer Tochter, und erzählte abermals von dem Kind. Da ſprach die Tochter: Du liebſte Mutter mein, laſs es mich doch ſehen. Sie antwortete: das ſoll geſchehn, du ſchöne Tochter mein, denn ein ſchöner Kindlein magſt du nie geſehen haben. Dein Vater will es niemand laſſen, ſondern

es verſorgen. Morgen früh will ich der Amme befelen, es zu dir herauztragen.

Am andern Morgen bald kam die Amme mit dem Kinde zu ihr in den Thurm. Geſchwinde ſezte ſie's auf ihren Schooſs, wandt' es behend um, und da fand ſie das Kreuzlein, an dem ſie es wol erkannte. Sie zog ein Fingerlein mit Namen von ihrer Hand, gab es der Amme und ſprach in groſser Traurigkeit: Wäre ich, wo ich gerne wäre, ich wollte euch gnädig ſein.

Eines Tages nun als die alte Königin bei ihr ſaſs, und ſie von mancherlei Abenteuern dies und das mit einander ſchwäzten, ſprach die junge Königin: Ach dürfte ich dir doch ſagen, was ich

heimlicher Stille mein Sinnen beſchäftiget, und was mir geſchehen iſt. Die Mutter antwortete: du ſollt es mir billig ſagen, was dir geſchehen iſt, und bei allen deinen Tagen! es ſoll verſchwiegen ſein.

Nun ſo wiſſe, ſprach ſie mit ſanftem Sinne, das Kindlein, das die Wölfe genommen und in den Berg getragen haben, iſt mein, — und nun erzählte ſie ihr, wie ſie dazu kommen wäre, und wie ſie das kleine Kindlein gewonnen hatte. Die Mutter ſagte beſonnen: Wer mag der Vater ſein? Das will ich dir kund thun, antwortete die ſchöne Hildburg, und nun vernimm die rechte Mähre. Der, welcher mich lehrte Hauben und

mancherlei zu nähen und zu wirken, war der König Hugdieterich aus Griechenland, und von ihm gewann ich das Kindlein. Da es nun nicht anders sein mag, und du meine Sinne weisst und wie es um mich steht, so kehre es auch zum Besten und gib mir deinen Rat, wie ich von hinnen kommen mag.

Dess sei Gott ewiglich gelobt! sprach die alte Königin, dass der edle König dein zum Weibe begehrt. Weil es denn also steht, so lass deine Sorgen entrinnen, und wie du von hinnen kommen mögest, dessen wird wol noch guten Rats werden. Hat denn das kleine Kindlein, das der Wolf gefangen hatte, die Taufe erhalten? — Ach meine liebe Mutter, das

war immer meine Klage: denn als du an mir kamſt, lieſsen wir es in den Hag und da hat es der Wolf weggenommen.

Darnach als die Königin Liebegard bei ihrem Herrn lag und ſie ſich von ſeltſamen Abenteuern unterhielten, ſprach ſie: Sorge will mich zwingen, o Walegund, Herre mein, wie ſoll man den Dingen thun, die nicht anders ſein mögen und nicht mehr zu ändern ſind? Die muſs man fahren laſſen, antwortete der König. — Nun ſo gib mir deine Treue, lieber Herr, daſs es ſtets ſo ſein möge. — Gerne, ſchöne Frau, und bei meinem Eide, entgegnete er.

Nun ſo muſs ich dir, ſagte Liebegard, ſeltſame Abenteuer erzählen, welche in

dieſer Zeit deiner Tochter begegnet ſind. Das kleine Kindlein, welches du gefunden haſt, iſt ſicherlich unſerer Hildburg. Wiſſe, die ſchone Hildegund von Griechenland, welche ſie Hauben ſollte wirken lehren, war der König Hugdieterich, und von ihm hat ſie in dem Thurme das Kindlein gewonnen. Da es nun nicht anders ſein mag, ſo will ich dich bitten, es zum Beſten zu kehren. Darum ſende nach dem kühnen Helden und laſſe ihm deine Tochter, und mache ihm auch Land und Leute unterthan. Gleich als er zu uns geritten kam, ſah ich es in ſeinen Augen, daſs er ein Mann war, und ich ſagte es dir auch unverholen, aber du kehrteſt dich nicht daran.

Da gewann der hochgeborne König von dem grofsen Zorn, der in seinem Herzen rang, gar manchen Gedanken. Er gedachte, die Mähre wär' erlogen, und sie wären von einem der Wächter hintergangen worden. Er glaubte, man habe sie beide betrogen, und konnte sich nicht vorstellen, dafs Hildegund ein Mann, sondern ein schönes und wohlerzogenes Mägdlein gewesen sei, und meinte, dafs ihre Tochter auf den König Hugdieterich gelogen habe. Darauf liefs er die beiden Wächter fangen und binden; und als sie waren vor ihn gebracht worden, sprach er: Ihr müsset mir jetzt sagen, von wem meine Tochter das kleine Kindlein getragen hat? Da antwortete der Wächter: Glaubet in der

Wahrheit, ich ſag' euch die rechte Mähre, und fragtet ihr mich auf den Eid, wie es die junge Königin begonnen hat, und bei wem ſie das kleine Kindlein gewann. Die minnigliche Hildegund nahm mich bei der Hand, führte mich züchtiglich hin an die Wand, und ſagte mir ſeltſame und unglaubliche Dinge, wie er der König Hugdieterich von Griechenland wäre. Er bat mich gar ſchön, ihn nicht zu verraten, und wie er mir eine ganze Herrſchaft zum Lohne geben wollte, die für meine Treue immer mein eigen ſein ſollte, wenn ich ihm ſeine Frau und ſein Kindlein bringen würde. Dieſer Gelübde froh, gelobt' ich dem König. Mag es nicht alſo ſein, wie ich geſagt habe, ſo heiſſet mich aufhängen.

mein trauter, lieber Herr. Alſo ſprach der Wächter und ſetzte noch hinzu: Was habe ich für Schuld an dem, was ihr ſelbſt ohne Gefährde gethan habt, daſs ihr den König allda zu ihr einſchlosſet?

Iſt es dem alſo, ſo iſt die Schuld mein, ſagte Walegund. Zwar hatte ich es bei meinem Leben verſchworen, es keinem König zu geben, haben ſie es denn aber beide gethan, er und die Tochter mein, ſo ſaget mir nun, wandt' er ſich gegen die Umſtehenden, ob ich des Eides gegen Gott ledig ſein mag? Des Eides entbinden wir euch, ſprachen ſie alle zuſammen, und nun eilet mit dem Kinde, es bald taufen zu laſſen. Darnach als ſie hörten, wie Hugdietrich

das Mägdlein ſo liſtiglich gewonnen hatte, lachten die Herren alle, welche zugegen waren, und ſagten: Wenn die Sachen alſo ſtehn, ſo taufet es nach Ehren, denn es iſt eurer Tochter Kind.

Man gewann den Grafen Wölfelin, und die edle Markgräfin von Galizen und den werten Mann Sankt Jörgen, daſs ſie Gevatter wären, der Pförtner und Wächter aber muſsten jezt zurückſtehn. Darnach wurde das Kindlein zur Taufe bereitet, gar ſchön in reine, ſeidene Tücher gelegt; und als ſie ſittiglich damit fortgingen, ſagte die junge Königin: Nun nennet es Dieterich. Als man es aber aus der Taufe heben wollte, nannten ſie alle zuſammen den hochgebornen

Knaben Wolfdieterich, weil man ihn bei den Wölfen gefunden hatte. Graf Wölfelin gab ihm hundert Mark lautern Goldes, das that auch die edle Markgräfin; Sankt Jörgen aber gab ihm fünfhundert und der Amme ein Fingerlein, worüber der König und auch die Königin sich verwunderten.

Als die Taufe ein Ende genommen hatte, sprachen sie alle zugleich zum König Walegund: Nun sollt ihr Boten zu Herrn Hugdieterich senden, ihm zu sagen, dass er zu seiner Braut komme, und dass ihr sie ihm gerne lassen und ihm auch Land und Leute unterthan machen wolltet. Da sagte der König: Wölfelin, werter Ritter und edler Graf,

nimm Sankt Jörgen mit dir! Ihr ſollt die Boten ſein, denn ihr ſeid geſchickt zu ſolchen Dingen, und euch hab' ich auserſehn, mir den Helden Hugdieterich zu bringen.

Graf Wolfelin ward der guten Botſchaft froh, und er nahm ein und zwanzig ſeine Ritter, ſchön bekleidet, Sankt Jörgen aber, der gar weit bekannt war, nahm ihrer ſechzig, die ſollten mit ihnen reiten, hin in der Griechen Land. Da ſprach die junge Konigin mit ſüſsem, ſanften Sinne: Ach edler Graf Wolfelin, weil ihr denn Bote ſein wollt, ſo ſaget dem reichen Fürſten, er würde wol noch wiſſen, was er geſagt habe, des Morgens als er von mir ſchied, und er mochte

weit aus in seine Lande umher schikken, dass viel tapfere Helden in ihrem Sturmgewande behende zu ihm kämen, damit man ihn hier zu Lande für einen Herren halten möge. Der Bitte seid ihr gewähret, viel edle Königin, antwortete der Graf. Darauf begehrten sie, er und Sankt Jörgen, Urlaub und eilten davon, bis sie am funfzehnten Morgen gen Konstantinopel kamen.

Zu Konstantinopel ritten sie gar herrlich, nach ritterlichen Sitten, recht und wie es sich ziemte, auf den Hof und gingen in den Saal und wurden überall schön empfangen. Graf Wölfelin liefs sich vor dem König Hugdieterich auf die Knie nieder und sprach: Gnade, reicher

Fürſt! durch euch ſind wir hier. Möchten wir, wie wir es gerne wünſchen, Botenbrod gewinnen; Hildburg, die Königin, hat einen ſchönen Sohn. Da fragte der klare Fürſt: Wann genas die Königin? — Es iſt mehr denn ein Jahr, mein trauter, lieber Herr. — Mit ſanftem Muts ſprach er: Wer ſind die Gevattern mein? — Ich und der gute Sankt Jörgen und auch eine Markgräfin.

Hugdieterich ward der guten Gevattern froh, nahm jeglichen bei einer Hand und führte ſie hinein in ein Zimmer auf einen reichen Seſſel und ließ ihnen klaren Wein bringen. Nun ſaget mir, ſprich er, was macht meine Frau? Wie hat es dem König und der Königin gefallen?

und war der König zornig darüber? Ich möchte das gerne wissen. Da erzählten sie ihm die Mähre, wie es herausgekommen sei, wie der Wolf das Kind weggetragen und man es gefunden habe, und wie es beinahe das Leben verloren hätte. O dass ich je geboren ward, sprach der reine Fürst, sollten die Wölfe meiner Kinder Ammen werden! Wie heisst denn nun des Kindes Name, meine lieben Gevattern? Wir hiefsen es Wolfdieterich, weil man es bei den Wölfen fand.

Darnach kam Herzog Berchtung in das Land geritten, und der junge Hugdieterich machte ihm die Mähre bekannt und sagte: Wir wollen nun hinreiten nach der Wolgethanen, und sie soll zu allen

Zeiten unter der Krone gehen. Wölfelin und ſeine Gefährten erhielten viele und reiche Gaben. Mit milder Hand gab man ihnen lichtes, rotes Gold, und Roſſe und reiche Kleider als Botenlohn. Die Herren, welche mit ihnen waren, wurden nach groſsen Ehren köſtlich bekleidet, und mancher löbliche Ritter dergeſtalt mit Gold beſchlagen, als es der König zu Salnek ſelber haben mochte. Bechtung, dem Meiſter ſein, trug Hugdieterich auf, die edle Königin würdiglich zu empfangen. Darauf nahmen ſie alle Urlaub und an dem achtzehnten Tag kamen ſie gen Salnek.

Auf dem Felde vor der Burg hatte der reiche Walegund ſchöne Size und

auch köſtliche Gezelte, deren Knöpfe Glanz und hellen Schein gaben, bauen und errichten laſſen, die Gäſte, wenn ſie kämen, da zu erwarten. Sankt Jorgen ſprengte voraus, dem König die gute Mähr ihrer Ankunft zu berichten, und Walegund, der ſie noch nicht vermutet hatte, machte ſich auf und ritt dem Hugdieterich ein Stück Weges entgegen. Als er ihn nun erblickte, grüſste er ihn, wie es Sitte war, und ſagte: O ſchöne Jungfrau, wie freue ich mich, daſs mein getreuer Wächter nicht auf euch gelogen hat; denn bei meiner Ehre, ich wollte ihn aufhangen laſſen. Hugdieterich antwortete: Ach lieber Herr, da hättet ihr ihm unrecht gethan; weil ihr die hochgeborne Königin vor allen Männern

verschworen hatten, mufste ich sie also gewinnen. Darnach ritten sie ein in die Burg, und wurden nach ritterlicher Sitte wol empfangen.

Hugdieterich sagte darauf: Möcht' es mit Willen sein, so wollt' ich gerne mein kleines Kindlein sehn, das mir der Wolf genommen hatte, und an dem mir beinahe gar grofses Leid geschehen wäre. Da kam die Amme mit dem lieben Kinde her, und Hugdieterich nahm es, küfste es gar lieblich auf seinen roten Mund und sagte: Vor aller Welt mein Sohn Wolfdieterich, dein ist das Königreich Konstantinopel vor allen Kindern. Und der reiche König liefs bei diesen Worten einen köstlichen Mantel von schönem Golde vor die Füfse hin fallen,

welchen er der Amme mit dem Kinde von dannen tragen hiefs. Dank euch, lieber Herr, sprach sie, für euer lichtes, rotes Gold, mit dem ihr mir meine Not gebüfset habt. Gott lafs euch ewiglich mit grofsen Ehren leben, denn ihr habt mir gar grofsen Lohn gegeben.

Unterdessen kam auch Liebegard mit ihrer Tochter gegen ihn daher gegangen, und zwei minnigliche Augen und ein rosenroter Mund empfingen ihn mit gar lieblichen Grüfsen. Liebegard sprach: Ach mein lieber Herr, wer hätte gemeint, dafs es meinem Kinde also ergehen würde, da ihr sie reiche Hauben solltet wirken lehren? Dafs lachte der König Hugdieterich mit grofsen Ehren.

Man gab ihm nun tugendlich die liebliche Frau, und auch ſein Königreich machte ihm Walegund unterthan, denn er und die Königin gaben die Hand darauf, daſs es nach ihres Lebens Ende ſein und ihrer Tochter eigen ſein ſollte. Der Hof währte vierzehn Tage, dabei wurde nichts geſpart; und als ſie nun von dannen fahren wollten, fragte Hugdieterich den König Walegund, ob er mit ihm in ſein Land wollte, und Walegund gelobte es mit der Hand, ihm und ſeiner Tochter. Darauf nahmen die Herren Urlaub von der alten Königin. Für Hildburg waren hundert weiſse Maulthiere bereitet, ſie ohne Beſchwerde nach Konſtantinopel zu tragen. Die edle Markgräfin von Gallizen begleitete ſie nebſt ſechzig

wonniglichen Mägdlein. Auf dem Wege kauften sie Alles, was ihr Herz begehrte, aßen und tranken, und am funfzehnten Morgen kamen sie vor Konstantinopel an.

Bechtung hatte unterdessen manchen kühnen Helden um sich versammelt, und mit ihnen kam er jezo entgegen geritten, die junge Königin, wie es sich geziemte, zu empfangen. Darnach ritten sie gar herrlich auf den Hof. Man empfing den reichen Fürsten nach ritterlicher Sitte, führte ihn und die schönen Jungfrauen in den Pallast, und es erhob sich von Freude ein wonniglicher Schall. Die Festlichkeiten, welche nun folgten, währten wol vierzehn Tage lang, dass man im Griechenlande noch davon saget. Nun be-

gehrte der König Walegund Urlaub, den man ihm gar ungerne gab, aber er wollte nicht länger warten. In kurzer Zeit kam er wieder nach Salnek und er konnte nicht aufhören, seiner Frauen kund zu thun, wie man ihn geehrt und was er gesehen hatte.

Die Gleichgültigkeit der Teutschen gegen ihre alten Dichter ist schon oft genug zur Sprache gebracht worden. Die hochgeachteten Stimmen der edelsten und trefflichsten Zeitgenossen sprachen mit Wärme und Patriotismus für die fast vergessenen Überreste alter, vaterländischer Poesie, — jedoch ohne Wirkung. Wie

möchte die Stimme eines Mannes, vielleicht nur durch die innige Liebe, welche ihn an dieſe heiligen Überreſte feſſelt, beglaubigt, es wagen, abermals auffordernd an dieſelben zu erinnern!

Genug, es iſt die allgemeine Erfahrung, daſs, einen Theil der Minnelieder ausgenommen, gerade die wichtigſten und koſtbarſten Hervorbringungen unſerer alten Poeſie, die Werke der epiſchen Muſe, bis auf einige wenige, demjenigen Publikum, welches im Beſitz höherer Bildung zu ſein glaubt, faſt noch gänzlich unbekannt ſind. Freilich iſt es ihm nicht zuzumuten, ſich mit der Sprache und Mundart des Zeitalters ihrer Entſtehung bekannt zu machen. Mit der Erlernung

fremder Sprachen beſchäftiget, durch jede Meſſe, in jedem Monat reichlich mit allen Arten ſogenannter literariſcher Unterhaltung überhäuft, darf die alte Mutterſprache keinen Anſpruch auf irgend ein kleines Opfer machen. Höchſtens nur in einer zweckmäſsigen Übertragung können ſich in unſern Zeiten und Verhältniſſen die Denkmäler derſelben vielleicht einiger Aufmerkſamkeit ſchmeicheln. Verſagt man ſie ihnen auch dann, ſo mögen dieſe heiligen Werke der Väter für die verartete Nachkommenſchaft verloren ſein und bleiben; — um nur hier und da die Einſamkeit der Wenigen, die ihren Werth zu ſchäzen wiſſen, deſto freundlicher zu erheitern.

Unter allen Heldengedichten des Mittelalters haben, ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt, bis zum dreiſsigjährigen Kriege, in dieſen letzten Zeiten teutſcher Selbſtſtändigkeit, keine ſo viel Beifall gefunden und ſo groſses Aufſehen erregt, als jene drei, welche in der, unter dem Namen des Heldenbuchs bekannten Sammlung zu uns gekommen ſind. Kunſtrichter, denen die alte Sprache derſelben verſtändlich war, laſen ſie mit Vergnügen, und fanden in dem Stoff einen eben ſo unerſchöpflichen Reichthum an wunderbaren, romantiſchen Dichtungen und Mährchen, als in der Behandlung kühnen Wiz und lebhafte Einbildungskraft. Man bewundert den Reichthum ſonderbarer und übernatürlicher Begeben-

heiten, ohne ſie jemals wahrſcheinlich zu finden. Man belacht die mancherlei luſtigen Auftritte aus der Welt der duldenden Ritter, ohne ſich im Ernſt für ihre Schickſale zu intereſſiren. Man findet alles abenteuerlich und übertrieben, man glaubt nichts und lieſt doch alles mit anhaltendem Beifalle; weil der ſinnreiche Wiz der Erzähler die Thaten und Unfälle ihrer erdichteten Helden bis zur Täuſchung groſs und anſchauend vorzuſtellen weiſs. Man fand Stellen, die für Muſter des maleriſchen Ausdrucks gelten können, und Beſchreibungen, die bis auf die kleinſten Nüancen mit wahrer Kunſt ausgeführt ſind. Selbſt Arioſt ſoll die Fantaſie nicht ſo lebhaft beſchäftigen, als dieſe bilderreichen Sänger, die alle Unge-

heurr der ſichtbaren und unſichtbaren Welt; mit Erſcheinungen unausſprechlicher Schönheit vermiſcht, vor unſere Augen zaubern.

Ich ſetze nichts hinzu, denn es iſt jetzt auf an dieſem Orte nicht meine Abſicht, über die Vorzüge und den poetiſchen Wert oder Nichtwert dieſer Dichtungen, zu ſprechen, noch weniger ſie zu loben; — vielmehr ſoll die voranſtehende Probe nur ein beſcheidener Verſuch ſein, ſie durch und aus ſich ſelbſt dem leſenden Publikum verſtändlich, und dadurch ſchätzbar und lieb zu machen. Deswegen wurde die Epiſode, Hugdieterich und Hildburg, aus dem erſten epiſchen Gedicht des Heldenbuchs in unſere moderne Spra-

the übertragen. Sie sei eine Anfrage an die Zeitgenossen, ob dieses Unternehmen überhaupt und auf diese Weise fortzusezen sei? —

Man hat vorgeschlagen, unsere alten Gedichte gerade so wie sie sind, nur mit Interpunktionen und einem Glossarium versehen, herauszugeben; allein es ist zu zweifeln, ob ihnen auf diesem Wege die Liebe des Publikums zu gewinnen wäre. Die Menge unverständlicher Worte und Redensarten, die erst nachgeschlagen werden müßten, würden den Genuß erschweren und verderben, die zahllosen Wiederholungen, durch den Reim veranlaßt, langweilen und ermüden. — Sie mit Beibehaltung der ursprünglichen Versart zu

übertragen, möchte, unter andern wegen der erwähnten Wiederholungen, eben auch langweilig und ungenieſsbar werden; ein anderes Metrum aber würde durch notwendige Verſezungen und Wendungen, eben ſo gewiſs den kindlichen Mährchenton, wie jene eigentümliche innre Form, Haltung und Vertheilung der Farben zerſtören, welche gerade den teutſchen Karakter des romantiſchen Zeitalters unſeres Volks ausmachen, mit welchem ſie uns durch ſich ſelbſt, als der ſchönſten Blüthe deſſelben, bekannt machen ſollen. Wer die beſondere Anordnung dieſer Gedichte, Versbau, Klang und Wortfall derſelben kennen lernen will, muſs ſich notwendig mit der Sprache und Mundart ihres Zeitalters bekannt

machen. Den Geiſt dieſer Kompoſizionen aber, Erfindung und Dispoſizion ihres Inhalts, Ton und Kolorit kennen zu lernen, iſt, nach unſerer Überzeugung, eine ſolche Übertragung, wie die vorſtehende Probe, in welcher die alte Wortfügung in verſtändliche Proſe aufgelöſt wird, vollkommen hinreichend. Die Gründe dafür an einem andern Orte.

Nur die eine Bemerkung erlaube ich mir hier noch zu machen, daſs es mir ſcheint, die epiſchen Gedichte unſerer Väter wären weit eher einer zweckmäſsigen und ihrem Karakter unſchädlichen Übertragung und Nachbildung in die neuere Sprache fähig, als die Minnelieder; die erſte Epopöe des Heldenbuchs aber, aus

welcher die vorſtehende Probe genommen iſt, ſei unter allen dieſer Gattung gerade am wenigſten zu einer metriſchen Übertragung geeignet. Um jedoch auch denjenigen, welche weder Zeit noch Luſt haben, ſich mit der alten Sprache bekannt zu machen, einen Begriff von der beſondern poetiſchen Anordnung dieſer Gedichte zu geben, werde ich, bei künftigen Übertragungen derſelben, hier und da bei Dialogen, und wo es ſonſt zweckmäſsig ſein möchte, abwechſelnd die Versart des Originals beibehalten.

Friedrich Majer.

IV.

Der frohe Junker.

Was kümmert mich die ganze Welt!
Ich habe Wein, ich habe Geld;
Ich lebe ohne Sorgen,
Vom Morgen bis zum Morgen.

Ich achte nicht der Grossen Gunst,
Des Ruhmes dünkelhaften Dunst;
Mich preist beim vollen Becher
Der Kreis vergnügter Zecher.

Es werde Stern und Ordensband,
Der leeren Titel eitler Tand,
Sämt aller-Langenweile,
Der Thoren Schaar zu Theile!

Fern sei von meinem hohen Schloss
Der Denker und der Dichter Trost!
Den Geist, den ich mir wähle,
Schlürf' ich in meine Kehle.

Der Wasserschlukker fehleer Zahn
Zernage meinen Lebensplan!
Den Trost gereifter Trauben,
Soll mir kein Spotter rauben.

E.

V.

Die Nahen und Fernen.

O! Freundin, was die Menſchen trennt,
Sind nicht die fernen Hügel,
Iſt nicht die Zeit, die abwärts rennt,
Mit aufgelöſtem Zügel.

Die Sonne nahet nie dem Mond,
Der Süden nie dem Norden:
Doch was ſich liebet, wallt und wohnt
Vereint an allen Orten.

Die Menſchen trennt Verſchiedenheit
Der Wünſche und Gefühle;
Dem iſt der Buſen warm und weit,
Und dem verengt und kühle.

Ein Glück, das manchen hoch erfreut,
Kann mancher leicht entbehren.
Wo feſter Sinn die Stirne beut,
Da weint der ſchwächre Zähren.

Gefühle gleichen jenem Kraut,
Das die Berührung tödet:
Ein Herz aus zartem Stoff erbaut,
Iſt ſchüchtern und verödet.

Das Band, das traulich uns umſchlieſst,
Webt Gleichheit leiſer Triebe;

Wer in des Andern Seele lieſ't,
Der ſucht und findet Liebe.

E.

VI.

Die raſche Lebensreiſe.

Aufgeſeſſen, Schwager Kronos!
Tummle dich, die Nacht bricht ein. —
Laſs die Peitſche tüchtig knallen,
Raſch will ich durchs Leben wallen,
Und der ſchnellen Fahrt mich freun!

Friſche Roſſe, Schwager Kronos!
Nimm das flüchtigſte Geſpann.

Eh' der ferne Strahl verglühet,
Eh' das Alter mich erhinket,
Ende mir die kurze Bahn.

Noch zwei Roſſe, Schwager Kronos!
Rauhe Wege drohen hier.
Mag die mürbe Achſe krächzen,
Mag die dürre Nabe lechzen:
Bald erreicht iſt das Quartier.

Blaſe, guter Kronos, blaſe!
Dieſer Schild bringt Ruh und Raſt.
Sieh den Wirt mit kahler Rippe,
Nakt am Schädel, mit der Hippe —
Ha! er winkt dem neuen Gaſt.

E.

VII.

Ideenſpiele.

Der Menſch iſt einem Baume oder einer Pflanze zu vergleichen: Den Keim gibt ihm die Geburt; ſeine Erziehung iſt der Boden; und ſeine Schickſale das Klima.

Ein wirklich groſser Mann ſetzt ſeinen Ruhm darein: daſs er ſich ſelbſt mit Überzeugung achten darf. Der ſtaunende Beifall Anderer iſt eine Folge dieſes Selbſtgefühls.

Die paſſive Nullität der meiſten Menſchen erniedrigt den filoſofiſchen Begriff von ihrer Beſtimmung und von ihren Anſprüchen. Wer die Menſchen in dieſem Lichte oft erblickt, der gewohnt ſich daran, ſie gemisbraucht zu ſehen, er misbraucht ſie ſelbſt; und dieſe Gewohnheit endet in Verachtung.

Der rege, ſtrebende, eilende Geiſt unſeres Zeitalters macht in dem Gebiete der Wiſſenſchaften überall Aufſehn, und nirgends Epoche — und um ſo beſſer! denn Epoche machen, hieſse die Fortſchritte der Wiſſenſchaften retardiren.

Der Menſch hält ſich leicht an das Wahrſcheinliche, und iſt dennoch ſehr geneigt, etwas für unmöglich anzuſehn. Beides aus Bequemlichkeit. Dieſe Indolenz hat, in jedem Falle, nachtheilige Folgen für die Wiſſenſchaften gehabt. Doch iſt der zu leicht gefaſste Glaube verzeihlicher, als der zu raſch ausgeſprochene Unglaube: indem das Urtheil über Unmöglichkeit auf wenig poſitiven Erkenntnisgründen beruht; und der Begriff des Unmöglichen mithin viel unſicherer iſt, als der Begriff des Möglichen.

Der bekehrte Heide Akébar ließ ſich zugleich taufen und beſchneiden, damit er keinen Weg zum Himmel verfehlen möchte. Mancher betritt den Weg zur wiſſenſchaftlichen Wahrheit mit einem eben ſo unbefeſtigten, ſchwankenden Glauben, wie jener beſorgliche Konverſus.

Nachſicht gegen die Nachläſſigkeiten Anderer iſt ſelten Güte; öfterer eigene Nachläſſigkeit. Man kann daher von einem ſchlecht bedienten Herrn und ſeinen Dienern mit Recht ſagen: Wie der Herr, ſo die Knechte.

Den geſchäftigen N. — drükken ſeine häuslichen Sorgen nicht: denn ein unruhiges Treiben iſt das Element, in dem er ſich am beſten befindet.

Schach Balfu war ein Freund der Freigebigkeit: darum übte er ſeine Unterthanen im Geben. Auch war er ein Freund des Friedens: darum duldete er keinen Widerſpruch.

Grobe Leute halten ſich für ehrlich, und es gelingt ihnen meiſt, dieſe Überzeugung von ſich auch auf Andere überzutragen.

Der Geizhals ſollte, wie der Verſchwender, bevormundet werden. Beide ſind dem Staate gefährlich: Jener verdämmt und vertrocknet die Quellen des allgemeinen Wolſtandes; dieſer führt Überſchwemmung herbei.

Die Frauen halten ſich an die Handlungen der Männer, ohne die Triebfeder derſelben genau erforſchen zu wollen; daher verſtehen ſie die Männer nicht immer, aber ſie kennen ſie. Ihre Herrſchaft über die Männer wird durch empiriſche Behandlungsnormen geleitet.

Eigenſinn iſt immer Beſchränktheit; Eigenwille iſt zuweilen Kraft.

Vernünftiger werden — oder älter werden, iſt bei vielen Menſchen eine gleichbedeutende Sprachform.

Wenigen iſt das Auge des Adlers verliehen, um wie er der Sonne ins Auge zu ſchaun.

Ein Freund kann zu viel Vollkommenheiten haben; aber eine Geliebte deren nie zu viel.

Der Unredliche hat Waffen, die der Redliche nicht führen mag. Bei diesem ungleichen Kampfe gebührt dem Besiegten der Ruhm.

Wer viel übersezt, sagt ein bekannter französischer Schriftsteller, der wird nie in den Fall gerathen, selbst übersezt zu werden. Diese Behauptung ist zu allgemein. Wer mit Auswahl übersezt und dies Geschäft als ein Studium behandelt, der kann sich einen eigentümlichen Stil und einen sichern Geschmack erwerben, der ihm — so wie dem mit Kunstsinn kopirenden Maler — auch als Erfinder zu statten kommt.

Auge und Ohr: Beide Sinne dienten von jeher der Wahrheit und dem Irrtume. Welcher von beiden erniedrigte uns, wenn er getäuſcht wurde, am meiſten?

Einem eitlen Menſchen genügt der Schein des Vorzugs; ſeine Anmaſsungen ſind daher erträglicher und unſchädlicher, als die Anmaſsungen des Ehrgeizigen.

Die Begeiſterung des Dichters iſt kein Rauſch, wie man zu ſagen pflegt. Sein Geiſt ruht auf dem Gegenſtande ſeiner Dichtung, mit der höchſten Beſonnenheit; nur ſich ſelbſt vergiſst der Dichter dabei.

Man sagt: ein grosser General müsse immer das Gegentheil von dem thun, was der Feind vermuten kann. Wer moralisch gross handeln will, der thue nie, was der grosse Haufen von ihm erwartet.

Bei gelehrten Streitigkeiten sind die Beweise das Haupttreffen; der Witz im Hinterhalte, und die Schmähungen kann man dem groben Geschütze vergleichen, das beim eilenden Rückzuge aufs gerathewol gegen den nachsetzenden Feind abgebrannt wird.

F.

VIII.

Elegien.

Erſte Elegie.

Frei nach dem Franzöſiſchen.

Horchet, geliebteſter Mann! im wilden
Getöſe der Waffen
Auch der Sehnſucht Ruf, zärtlicher
Klage dein Ohr?

Und, wenn Ares gewaltig den flammenden Mut in der Bruſt dir
Anfacht, möchteſt du wol Thränen der Liebenden ſehn?
Welch Entſezen ergreift mir den bangen Sinn! ſchon verbreitet
Sich von der nahenden Schlacht lauter das dumpfe Gerücht.
Daſs der bedächtige Held, bei deſſen Fahnen du ſtreiteſt,
Rings mit ſicherndem Wall fruchtlos das Lager umthürmt.
Vorwärts ſchreite der Feind, der kühne; — mit Zittern vernehm' ichs, —
Lokke mit trozigem Hohn euch in der Schlachten Gefild.

Schauer durchbeben die Bruſt, mir ſtarret das Blut in den Adern,
Iſt es Ahnung, daſs bald mich das Entſezliche trifft?
Auch dich reizet der Ruhm, du ringſt nach dem blutigen Lorbeer,
Kühnheit flügelt dir wild hin zu Gefahren den Schritt.
Solch aufblühender Reiz ziemt nicht ſo feurigem Krieger,
Solch ein troziger Sinn ſteht dem Geliebten nicht an.
Hätten die Götter, als ſie dich bildeten, weniger tapfer,
Oder dich minder geliebt, weniger liebend gemacht!

Niemals kannt' ich die Furcht, die stets gefangen das Weib hält,
Kühnheit erfüllet das Herz, wie es die Liebe durchglüht.
Warum ward mir versagt, an deiner Seite zu streiten?
Folgt' ich, Geliebter! nur dir, faßte kein Schauer den Geist.
Ja, ich spottete dem Tod, und hielt mit gestähltem Arme
Über das theure Haupt lanzenabwehrenden Schild.
Deine hohe Gestalt, und die Züge männlicher Anmut,
Jener strahlende Blick, der mir die Seele durchdringt,

Stets verwundende Waffen in Eros lieb-
lichem Streite —
Sind, wo Ares gebeut, nichtiges Zau-
bergeſchoſs.
Mörderiſch wütet das Schwerd, der lüfte-
durchſchwirrende Pfeil trifft
Unerbittlich, der nicht Schönheit und
Jugend verſchont.
War Adonis nicht einſt, wie du, mit
Reizen geſchmükket? —
Auch an Kühnheit ihm gleich droht
dir das gleiche Geſchick.
Troſtlos ſah Küthereia den Jüngling er-
blaſſen, die Göttin
Trauerte, denn ihr verſchleuſst ewig
der Tartaros ſich.

Zwar mir felet ihr Reiz, doch fühl' ich
an Liebe mich gleich ihr.
Heiter, gingst du voran, eilt' ich zum
Hades hinab.
Aber ich flehe dich an, o ewig holde
Küthere!
Du des närrlichen Glücks Geberin, wel-
cher der Scherz
Folgt, mit frohlichem Schritt, wenn dir
gefällig, o Gottin!
Je dein süses Gesez rühmte des Mäd-
chens Gesang,
Wenn den lächelnden Sohn ich pries,
und die goldenen Pfeile,
Die er in jegliche Brust flammenent-
zündend versendet:

O so lass, dem Olimp entschwebend, leuchten die Blikke,
Welche den trotzigen Gott, sanft ihn entwaffnend, besiegt.
Ja — erhalt' es von ihm, dass nicht er dem Herrlichen schade.
Doch, was fleh ich? dir droht, Thörin! die ärgste Gefahr!
Sähe Küpris den Mann, für den ich flehe, so würde
Nebenbulerin mir, Ares entflammte der Neid.
Ach! bei der Schrecknisse Menge vertrau' ich nur dir, o Geliebter!
Stets gedenke, dass du alles der Liebenden bist.

Dir nur fliessst die Zähre der Sehnsucht, dir nur verfiegt sie,
Und mit dem Stahl, der dich trifft, raubt mir die Parze das Licht.

A.

Zweite Elegie.

Schweigt, ihr Wipfel! um mich, verstumm', o Platanengeflüster!
Nachtigall! flote mir nicht, halte den Odem, Natur!

Denn, dort wandelt sie still die Buchengänge herunter,
Leis' im schwankenden Gras gleitet ihr Zehntrittschritt.
Aber mit sinnigem Ernst, in des Schleiers leichter Umhüllung,
Senkt sie das Haupt auf die Brust, blickt in die Ferne hinaus.
Jetzt an des kühlenden Baches Erfrischungen, jetzt an der Grotte
Moosdach steht sie, und wirft herbstliche Blüt' in die Flut.
Liebe! warum so ernst? — Die Wellen entführten die Blüte,
Ach, und die Stunden der Lust flohen im Strome der Zeit.

S.

Dritte Elegie.

Hab' ich ſo recht gedeutet, des Blicks hinſchmachtende Sehnſucht,
War es der fernere Freund, dem er hinüber gefolgt?
Ach! und ich war dir ſo nah! in des Zitifus dichter Umſchattung
Saſs ich geſchmiegt, und lauſcht', aber du wuſsteſt mich nicht.
Wol auch hab ich bemerkt, wie ſie flatterten, wie im Gewule
Rings um dich ſich gedrangt Herren der feineren Welt.

Und du drehteſt den Hals und lächelteſt, aber im Lächeln
Zog ein ſtillerer Ernſt über die Stirne dir hin.
Ja — mir war ſie geweiht, die Erinnerung! weil du allein warſt,
Unter dem läſtigen Schwarm du und die Liebe allein.
Links umdufteten dich Hiazinthen, du dachteſt der Blume
Deines Freundes, und bliebſt ſchnell, ſie zu pflükken, zurück.
Und du wandeſt den Strauſs, und drückteſt ihn ſanft an den Buſen,
Da ergriff es mich, raſch drang aus dem Buſch ich hervor,

Alles vergeſſend, da huſtete dumpf die alte Dueña,
Welche, beſorgt, die Zurückbleibende keuchend geſucht.
Und mich Trunkenen riſs ſelbſt Amor zurück ins Gebüſche:
„Raſender! ahnſt du dich nicht, trümmerſt du ſelber dein Glück?
„Achteſt du nichts den Verrat an der Liebenden zartem Geheimnis,
„Wiegt ein Moment der Luſt Jahre der Reue wol auf?“
Ach! wol waltet er mein mit Bedacht, doch — hab ich gefrevelt,
Warum warſt du mir nah, warum ſo lieblich und hold?

S.

Vierte Elegie.

Still umdämmert mich rings des Vollmonds ſanfte Beleuchtung.
Werd' ich ſie finden, die Spur, die ſie mich geſtern geführt?
Hier am rauſchenden Bach — Wie ſchön er die Sterne zurückſtrahlt!
Dort im zitternden Naſs biſt du nicht Heſperos Glanz?
Ja, er winkt — willkommen du mir, o Bote der Liebe!
Kündeſt im Spiel des Gewogs du mir am Ufer den Pfad?

Hin ins Platanengehölz, — Wo bin ich? — Dichtere Schatten
Senken sich rings um mich her, bergen den Schimmer des Sterns.
Aber entfloh auch er, die Wölbung des Hains, o Selene!
Spähe mit zweifelndem Schein, Liebenden bist du ja hold.
Wird in der Vorzeit Lied doch Endymion selig gepriesen,
Denke des Freunds in mir, Amor umfängt mich, wie ihn.
Nicht den feindlichen Mann im Hinterhalt zu erlauern,
Oder nach Beute zu spähn, wandl' ich, ein Pilger der Nacht.

Ach! heut war ſie umgeben vom läſtigen
Drang der Geſellſchaft,
Einſam im dichten Gewül eilte der
Tag mir dahin.
Und da flüſterte ſie, kaum hörbar, mit
flüchtigem Handdruck:
„Liebenden dämmert der Hain!“ —
Helle mir, Göttin! den Pfad.

S.

Fünfte Elegie.

Ach! es ſagt es kein Lied, kein Lied ſoll laut es verkünden,
Was im Innerſten hier ſo mir die Seele durchbrennt.
Ach! vergäſs' ich es doch, und möcht' es entſchwinden der Seele,
Wie der dämmernde Rauch ſchnell vor dem Winde zergeht.
Blieb ihr kein Fuſstritt doch, kein Hauch, kein Atem zurukke,
Keiner der Blikke, der erſt Licht in die Finſternis goſs;

Nicht die Fülle des Augs, an dem du
zum Gott dich erſchaueſt,
Nicht dies wallende Haar, ſpreitend
die Dämmrung umher;
Nicht der lechzende Mund, die ſanft ſich
theilende Lippe,
Welche zum Kuſs aufſchwillt, ſüſs vor
ambroſiſchem Thau,
Nicht dies volle Geſicht, und der Hals,
wie ein marmorner Pfeiler,
Noch, wo im trunkenſten Rauſch
ſchwelgende Seligkeit glüht,
Wo es einhertritt, ſchwebt und rauſcht
und ſtarrt um die Göttin,
Und die Luft um ſie her ſanfter zu
werden beginnt.

Wo vor der hohen Geſtalt kein verwegener Blick ſich empordrängt,
Nie der Bewunderung Aug ſich vor der Herrlichen ſchließt,
Jeder verlangt, und jeder empfängt, und jeder vor Durſt glüht,
Den kein rinnender Quell wechſelnder Seligkeit labt.
Ach unfaßbar Gefühl! ach nie genanntes Verlangen!
Ach der Seligkeit Schmerz, den das Verlangen gebiert!
Iſts ein Traum, was Liebe du nennſt, wer lebt, als im Traume?
Welche Wirklichkeit füllet die Schatten mir aus?

Sag' es kein Mund, kein Wort ausſprech'
es, verſiegl' es im Schweigen,
Was dir mit voller Gewalt alſo die
Seele beſtürmt.

Ii.

IX.

Bertrand Du-Guesclin,

als Knabe und Jüngling.

Bertrand Du-Guesclin, Konnetable im vierzehnten Jahrhundert, einer der berühmtesten Helden in den Zeiten der Chevalerie und der grösten Männer seines Jahrhunderts, dessen Asche die freien Nachkommen seines Vaterlandes jezt aufsuchen lassen, die heiligen Überreste des

von ihren Vätern allgemein geliebten Helden dankbar zu ehren; — war der älteste Sohn des Robert Du-Guesclin, eines durch seine Tapferkeit berühmten Nachkommen einer altadeligen Familie in Bretagne und der Johanna von Malemains aus der Normandie. Das Glück hatte seinen Vater wenig begünstiget; denn ausser den geringen Zubehörungen seiner altväterlichen Burg Broon, in der Nähe von Rennes, bestand sein gröfster Reichtum in dem Ruhm seiner Tapferkeit und dem Adel seines Hauses.

Nach einem unter dem grofsen Haufen der Menschen sehr gemeinen Wahn, sollen aufserordentliche Männer durch eine besondere und ausgezeichnete Gunst

des Glücks über ihr Zeitalter emporgehoben werden, ja man bemüht sich, den kleinsten Umständen ihrer frühern Tage nachzuspüren, um zu erforschen, ob nicht vielleicht das Schicksal schon damals, wol gar noch vor der Geburt, einen Wink ihrer künftigen Größe gegeben habe. So wurde auch aus dem Ruhm unseres Helden, in den schönsten Tagen seines Lebens, ein Traum seiner Mutter, welchen sie in den ersten Zeiten ihrer Verbindung mit Robert noch vor Bertrands Geburt gehabt hatte, für einen solchen Wink des Schicksals erklärt.

Ihr kam es im Traume vor, so erzählt die Sage, sie sei im Besitz eines Kleinodienkästleins, in welchem sie ihr und

ihres Mannes Bildniſſe erblickte. Auf der einen Seite wurde daſſelbe von einem einzigen trüben Stein bedeckt, welcher ihr wie ein roher noch ungeſchliffener Kieſel erſchien. Auf der andern Seite erblickte ſie drei Diamanten, drei Smaragden und drei Perlen, unordentlich unter einander gefaſst. Sie war entſchloſſen, den Kieſel wegnehmen zu laſſen, weil ſie glaubte, er ſei ſeiner Stelle nicht wert; allein ein Steinkenner gab ihr den Rat, ſie möchte ihn ja in Acht nehmen und ſolle ihn nur abwiſchen. Kaum war dieſes geſchehen, ſo erblickte ſie einen Brillanten, ſchöner, koſtbarer und glänzender, als ſie je einen geſehen hatte. Darnach kam es ihr vor, ſie habe eine der drei Perlen verloren, und voll Unruhe

über dieſen eingebildeten Verluſt erwachte ſie.

Bertrand war ein heftiges, ungeſtümmes und eigenſinniges Kind. Kaum konnte er laufen, ſo drohte er auch allen Menſchen, die ſich ihm näherten, ohne Anſehen der Perſon, mit dem Stock, und beſonders ſeine Geſpielen waren ſeinen Schlägen ausgeſetzt. Als er ein wenig älter geworden war, gab man ihm einen [illegible]nen Aufſeher, dem es zur Pflicht gemacht wurde, ſeine wilden Neigungen im Zaum zu halten und zu leiten, und ihn im Leſen und andern dem zarten Alter der Kindheit angemeſſenen Gegenſtänden des menſchlichen Wiſſens zu unterrichten. Doch die Bemühungen deſſelben blieben

ohne Wirkung. Der Knabe zeigte die heftigſte Abneigung, Etwas zu lernen, und in der Hoffnung, daſs ſich dieſelbe mit den Jahren verlieren würde, nötigte man ihn vorjezt auch nicht weiter dazu. Weil aber alle ſeine Äuſserungen, Neigungen und Bewegungen das Gepräge einer rohen Heftigkeit und Wildheit trugen, behandelten ihn ſeine Ältern und die Bedienten des Hauſes gleichfalls mit Heftigkeit. Doch der wilde Knabe lieſs ſich dadurch nicht niederſchlagen, vielmehr wurde ſein Gemüt nur noch ſtörriger und widerſpenſtiger. Man hielt endlich ſeine Äuſserungen für die Folge eines böſen, verdorbenen Herzens, und ſeine Ältern, beſonders der weiche, ſanftere Geiſt ſeiner Mutter, betrachteten ihn nur

mit Schmerz und Bekümmernis, ja die Ärzte wünschte mehr als einmal seinen baldigen Tod, damit er nicht dereinst Schande über ihr Haus brächte. Es war nun so weit gekommen, dass er nicht mehr mit ihr und seinen Geschwistern an einem Tische essen durfte. In einer Ekke des Zimmers war ihm ein besonderer Tisch bestimmt, von wo aus er mit ansehen mußte, wie seine Brüder von der Mutter mit Liebkosungen und Lobeserhebungen überhäuft wurden.

Unter solchen ungünstigen Verhältnissen erreichte der Knabe ein Alter von sechs Jahren. Mit jedem Tag verzweifelte man mehr an seiner Besserung, und doch hatte man noch nie versucht, ihn

durch Liebe und Güte zu dem zu bringen, was man durch Zwang nicht erreichen konnte. Ein sonderbarer Zufall brachte zu rechter Zeit in der Art und Weise ihn zu behandeln, eine günstige Veränderung hervor, durch welche vielleicht sein ganzes künftiges Schicksal bestimmt wurde.

Eines Tages, während der Mahlzeit, sieht Bertrand, endlich vom höchsten Gefühl der Ungeduld, sich beständig zurückgesetzt zu sehen, ergriffen, mit Heftigkeit von seinem kleinen Tischchen auf. Er nähert sich dem Tische der Mutter, der Vater war eben abwesend, und verlangt mit einem kühnen und befehlshaberischen Ton von seinen Brüdern, ihm

Plaz zu machen. Die erſchrokkenen Kinder, von einem weit ſanfteren Naturel, thäten, was er von ihnen verlangte, und die Mutter, durch dieſe Aufwallung eines Kindes von ſechs Jahren, angenehm ergriffen, erlaubte ihm, ſich an den Tiſch zu ſezen. Kaum aber war dies geſchehen, ſo fuhr er unartig nach allen Schüſſeln, nahm die Speiſen ſo begierig und ungeſchickt, daſs ihm die Mutter befal, wieder wegzugehen, und hinzuſezte, er verdiene, um ſeines ſchlechten Betragens willen, in Zukunft mit den Bedienten zu eſſen. Bertrand, voll Verdruſs, ſich ſo übel behandelt und von dem kaum eroberten Ehrenplaz wieder verjagt zu ſehen, ſprang von ſeinem Stule auf und ſtieſs mit einer ſolchen Heftigkeit gegen

den Tiſch, daſs er auf ſeine Brüder ſtürzte. Die Mutter war eben im Begriff, ihn dafür zu züchtigen, als ſie durch die Ankunft einer Nonne, welche in demſelben Augenblick ins Zimmer trat, daran verhindert ward.

Dieſe Nonne war die Tochter eines gelehrten jüdiſchen Arztes, und nach dem Tode ihres Vaters zur chriſtlichen Religion übergegangen. Von ihm hatte ſie die Geheimniſſe ſeiner Kunſt als Erbtheil erhalten, und war nicht allein wegen ihres groſsen Verſtandes und ihrer Kenntniſſe in der Heilkunde, ſondern auch wegen ihrer genauen Bekanntſchaft mit der Kabala und den mantiſchen Wiſſenſchaften der Hebräer und Chaldäer be-

kannt. Indem ſie jetzt die edle Hausfrau mit der Urſache ihres Beſuchs bekannt machte, erblickte ſie den kleinen Bertrand in einer Ekke des Zimmers, wo er ſich, von Angſt erhitzt, verborgen hatte. In dem Augenblick fielen ihr in ſeiner Fiſiognomie unverkennbare Züge von Glück und Gröſse auf, welche das Verlangen in ihr erregten, ihn näher und ſchärfer zu betrachten. Sie geht näher zu dem Knaben hin und begrüſst ihn mit den Worten: Gott ſegne euch, mein liebes Kind! Bertrand, einer ſo ſanften und ſchmeichelnden Anrede nicht gewohnt, nahm es für Spott, hob ſeinen Stock auf und entgegnete ihr rauh und heftig: Laſst mich in Ruhe, oder ich werde euch den Kopf abſchlagen! Die Nonne

liefs sich dadurch nicht abschrekken, sondern benuzte diesen Moment, ihn genauer zu betrachten. Als sie ihre erste Beobachtung, besonders durch einen ausserordentlichen Zug im Auge, bestätigt fand, bat sie ihn, ihr nichts zu Leide zu thun, denn sie habe ihm die gute Neuigkeit zu sagen, dafs er dereinst einer der grofsten Männer seiner Zeit werden würde. Sie kehrte sich darauf wieder zu der Frau vom Hause und fragte sie, wer dieses Kind wäre. Mit Thränen in den Augen antwortete ihr Johanna, es sei ihr ältester Sohn, aber er habe ein so böses Naturel, dafs sie fürchten müsse, er werde dereinst die Schande und eine Geifsel seiner Familie werden, und sie würde es für ein Glück ansehen, wenn ihn Gott

wieder wegnehmen wollte. Auch ihr Gemal sei über dieses unglückliche Kind untröstlich und bilde sich ein, es wäre durch die Nahrung der Amme verwahrloset worden. Um dem unangenehmen Eindruck seines Anblicks zu entgehen, verweile er nur selten und auf kurze Zeit in seinem Hause, um in den Zerstreuungen der Abwesenheit Trost zu finden.

Die Nonne entgegnete der edlen Frau: Ihr habt keine Ursache, darüber, daß ihr die Mutter eines solchen Kindes seid, betrübt zu sein, und wisst nicht, welchen Schaz ihr besizt. Aus diesem Knaben wird einmal der grosse Herr des Königreichs, der tapferste Mann und berühmteste Ritter der ganzen Christenheit

werden. Sie ſagte das mit ſo viel Zuverſicht, daſs Johanna zum erſtenmal eine beſſere Meinung von ihrem Kinde faſste; denn wie gerne iſt das Mutterherz geneigt, zu hoffen, was es wünſcht! Die Unterredung wurde dadurch unterbrochen, daſs man Speiſen für die Nonne hereinbrachte. Unter denſelben befand ſich auch ein Pfau, ein damals gewöhnliches und ſehr beliebtes Gericht. Der kleine Bertrand erblickte ihn kaum, als er ſchnell ſeinen Winkel verliefs, auf den Bedienten zulief, welcher denſelben trug, ihm die Schüſſel aus der Hand nahm, und ſie der Nonne mit den Worten überreichte: Ich bitte euch, meine unanſtändigen Reden zu vergeſſen und meine Übereilung zu verzeihen. — Hierauf gieng

er an den Schenktiſch, goſs ein Glas voll Wein und brachte es ihr mit der Bitte, daſs ſie es ihm zu Liebe trinken möchte. Die Nonne, von der Artigkeit des Knaben gerührt, überhäufte ihn mit Liebkoſungen und ſagte: Seine Handlungen wären Zeugen ſeiner vornehmen und erlauchten Abkunft, und ſie könne ihm nochmals verſichern, daſs er dereinſt der gröſste Mann ſeines Jahrhunderts werden würde. Niedergeſchlagen erwiederte Bertrand: Ich ſehe keine Wahrſcheinlichkeit, das Glück, welches ihr mir verſprecht, zu erreichen; denn man kümmert ſich wenig um mich, und die niedrigſten Bedienten meines Vaters haben die Erlaubniſs, mir zu widerſprechen und mich zu erzürnen. Die Mutter, von

Freude ergriffen, sagte zu der Nonne, sie habe ihn noch nie so artig gesehen. Darauf antwortete der Knabe, welcher es gehört hatte: Eine Frucht die keine Flekken hat, gerät selten; die aber, welche Flekken hat, reift langsam, doch desto besser.

Während der Mahlzeit wiederholte es sich die gute Johanna im Stillen wol tausendmal, was die Nonne über das künftige Schicksal ihres Bertrands geäussert hätte, und obgleich nicht kühn genug, sich das geringste zu versprechen, konnte sie sich doch eben so wenig enthalten, den holden Schmeicheleien der Hoffnung nachzugeben. Nach dem Essen bat sie die Nonne mit auf ihr Zimmer

zu kommen, wohin ſie auch den kleinen Bertrand rufen lieſs. Die kluge Jungfrau muſste noch einmal ſein Geſicht und ſeine Hände betrachten, und Johanna beſchwor ſie, ihr Alles zu ſagen, was ſie von ſeinem Glück und künftigem Schickſal halte. Sie erzählte ihr jenen Traum, welchen ſie in den erſten Zeiten ihrer Ehe gehabt hatte, und machte ſie mit allem bekannt, was nach ihrer Überzeugung dazu dienen konnte, ein Urtheil, an dem ihr ſo viel gelegen war, zu beſtimmen. Die Nonne verſicherte ihr nochmals, daſs ſie, nach Vergleichung aller dieſer Umſtände, ſich zu der Behauptung berechtiget fühle: dieſes gegenwärtige Kind trage groſse Entwürfe in ſeiner Bruſt verſchloſſen, auch wären Tapfer-

heit, Liebe zum Ruhm und alle diejenigen Eigenſchaften, welche zur Ausführung derſelben dienen konnten, in ihm verborgen, und es ſei nicht zu zweifeln, daſs dergleichen Anlagen vom Glück begünſtigt werden müſsten.

Mit der gröſsten Aufmerkſamkeit hatte Johanna dieſen Geſprächen und Äuſserungen der Nonne zugehört. Da ſie keine Urſache hatte, den Verſtand und die Klugheit derſelben in Zweifel zu ziehen, ſo überredete ſie ſich deſto lieber, daſs etwas Wahres daran ſein könnte. Sie befal allen Bedienten, ſich in Zukunft artiger und höflicher gegen den kleinen Bertrand zu benehmen, und alle Gelegenheit zu vermeiden, ihn zum Zorn zu

reisen. Auch sie selbst war von diesem Tage ab weit sanfter und gütiger gegen ihn als vorher, und nicht lange, so bemerkte sie schon, welche sichtbare Veränderung diese Behandlungsart in dem Knaben hervorbrachte. Mit jedem Tage wurde er sanfter und umgänglicher, welches, wie natürlich, nicht wenig dazu beitrug, die schönen Hoffnungen der Mutter zu befestigen.

Robert, als er von seiner gemachten Reise zurückkehrte, wurde sehr angenehm überrascht, seinen Sohn so vortheilhaft verändert zu finden. Johanna unterrichtete ihn von allem, was in seiner Abwesenheit vorgefallen war. Der tapfere und ehrenfeste Ritter, ein achter

Bretagner nach alter Art und Sitte, ohne Kunſt, Falſchheit und Aberglauben, liefs ſich zwar von den ſchönen Verſprechungen, die man ihm von der dereinſtigen Gröſse ſeines Sohnes machen wollte, weder ſchmeicheln noch täuſchen; da ihm jedoch die auffallende Veränderung, welche mit dem Knaben vorgegangen war, nicht entging, und dieſer ſelbſt, mehr als einmal, voll Zuverſicht zu ihm ſagte, er würde einmal ein gröſser Mann werden, — ſo ſah er nun wol ein, dafs es ihm nicht an Geiſt fele, und dafs er zum Guten geleitet werden könne. Er befchloſs von nun an, allen Fleifs auf die Erziehung deſſelben zu wenden, und nicht lange war dieſes geſchehen, ſo wurden ihm mit jedem Tage die glücklichen Anlagen, mit wel-

chen die Natur den Knaben ausgeſtattet hatte, immer deutlicher, und er fing ſelbſt an zu glauben, daſs die Erfüllung deſſen, was man ihm von demſelben habe verſprechen wollen, nicht unmöglich ſein könnte. Er verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit auf ihn, unterhielt ihn von ſeinen kriegeriſchen Abentenern, von den Schlachten, welchen er beigewohnt hatte, unterrichtete ihn von der dabei beobachteten Schlachtordnung und den groſsen ausgezeichneten Thaten, welche dabei vorgefallen waren. Er erzählte ihm von Alexander und Cäſar, ihren Thaten und Eroberungen, und bemerkte mit Wolgefallen das Vergnügen, welches dieſe Geſchichten dem Knaben gewährten, wie er mehr als einmal vom ſchönen Nacheifer

ergriffen, den Wunſch äuſserte, eine des Ruhmes der Nachwelt würdige That zu thun, und beklagte, daſs ſein Alter es ihm noch nicht erlaube.

Nachdem Bertrand mehr herangewachſen, gröſser und ſtärker geworden war, fing Robert an, ihn in den Künſten des Kriegs zu unterrichten. Er lieſs ihn mit dem Bogen ſchieſsen, lehrte ihn mit dem Streitkolben, dem Degen und der Lanze umgehn, lieſs ihn ringen und ſpringen, reiten und ein Pferd regieren, Soldaten in Ordnung ſtellen und was dergleichen in jenen Zeiten gewöhnliche kriegeriſche Übungen mehr waren. Er machte ihn mit dem ganzen Dienſt der Reiterei und des Fuſsvolks bekannt, und der fähige

Knabe zeigte viel Gelehrigkeit, und bei allem, was er that, ſo viel Anſtand als Verſtand.

Unter dieſen Beſchäftigungen erreichte er ein Alter von vierzehn Jahren. Aus eigenem Antrieb war er nun darauf bedacht, ſich in dem, was ihn zeither gelehrt worden war, auch praktiſch zu üben. Deswegen verſammelte er mit raſtloſer Thätigkeit zwei- bis dreihundert junge Leute ſeines Alters aus der Nachbarſchaft um ſich her, dieſe theilte er in Kompagnien, erklärte ſich als ihren Anführer, gab ihnen Geſetze, unterrichtete ſie in der Art zu ſtreiten, ſtellte ſie in Schlachtordnung, ließ ſie mit einander kämpfen, ließ kleine Feſtungen aufwerfen, dieſe angreifen und vertheidigen,

ſeite Belohnungen aus für diejenigen, welche ſich durch Tapferkeit oder Geſchicklichkeit auszeichneten, belohnte und ſtrafte, und mit einem Worte, bewies ſich überall als ihr Anführer. Mit ſeinem Beiſpiel ging er ihnen vor, und zeigte auf der einen Seite eben ſo viel Tapferkeit und Unerſchrokkenheit, als auf der andern Würde und Gerechtigkeit. Dieſe unſchuldigen Kriege waren aber nicht ohne Gefahr für die Kämpfer. Jeden Tag wurden einige und oft ſchwer in den Schlachten und kriegeriſchen Übungen verwundet, und Bertrand blieb ſo wenig wie die andern von Streichen und Wunden befreit. Faſt jeden Tag kam er mit Staub und Blut bedeckt in die väterliche Wohnung zurück. Eben ſo oft liefen neue Klagen

der Alten seiner Kameraden ein, daß keiner derselben unverwundet sei: so daß Robert, nachdem er eine Zeitlang zu diesen Kämpfen geschwiegen hatte, es für notwendig hielt, ihnen durch ein ernstliches Verbot ein Ende zu machen.

Durch dieses Verbot wurden nun zwar die öffentlichen Versammlungen der jungen Krieger, ihre allgemeinen Ring- und Schlagpartien unterbrochen; so oft aber Bertrand einem seiner alten Kameraden und Kriegsgefährten begegnete, nötigte er ihn, mit ihm zu ringen oder zu kämpfen. Gewöhnlich schickte er seinen Gegner mit einem zerbrochenen Arm oder Bein nach Hause, und täglich wurde sein Vater mit neuen Klagen bestürmt. Die-

ſer; um den beſtändigen Unfertigkeiten des jungen Raufbolds auf einmal ein Ende zu machen, entſchloſs ſich endlich zu einer ſtrengen Maafsregel. Er lieſs ihn in ein Zimmer des Hauſes als Gefangenen einſchlieſsen. Alle ſeine Freunde muſsten ihn beſuchen und mit Vorwürfen überhäufen, welchen Schimpf er ſich dadurch, daſs er ſich mit den jungen Hirten eingelaſſen, zugezogen habe, wie ein ſolches Betragen eines jungen Edelmannes ganz unwürdig ſei, und er ſich dadurch vor der ganzen Welt verächtlich mache. Sie erinnerten ihn daran, daſs Alexander der groſse, deſſen Begebenheiten ihm ſo viel Vergnügen gemacht hätten, ſeinem Vater, als er ihn eines Tages aufforderte, bei den olümpiſchen Spielen mit den

jungen Griechen um den Preis zu kämpfen, geantwortet habe: er wolle es wol thun, wenn sie nur junge Könige wären. Sie versicherten ihm, dass er bei einem solchen Betragen alle Ansprüche auf die Hoffnung jenes Glücks, welches ihm versprochen worden sei, aufgeben müsse.

Dergleichen Gespräche machten einen tiefen Eindruck auf den jungen Gefangenen. Er versprach, nie wieder dergleichen Feler zu begehen. In der Hoffnung aber, dass diese guten Vorsätze desto tiefer in seinem Gemüt einwurzeln möchten, verschob es der Vater von Zeit zu Zeit, ihm die Freiheit wieder zu geben. Vier Monate hatte Bertrand schon in dieser, für einen jungen Menschen seiner Art,

doppelt unerträglichen Lage zugebracht, als eines Morgens ein Dienſtmädchen des Hauſes in ſein Zimmer kam, etwas dort zu ſuchen. Dieſe günſtige Gelegenheit lieſs er nicht unbenutzt. Schnell ſprang er aus dem Zimmer, verſchloſs das Mädchen in demſelben, und glücklich gewann er das freie Feld. Hier begegnete ihm ein Knecht ſeines Vaters, der einen mit zwei Stuten beſpannten Karrn leitete. Sogleich nahm er ihm eine derſelben ab, ſchwang ſich, obwol er weder Sattel noch Zaum hatte, darauf, und ſchlug den Weg nach Rennes ein, mit dem Vorſatz, einen Oheim, der dort wohnte und welchen er vorzüglich liebte, aufzuſuchen, in der Hoffnung, daſs ihn dieſer mit ſeinem Vater wieder ausſöhnen würde.

Als er nach Rennes kam, fand er ſeinen Oheim nicht zu Hauſe, ſondern nur deſſen Gemalin. Dieſe, als ſie ſeinen ſchlechten Aufzug ſah, faſste ſogleich die Vermutung, daſs er ohne Erlaubniſs möchte gekommen ſein, und machte ſchon Anſtalten, ihn ſeinen Ältern zurückzuſchikken, als zum Glück der Oheim nach Hauſe kam. Ihm erzählte Bertrand aufrichtig ſein Abenteuer und bat um einen Zufluchtsort. Der Oheim hieſs ihn herzlich willkommen, und verſprach, alle Mühe anzuwenden, den Frieden zwiſchen ihm und ſeinem Vater herzuſtellen. Er blieb nun drei Monate in Rennes, ohne etwas Ungewöhnliches zu unternehmen. Jezt erfuhr er eines Tages, daſs auf einem öffentlichen Plaz ein Ring-

ſpiel ſollte gehalten werden, und ſogleich nahm er ſich vor, dieſes Schauſpiel mit anzuſehen. Die Tante, davon unterrichtet, fürchtete ſeine Unbeſonnenheit, und ſuchte es zu verhindern. Sie wuſste es ſo einzurichten, daſs er mit ihr in die Kirche gehen muſste. Doch er fand bald Gelegenheit, heimlich zu entweichen, und nun eilte er ohne Aufenthalt nach dem Ort, wo die Wettkämpfe gehalten wurden, jedoch mit dem feſten Vorſatz, ſich nicht einzulaſſen. Als er dort ankam, zeigte man ihm einen Kämpfer, welcher ſchon zwölfe der ſtärkſten Gegner niedergeworfen hatte. Die Augen aller Zuſchauer waren auf ihn gerichtet und ein wetteifernder Beifall umgab ihn von allen Seiten. Da ergriff eine edle Eiferſucht

das Gemüt des Jünglings, und vom Taumel der Ruhmſucht und des Ehrgeizes ergriffen, waren im Augenblick alle ſeine ſchönen Vorſäze vergeſſen. Er tritt in den Kampfplaz und erklärt, daſs er zum Kampfe bereit ſei. Kühn kommt ſein Gegner auf ihn zu, in der Hoffnung, dieſen neuen Ankömmling ſeinen zwölf beſiegten bald beizugeſellen, um ſo mehr, da es ihm ein Leichtes ſcheint, einen jungen Menſchen von ſechszehn Jahren zu überwältigen. Doch er wird für ſeinen Übermut beſtraft. Kaum haben ſie mit einander angebunden, ſo liegt er auch auf dem Sand, und der Preiſs, welchen er ſchon mit Gewisheit zu beſizen glaubte, wurde dem jungen Sieger zu Theil. Indem aber dieſer ſeinen Gegner nieder-

geworfen hatte, war er mit dem Knie dergeſtalt gegen einen Stein gerannt, daſs er ſich nicht mehr auf den Beinen erhalten konnte. Er muſste ſich nach dem Hauſe des Oheims tragen und dort zu Bette bringen laſſen.

In dieſem Zuſtand fand ihn die Tante, als ſie aus der Kirche zurückkehrte. Mit Bitterkeit äuſserte ſie ihr Mismergnügen über ſein Betragen, und wie ſchändlich es ſei, ſich auf dieſe Weiſe mit ſolchen gemeinen Menſchen einzulaſſen. In der heftigſten Bewegung bat er ſie um Verzeihung, und legte ihr einen Schwur ab, daſs er nie wieder Gelegenheit zu einem ſolchen Verweis geben wollte. Neun Tage muſste er an den Folgen der erhal-

tenen Wunde leiden. Unterdeſſen hatte ihn der Oheim wieder mit ſeinem Vater ausgeſöhnt; und nachdem er noch einen Monat in Rennes verlebt hatte, kehrte er in das väterliche Haus zurück. Robert empfing ihn mit der alten Liebe. Er gab ihm Waffen und ein Pferd, nahm ihn mit auf Turniere und zu andern Zuſammenkünften des Adels. Wegen ſeiner groſſen Jugend ſollte er noch nicht kämpfen, und Robert bat alle ſeine Bekannten darum, ihn nicht zum Kampf zu veranlaſſen.

Der junge Bertrand benahm ſich bei ſolchen Zuſammenkünften gegen Jedermann artig und zuvorkommend. Er lieſs keine Gelegenheit vorbeigehn, dieſem

oder jenem zu dienen und gefällig zu ſein. Bald hatte er ſich die Achtung und Freundſchaft aller Nachbarn und Freunde ſeines Vaters erworben. Mit einem feinen und richtigen Beobachtungsgeiſt bemerkte er alles, was in ſeiner Gegenwart und um ihn her vorging. Die Berichte, welche er dem Vater abſtattete, waren immer ſo zweckmäſsig und treffend, daſs er demſelben mit jedem Tage neue Zufriedenheit und neue Hoffnungen erregte. So vergingen wieder zwei oder drei Jahre in dem väterlichen Hauſe. Bertrand vervollkommnete ſich immer mehr in allen Kenntniſſen und Übungen, welche in den damaligen Zeiten von einem Edelmann gefordert wurden. Durch ſeine Geſchicklichkeit, ſeine Tugenden und liebenswür-

digen Eigenschaften, erwarb er sich die Liebe seiner Ältern und aller, die ihn kannten, in immer höherem Grade. Niemals hörte man aus seinem Munde ein unanständiges oder unschickliches Wort gegen irgend Jemand auf der Welt; noch jene Flüche und Schwüre, welche andere seines Standes auch damals so oft im Munde führten. Was seinem Herzen vorzüglich zur Ehre gereicht, war, dass besonders die Armen sein Lob erhoben; denn er konnte keine Bitte verweigern, und ging darinn oft so weit, dass, wenn es ihm an Geld fehlte, er seine Kleider verkaufte, um die Bedürfnisse unglücklicher Menschen zu befriedigen.

Um diese Zeit wurde das Vaterland unseres jungen Helden auf eine Zeitlang

ein Sammelplatz der Vergnügungen: denn alle gute Bretagner waren über die eben vollzogene Verbindung des jungen Karl von Blois mit Johanna, Gräfin von Penthievre, der Erbin von Bretagne, erfreut. Auch Robert Du-Guesclin verband sich, um diese erfreuliche Zeit zu feiern, mit einigen andern Rittern und Edlen seines Vaterlandes, und sie liessen ein grosses Turnier zu Ehren der Damen nach Rennes ausschreiben. Durch ganz Frankreich und nach England schickten sie ihre Briefe, um die Tapfersten der beiden Reiche zu diesem festlichen Schauspiel zu versammeln, bei welchem eine vornehme Dame den Sieger mit einem kostbaren Ringe belohnen sollte. Als die zur Eröffnung desselben bestimmte Zeit erschie-

gen war, reiste Robert in dem kostbarsten Aufzug, der ihm nur möglich war, nach Rennes ab, unsern Bertrand aber liess er auf seiner Burg zurück. Der Versuchung dieser köstlichen Gelegenheit, sich im Angesicht der grössten und trefflichsten Männer seines Vaterlands vielleicht auszuzeichnen, konnte der ruhmbegierige Jüngling nicht widerstehen. Kaum war der Vater fort, so war er auch schon entschlossen, ihm zu folgen. Aber auch nicht ein Pferd war zurückgeblieben. Doch das schreckte ihn nicht ab. Er nahm ein Mutterpferd aus der Stuterei, und eilte damit nach Rennes. Sein schlechtes Ansehen und seine elende Ausrüstung zogen alle Augen auf ihn. Er war ein Gegenstand des Spottes derjeni-

gen, die ihn und seine Verdienste nicht kannten. Denn nach der Sitte jener Zeiten war es für den Edelmann Schande, eine Stute zu reiten.

In diesem traurigen Aufzuge mischte er sich unter die Menge der Zuschauer. Er erblickte nun die von Gold und Edelsteinen schimmernden Kämpfer, die wehenden Federbüsche und Helmdecken, und die schön geharnischten Pferde. Der laute Schall der Trompeten, das Jubelgeschrei dieser grossen Versammlung, welches die Sieger umtönte, drang in seine Ohren, und sein für den Ruhm geborenes Herz wurde von dem schönen Gefühl einer unüberwindlichen Nacheiferung ergriffen. Mit dem tiefsten Schmerz blickte

er auf sich selbst. Er beklagte es, daſs sein elender Aufzug ihm nicht erlaube, sich den Damen zu nähern, noch an diesen glänzenden Kämpfen Antheil zu nehmen. Der grausamen Härte seines Vaters, die ihn um dieses Vergnügen brachte, machte er in seinem Herzen die bittersten Vorwürfe. Traurig sah er mehrere Rennen mit an. Endlich bemerkte er einen Ritter, welcher, nachdem er wiederholt mit grosem Glücke gekämpft hatte, die Stechbahn verliefs und nach seiner Wohnung zurückkehrte. Diesem folgte er auf dem Fuſse und bis in sein Zimmer nach. Hier warf er sich vor ihm auf die Knie nieder, nannte seinen Namen und bat und beschwor den Ritter, ihm ein Pferd und Waffen zu leihen, damit er auch hin-

pfen könne. Der Ritter, über die Lebhaftigkeit des jungen Knappen erſtaunt und verwundert, gewährte ſogleich ſeine Bitte, legte ihm ſelbſt die Waffen an, und befal, ihm ein friſches Pferd zu geben. Bertrand, über den glücklichen Erfolg ſeiner ſonderbaren Bitte höchſt vergnügt, beſtieg, von Freude und Hoffnung erfullt, ſeinen Gaul, eilte nach dem Turnierplatz zurück und ſtellte ſich in die Schranken.

Kaum war der neue Angreifer angekommen, ſo erſchien, nach der Sitte dieſer kriegeriſchen Spiele, ein Ritter von der Partei der Platzhalter in der Bahn, den Kampf mit ihm aufzunehmen. Bertrand winkte mit der Hand, die Trom-

peten gaben das Zeichen zum Angriff, die beiden Kämpfer liefsen den Pferden die Zügel schiefsen und rannten mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit gegen einander. Da fafste Bertrand das Visier seines Gegners so geschickt mit der Lanze, dafs er ihm den Helm vom Kopfe weghob. Der Stofs aber, welchen er ihm dabei versetzt hatte, war so heftig, dafs der Ritter unmächtig zur Erde fürzte, und nebst dem Pferde auf dem Platze lag. Nachdem er sich wieder erholt hatte, hoffte er sich bei einem zweiten Rennen Genugthuung zu verschaffen; allein er war eben so unglücklich als das erstemal.

Hierauf erschien Robert Du-Guesclin, einer von der Partei des überwundenen

Ritters, in der Bahn. Bertrand bereitete ſich, gegen ihn zu rennen; als er ihn aber an ſeinem Schild und Waffenrock erkannte, ritt er zwar bis gegen die Mitte der Bahn auf ihn zu, neigte aber die Spize ſeiner Lanze gegen ihn und machte eine tiefe Verbeugung, zum Zeichen, daſs er aus Achtung nicht mit ihm kämpfen wolle. Die ganze Verſammlung erſtaunte über dieſes Benehmen und ſuchte den Grund deſſelben in dem groſsen Ruf des Roberts; denn er war einer der tapferſten und gefürchtetſten Ritter in ganz Frankreich.

Ein dritter von der Partei der Platzhalter kam herbei, den Unfall des erſten wieder gut zu machen; allein Bertrand verſetzte ihm einen ſo heftigen Stoſs gegen

den Helm, daſs derſelbe auf zwölf Schritte weit flog, der Ritter ſelbſt aber, hart getroffen, vom Pferde ſtürzte. Funfzehnmal rannte der junge Held, und immer mit demſelben Glück; denn alle ſeine Gegner wurden bügellos. Die ganze Verſamlung war über die Geſchicklichkeit dieſes unbekannten Kämpfers erfreut und erſtaunt. Die Herolde nannten ihn den irrenden Ritter, und bei der ganzen Verſamlung flieg die Ungeduld, den Namen dieſes aufserordentlichen Unbekannten zu wiſſen, mit jedem Augenblikke höher.

Unter den Kämpfern, die zugegen waren, befand ſich ein Ritter aus der Normandie, der für einen der geſchickteſten in ganz Europa gehalten wurde. Dieſen

veranlaſste man, es mit dem Abenteurer aufzunehmen, und ihm das Viſier wegzuſtoſsen, damit man erfahren möchte, wer er wäre. Der Normann erbot ſich zum Kampf; und nachdem Bertrand ihn angenommen hatte, zerſtieſs er zwar gleich im erſten Anrennen das Viſier des jungen ſiegreichen Kämpfers; allein dieſer faſste, wie man erzählt, ihn im Vorbeirennen ſo gewaltig mit dem linken Arm, daſs das Pferd unter ihm weg lief. Nun ſchleppte er den Ritter bis an die Schranken der Bahn, und dann warf er ihn nieder. Indem aber dieſer lezte Sieg die höchſte Verwunderung erregte, hatte man auch ſchon erkannt, wer der tapfere Kämpfer ſei.

Robert, als er seinen Sohn erblickte, wurde bei dem Gedanken an die Ehre und den Ruhm, welche derselbe in Gegenwart des Herzogs, des ganzen Hofs, und der Edelsten seines Vaterlandes erlangt hatte, so lebhaft von Freude ergriffen, dafs er auf ihn zuging, ihn in seine Arme schlofs und vor der ganzen Versamlung versprach: er wolle in Zukunft nichts versäumen, ihm alle Gelegenheit zu verschaffen, diesen ersten so rühmlichen Ruf vermehren zu können. Alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhaftesten Antheil an dem Ruhm des jungen Helden. Einmütig wurde ihm der Preifs des Turniers von der ganzen Versamlung zuerkannt. Begleitet von dem grofsten Theil des anwesenden Adels und

der Menge des Volks, ging er nach der Kathedralkirche, um Gott für seinen Beistand zu danken, und hierauf zu dem Ritter, der ihm Pferd und Waffen geliehen hatte, ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen. Darnach führte man den glücklichen Sieger in den Saal des Festes, wo er von dem Herzog, den anwesenden Fürsten, Rittern und Edlen mit Glückwünschen überhäuft wurde.

Das war der Eintritt eines Jünglings in die Welt, begleitet von einem Glück, und einem Ruhm, welche für die Zukunft viel erwarten liefsen. Von nun an betrat er den grofsen Schauplatz der Begebenheiten. Seine schönen Tage flogen herauf. Die Thaten des Mannes entspra-

chen diese Hoffnungen, zu welchen die Bestrebungen des Jünglings berechtiget hatten. Robert konnte in den lezten Augenblikken seines Lebens zu dem berühmten Sohne, an welchem er als Knabe verzweifelt hatte, sagen: Ich habe immer gewünscht, in deinen Armen zu sterben, und der Trost deiner Gegenwart ist mir um so gröser, da ich in dir einen siegreichen Eroberer umarme.

Nächstens werde ich dem Publikum eine vollständige Geschichte des Lebens und der Thaten dieses grosen Helden und ausserordentlichen Mannes vorlegen. Die Achtung, welche noch jezt die Franzosen seinem Andenken beweisen, und die vorstehenden Züge aus den Tagen seiner

Kindheit und Jugend mögen auf die Thaten und Schicksale des Mannes aufmerksam machen. Gewiss wird man bei dem Lesen derselben andere und bessere Begriffe von dem Geist und den Sitten der schönsten Zeiten der Chevalerie erhalten, als jene zahllosen Ritterromane, mit welchen unsere Litteratur in den lezten Dezennien des vergangenen Jahrhunderts überschwemmt wurde, in Umlauf gebracht haben.

Friedrich Majer.

X.

Perſiſche Liebe.

Die Schöne, die mich an ſich zieht,
Gleicht einer jungen Roſe,
Die — wenn ſie gleich im Schooſe
Des Knoſpens ſpäter aufgeblüht —
Doch ſchon vor andern, feurig glüht.

Der Hauch aus ihrem Munde —
Wenn, ihrer Myrtenlaube Duft
Zu atmen, ſie mich zu ſich ruft —

Erquickt mich, wie die ſanfte Luft
Nach einer warmen Stunde.

Ein Feuer, das ich nie gefühlt,
Drängt ſich nach meinem Herzen,
Wenn oft bei unſern Scherzen
Der Weſt mit ihren Lokken ſpielt,
Und in ihr Heiligtum ſich ſtielt.

Berühr' ich ihre Wangen,
So ſeh' ich Erd' und Himmel nicht,
So hör' ich nicht mehr, was ſie ſpricht,
Und fühle nichts, als ihr Geſicht
Und brennendes Verlangen!

Lang hab' ich Perlen nachgeſpürt
In ſeichten, tiefen Gründen;

Die edelsten zu finden
Liefs ich kein Wasser unberührt,
Bis Sie das Glück mir zugeführt.

Weg eitler Ruhm der Helden!
Ihn gieſs ich aus, wie trüben Wein,
In Kot und Staub. — Ihr ganz allein
Will ich mein Blut und Leben weihn!
Wer kan, wie Sie, vergelten!

Aus Siegmund von Seckendorfs Nachlasse.

XI.

Chiron der Alte.

Der weiſe Chiron, als er ſeinen Zögling
Nun bald zum Manne reifen ſah, begann
Er einsmals ſo zu ihm: — Geliebter Sohn,
O theurer Jüngling, würdig aller Sorgen!
Geh hin, und führe ſelber nun die Zügel
Von deinem Leben. Doch bevor du ſcheideſt,
Vernimm annoch die Lehren deines Freunds.

Ob dir die Götter gleich die Jahre Neſtors,
Vergönnt, erſetze durch ein weis Betragen
Des Lebens Länge. Lerne leben, eh'
Du ſtirbſt. Geringes Land durch Fleiſs erbaut
Iſt mehr als wüſte Königreiche wert.
Nicht von der Jahre langen Dauer, ſelbſt
Nicht von der hohen Götter Willen hängt
Das Glück des Lebens ab; der Menſch iſt ſich
Sein guter oder böſer Genius.

Denk nicht, o Prinz, daſs dein erhabner Stand,
Geburt und Ehren und der eitle Name
Die Freude feſſeln können; unglückſelig
Biſt du, woferne du nicht ſelbſt dein Glück

Zu machen fähig bist. Das Glück ist stets
Dem Fleifs gewogen; ob der Pöbel gleich
Es mit verschlofsnen Augen malt, so ist
Es meist rechtschafner doch, als man es
denkt.
Es lächelt allen Ständen; jeder mag
In seiner Art des Glükkes Schooskind sein.
Und ob nun alle nach ihm seufzen, wer
Erkennt's, wer fühlt's, wie man's erhal-
ten mufs?

Natur hat mütterlich für uns gesorgt.
Sie gab schon jedem Sinn Ergözlichkeit,
Und steckt ein reiches Ziel von Freuden aus
Dem, der's erreichen mag. Wann Trägs-
sinn doch,

Wann blinder Unverſtand dahinten bleibt;
Wer zaudernd, zweifelnd ſich dem Ziele naht,
Der läſst dem Zufall, was nur Fleiſs und Müh
Erjagt. Auch iſt ein groſser Theil zu ſchwach,
Zu ungeduldig, harrt nicht bis an's Ziel,
Strebt allzuheftig, wol zu weit hinaus,
Und fällt, durch allzugroſse Weichlichkeit,
Verlangt zu viel und nun erhält er nichts.

Vermeid', o Sohn, vermeide, wenn du kannſt,
Die Feler ſolcher! Richte nicht dein Ziel
Zu hoch und nicht zu tief. Die allzuhoch

Gespannte Hoffnung bringt gar leicht Verzweiflung.
Jedoch vor allem merk' auf das, was du
Beginnst, sonst ist das Leben Spiel und
Traum.
Noch glücklich, wenn der Traum ergötzlich ist;
Doch unbewacht Vergnügen stirbt gar
schnell.

Lern du zu tragen; lerne, wie? und
wann?
Der sucht die Freud' umsonst, der Mühe
scheut.
Vergnügen ist ein ernstes Ding; es kauft's
Die Arbeit, Vorsicht, sittsame Geduld,
Und Richtigkeit im Handeln und im Sein.

O deine allzufeur'ge Jugend führt
Zu weit dich von dem Ziel! Von heftigem
Verlangen brauſend, ſtürmend immer, immer
Dem jungen ungezähmten Roſſe gleich —
O braver Prinz, laſs Leidenſchaft dich nicht
Auf ihre irren Wege führen! denk',
Ein raſcher Augenblick verdirbt gar oft,
Was lange Jahre nicht erſetzen mögen.

Wie wenn aus Thrakia der Sturm die Fluten
Von dem Euxinus aufpeitſcht, und den See
Betrübt, ſo trüben Zorn und Haſs die Bruſt
Des Menſchen, und die heitre Ruhe fleucht,
Und Freud' und Glück mit ihr aus ſeiner Seele.

Glück ſenkt den Anker nur in ruh'gen Sinn,
Und weiſe Biegſamkeit macht erſt den Mann.

Erſtick' in deiner Bruſt die Flamme, die
Zu früh erwächſt, und ſtille ſie mit Lehren
Der Weisheit. Oder greife nach der Leier,
Die dir die Muſe gab. Such dieſe auf
In ſtillen Schatten; laſs der Götter Lob
Von deinen Saiten ſchallen; oder ſing'
Die Lieblinge der Götter, ſie, die Helden,
Die Weiſen jener alten Zeit. Verehre
Durch ähnliche Geſinnung dieſe. Wekke
Zu gleichem Thun dich durch ihr Lob.
So wirſt
Du beſſer bei der Saiten ſüſsem Spiel,
Und kömmſt beruhigter zu dir zurück.

Muſik und Dichtkunſt und die Einſamkeit
Beſänftigen den allzuroſen Sinn.

Nur darum lehrt' ich dich ſo früh die Kunſt
Der Saiten, bildete zur Leier die Hand.
Nicht zum Vergnügen nur iſt's gnug, den Weg
Zu finden, groſs iſt auch die Kunſt des Troſts.

Es ſcheint, des Schickſals wunderbarer Schluſs
Hab' eine eigne Gottheit ausersannt,
Der jedes Menſchen Freuden dämpfen ſoll,
Wenn ſie zu hoch erwachſen; daſs auf Erden

Von Sorgen keiner frei sich halte, jeder
Zur Hülfte mindstens mit dem Elend theile.
Was mehr ist als die Hülfte, ist gar meist
Ein schwärmend Bild, ein Werk der Fantasie,
Das leicht zum Glück führt, aber auch
zum Weh.

Fasse allmächtig Trauer deine Sinnen,
So rechne mit dem Schicksal: sieh, wie viel
Noch unter dir! wie hoch du stehst! dann denk
Das Schicksal weiser Helden, grosser Staaten!

Verschmäh Ergötzlichkeiten nicht, die leicht
Sind zu erhalten. Nur der Stolz verschmäht

Ein leichtes Spiel. Ich klage den, der schwer
Ist zu ergötzen. Wer Vergnügen nicht
Im Flug hascht, kriegt es nimmer. Lang bereitet
Ist es zu oft Verkleidung nur der Qual.

Wer von dem süllgefälligen Ufer weicht,
Um auf der hohen See zu rudern, gibt
Die zarte Brust den wilden Stürmen, gibt
Sein Heil den ungewissen Wogen dar.
So drängt der Ehrsucht Trieb des Lebens Glück,
Den Frieden, aus dem Sinn. — Nur Hoffnung bleibe!
Denn ohne Hoffnung ist kein schönes Glück.

Thu' auch noch mehr als hoffen; zehr' dich nicht
In fieten Träumen beſſrer Zukunft auf.
Das Leben endet, es iſt Zeit, daſs du
Beginnſt!
Natur ſei dir Geleiterinn
In allem. Sie allein ermüdet nie.
Verachte, mit der Kunſt gefticktem Schleier
Die Einfalt ihrer Reize zu verhüllen.

Leb' nicht in Nachahmung. So groſs der Mann,
Den du zum Bild dir wählſt, ſo klein biſt du,
Wenn du blos knechtiſch nachzuahmen ſuchſt.

Auch laſs der Menge Anſpruch nicht Geſetz
Dir werden. Folge deinem eignen Trieb;
Und ſei dir treu, und leb' dein Leben dir!

Wann früh Aurora in dem zarten Oſt
Erwacht, und nun der Welt den Herrn des Tags
Verkündigt, eile du in's Feld, und ſuch'
Des Waldes tobend Ungeheuer auf;
Bezähm' ein mutges Roſs, und bändg' es unter
Des Zügels Herrſchaft; oder geh hinab
Zum Spiel der kühnen Waffen: ſtärk' den Arm,
Den mächt'gen Speer zu ſchleudern, faſt den Schild

Zu flören! — Jedem rühmlichen Geschäft
Iſt stets die falsche Morgenröte hold.
Dann laſs am Mittag ein geringes Mahl
Die Sinnen dir ergötzen, kürzern Schlaf
In kühlen Schatten, freien, leichten Scherz,
Und künft'ge Freuden und vergangne Luſt.

Wann nun der Abendſtern ſein Spiel beginnt,
So ſind' auch er dich unter Freunden noch,
Gelagert an dem moosbedeckten Ufer.
Laſs Wein und Scherz und Kränz' und Saitenſpiel
Und Thais holde Lieder dir die Sorgen
Weit weg verbannen, junge Freuden rufen!

Alſo verjage du den ſchwarzen Kummer;
Und fürchte nicht das Übel, bis es kömmt,
O Peleus tapfrer Sohn, ob am Skamander,
Ob fern am Simois die Griechen gleich
Dein Schickſal einſt beweinen — wann und wo!
Was kümmert's! Iſt der Schlag beſtimmt, ſo mag
Selbſt Jovis Wille nicht ihn wenden. Drum
Sei du getroſt; und fall' die kurze Bahn
Des Lebens mit erhabnen Thaten! Leb'
In Eile, weil das Schickſal Eil' gebeut!

Noch Eins, mein Sohn! dann ſoll nicht mehr dein Ohr
Die lange Lehre deines Freunds ermüden.

Lern', wie man Gutes thut, und thu's! dies iſt
Die Wiſſenſchaft, die wenige verſtehn.
Zu geben und zu ſchützen! iſt was gröſsers
Für eines Fürſten Herz! Was kann die Menſchheit
Mit höherm Adel ſchmükken! — Dieſes nur
Erwirbt Gehorſam dir und Liebe. Glück
Der Menſchheit ſei dein Glück! Nur dies beſeligt
Dich ſelbſt und rund umher dein Volk um dich.

Doch ſieh, Aurora führt bereits den Wagen
Des Tags herauf! und Pelens, ärtlich dich

Erwartend, ſchilt ob dem Verzug. Geh dann,
O edler Prinz, wohin dein Schickſal ruft!
Geh du beſtimmt den Weg, und fürchte nichts!
Was auch die Götter dir zum Lebensraum
Vergönnt, ſo iſt dein Name doch unſterblich.
Mehr als ein zweiter Peleus ſteigt in ihm
Empor. Es wird der Fürſt der Dichter einſt
Ihn künft'gen Zeiten preiſen; es nur wird
Begeiſtern zur Eroberung der Welt.

K.

XII.

Der Bramine.

In der aſiatiſchen Tartarei liegt ein labirinthiſcher Hain, mitten in demſelben iſt eine Wieſe, die von duftenden Bäumen umſchloſſen wird. Mitten in dieſer Wieſe ſteht eine goldene Wiege und in dieſer Wiege liegt ein ſchöner Knabe. Eine wolthätige Fee kommt alle Nächte dahin, und reicht dem Knaben Zukker zur Nahrung. Neben der Wiege ſieht man rechts einen kleinen

Panzer, und links ein vielblättriges Buch: beide ſind Geſchenke eines Zauberers, und die Schweſtern des Schickſals haben in das Buch das Schickſal des Knaben geſchrieben, von der Morgenröte ſeiner Entſtehung an, bis zu dem Abendrot ſeines Daſeins.

Hinter der Wiege ſteht ein Palmbaum, an welchem folgende Deviſe hängt: eine Lilie am Bach, und über ihr in nächtlichen Wolken der leuchtende Mond mit der Inſchrift: *wachſe und gedeihe, ehe die Sonne des Mittags dich ereilt!* Nicht weit von der Wiege iſt ein Grab in Felſen gehauen, welches von Roſenbüſchen beſchattet wird. Tiefſinnig verirrte ſich

einſt ein Brahmine in dieſer Gegend und entdeckte die Wiege ſamt dem Knaben unter dem Palmbaum. Er eilte hinzu, ſah die Deviſe, die Inſchrift, wie auch den Panzer und das Buch; welches alles zuſammen ein höchſt magiſches Anſehen hatte. Der Knabe lächelte, und von Liebe angezogen rief der Brahmine aus:

Glänzend ſei der Stern deines Schickſals, ſchuldloſes, freundliches Weſen, möge nie die Gunſt der Könige, Schmeterlingen gleich dich verderben, nie die Marktſchreierei der Welt dich bethören, nie verführeriſcher Lorbeer dein Haupt drähen! — Ach! und mögeſt du nie dies

Rosenbette einsamer Wildnis mit vornehmen Palläſten tauſchen.

Als der Bramine dieſe Worte geſprochen hatte, ſo lies ſich eine Zaubermuſik in den Lüften hören, und es traten vier Männer zu ihm, welche von einem Geſpenſt geleitet wurden: aus ihrer Kleidung erkannte er ihre Stände und ihren Beruf; der erſte war ein Soldat, der andere ein Arzt, der dritte ein Narr und der vierte ein Todengräber.

Wer von euch — ſo redete der Bramine ſie an — iſt mir Profet über den Nebel der Zukunft, ein Vertrauter vom Geſtirn dieſes Knaben? Lehrt mich, und ob ich gleich ein Weiſer

bin, ſo will ich doch euer Schüler ſein!

Das Geſpenſt murmelte einige unvernehmliche Töne und verſchwand. Der Soldat erhub zuerſt ſeine Stimme und ſprach: Ich bin das Bild des Lebens, denn ein Kampf iſt unſer Daſein!

Hierauf nahm der Arzt das Wort und ſprach: Ich bin der Freund und der Tröſter des Lebens, denn ſiech und ſtrauchelnd iſt unſer Wandel!

Der Narr ſchüttelte den Kopf, daß die Schellen ſeiner Kappe klangen, und ſprach nichts.

Der Todengräber pfiff ein fröhliches Lied, und deutete mit ſeinem Spaden auf das nahe Felſengrab.

Der Bramine fand in dieſen Antworten wenig Licht, er redete alſo ferner dieſe vier Männer an, und bat ſie, ihn zum mindeſten klärer zu lehren, wie, und worauf das Glück dieſes Kindes gebauet werden könnte?

Auf Mut! ſprach der Soldat. — *Auf Vorſicht!* ſprach der Arzt. — *Auf Hoffnung* meiner Saat! ſprach der Todengräber. — Der Narr ſchüttelte abermals den Kopf, und lachte laut. Indem kam eine ſchöne Schäferin daher, der Narr ging ihr eilends entgegen, und führte ſie zu der Wiege des Knaben — Da! lieber Knabe, ſprach er, jage nach Hirngeſpinſten, ſei ein glücklicher Thor, und laſs dieſe Roſenwangen, dieſe Zauberblik-

ke dir deinen Himmel auf Erden werden!

E.

Nachschrift.

Vor mehren Jahren existirte in einer gewissen teutschen Stadt eine Gesellschaft gebildeter, zum Theil in der Litteratur rühmlich bekannter Personen, welche sich öfters freundschaftlich versammelten, ihre Arbeiten einander vorlasen, oder sich an kleinen dramatischen Übungen und geistreichen Gesellschaftsspielen ergözten. Witz und Laune war hier die Losung, in ihr regte üppig der Genius der Fantasie die entfesselten Schwingen. Sie ist vorüber-

gegangen, wie ſo manches Gute aus jener Epoche.' Zufällig haben ſich einige ihrer Papiere gerettet, aus denen der Herausgeber vielleicht künftig dem Publikum etwas vorlegen kann. Daher hie und da in einzelnen Aufſätzen die Beziehungen auf eine frühere Zeitgeſchichte.

Eine ihrer gewöhnlichen Unterhaltungen war die Witzkarte, ein Geſellſchaftſpiel. Man ſaſs im Kreis, und hatte eine beſtimmte Anzahl Karten in der Hand, wo auf jeder ein einzelnes Sachwort geſchrieben war. Der erſte in der Reihe ſpielte ein oder zwei Blätter aus, und fing zugleich eine Erzählung an, in welche die auf den Blättern ſtehenden Worte verwebt ſein muſsten.

Sein Nachbar ſpielte ein andres Blatt aus, und ſezte die Erzählung aus dem Stegreif fort, und ſo die Reihe herum. Einer aus der Mitte war Sekretär, und ſchrieb das Ganze auf.

So entſtand auch die voranſtehende Geſchichte, in der jedes anders gedruckte Wort aus den Blättern der Wizkarte genommen iſt.

S.

XIII.

Verſuch einer Beantwortung der Preisfrage:

Wie ſich eine unbeſchäftigte Geſellſchaft am beſten beſchäftigen könne?

Es gibt eine beſchwerliche Art von Menſchen, welche behaupten will, vernünftige Geſchöpfe ſollten gar keine lange Weile haben.

Dieſes Vorgeben, welches freilich nicht ohne alle Wahrſcheinlichkeit iſt, ſcheint auf das Publikum einen ſolchen Eindruck

gemacht zu haben, dafs man wirklich viele Perſonen ſieht, welche ſichs ordentlich zur Schande rechnen, dafür angeſehen zu werden, als ob ſie jemals lange Weile haben könnten; und welche daher, zu eben der Zeit da ſie z. B. bei Hofe den ganzen Tag von der daſelbſt graſſirenden langen Weile ſchwazen, und eben dadurch ihren betrübten Zuhörern mächtig lange Weile machen, gleichwol einmal über das andre gähnend verſichern, dafs ſie ſelbſt für ihre eigne Perſon niemals Langweile hätten.

Allein es iſt nichts gewiſſer, als dafs die tägliche Erfahrung einem ſolchen Vorgeben gerade zu widerſpricht. Es gibt augenſcheinlich Perſonen, welche

(ſo zu ſagen) das ganze Jahr durch nichts zu thun haben, oder, wenn ſie auch was zu thun hätten, nichts zu thun wiſſen, oder, wenn ſie auch was zu thun wüſsten, doch nichts thun mögen, und ſich daher alle Tage und Stunden ihres Lebens in dem Fall eines gewiſſen beliebten, kleinen Lottchens befinden, welches auf die Frage was machſt du? je und allezeit die Antwort bereit hat: Nix!

Wie dem aber ſein mag, ſo iſt wenigſtens zu vermuten, dafs die Frage, wie eine unbeſchäftigte Geſellſchaft vor langer Weile zu bewahren ſei, nicht wäre aufgeworfen worden, wenn es nicht Perſonen gäbe, die ſich entweder ſelbſt

in diesem leidigen Falle befinden, oder doch ihrem darinn steckenden Nebenmenschen, aus Mitleid und Gutherzigkeit, zu Hülfe kommen möchten.

Der Verfasser des gegenwartigen Aufsazes glaubt, die Auflösung des Problems gefunden zu haben, und, indem er allfördersi auf die versprochne Belohnung aus bewegenden Ursachen hiemit aufs solennieste Verzicht thut, findet er sich, ebenfalls aus bloser Gutherzigkeit in seinem Gemüte gedrungen, solche der hochansehnlichen unbeschäftigten Gesellschaft, welche derselben auf eine oder andere Weise bedürftig zu seiñ scheint, in geziemendem Respekt mitzutheilen.

Die unbeschäftigte Gesellschaft verlangt vor langer Weile bewahrt zu

werden. Dieſes iſt ſchlechterdings auf keine Weiſe zu bewerkſtelligen, als wenn ſie beſchäftigt wird. Die Frage muſs alſo, um der Auflöſung fähig zu ſein, ſo geſtellt werden: Wie iſt es anzufangen, um einer Geſellſchaft, die nichts zu thun hat, oder nichts zu thun weiſs, oder nichts thun mag, etwas zu thun zu geben?

Hier entſteht aber wieder eine neue Frage, nämlich; ſoll dieſe Geſellſchaft *in Corpore*, oder jede einzelne Perſon in derſelben für ſich beſchäftigt werden?

Uns dünkt, das Beſte wäre, wenn für beides geſorgt würde; und dies iſt es auch, was der Verfaſſer des gegenwärtigen Verſuchs unternommen hat.

Alſo fürs Erſte: Wie iſt eine unbeſchäftigte Geſellſchaft, in ſo fern ſie geſellſchaftlich leben und ſich gemeinſchaftlich beſchäftigen, das iſt, amüſiren will (denn dieſe beiden Wörter können als vollkommen gleichbedeutend angenommen werden) auf eine der Natur einer ſolchen Geſellſchaft angemeſſene Art am leichteſten und zweckmäſſigſten zu beſchäftigen?

Ich antworte:

1) Man mache eine Proviſion von einer Anzahl artiger Kinderſpiele, deren es eine unzählige Menge gibt, und aus welchen etwa 36 der lebhafteſten und kurzweiligſten ausgeſucht werden konnten.

2) Diese Kinderspiele vertheile man auf 56 Tage, dergestalt, dass auf jeden derselben Ein Spielchen komme, und dieses

3) spiele man dann den ganzen Tag (die Zeit des Frühstücks, Ankleidens, Theetrinkens und Nachtessens abgerechnet) an einem fort, so lange, bis die lange Weile, an welcher die Gesellschaft laborirt, entweder vergangen ist, oder bis eine angenehme Ermattung die sämtlichen Mitglieder derselben in einen sanften und süssen Schlaf versenkt: welcher bekanntermaßen das allergewisseste und einzige *Universalmittel* gegen die lange Weile ist.

4) Sind die befagten 56 Kinderspielchen in 56 Tagen der Reihe nach durch-

gespielt, so fange man am 37sten Tage wieder von vorn an, und fahre damit fort, wie vorhin, bis zum 73sten; fange dann am 73sten abermals von vorn an, und treibe es immer so fort, bis die 36 Spiele insgesamt Zehnmal durchgespielt sind: da sich dann, ohne Adam Riesens Rechenbuch, gar leicht ergeben wird, dass man solchergestalt 360 Tage lang vor der leidigen langen Weile bewahrt worden ist; welches von 365 Tagen, woraus jedes gemeine Jahr besteht, gewiss mehr ist, als irgend ein unbeschäftigter Potentat in der Christenheit von sich wird rühmen können.

Was aber Zweitens das Mittel betrift, wie jedes einzelne Mitglied der unbeschäftigten Gesellschaft sich von Lan-

ger Weiſh bewahren kann, ſo nehmen wir uns die Freiheit, Eines in Vorſchlag zu bringen, von welchem wir uns verſichert halten, daſs ihm vor allen Möglichen der Vorzug gebühre, ſintemal es nicht nur fähig iſt, die angenehmſten Empfindungen und Vorſtellungen in dem Gehirn einer unbeſchäftigten Perſon hervor zu bringen, ſondern auch die Eigenſchaften hat, daſs erſtens nicht der mindeſte Geldaufwand, zweitens nicht das mindeſte Talent dazu erfodert wird, und daſs es drittens zu allen Zeiten, Stunden und Augenblikken in unſrer Gewalt iſt, welches von keiner andern Beſchäftigung oder Ergötzlichkeit geſagt werden kann. Da wir nicht gemeint ſind, uns mit fremden Federn zu ſchmükken, ſo bekennen wir aufrichtig,

dafs der Erfinder dieſes herrlichen Arkans der berühmte indianiſche Filoſof *Budda* iſt, von deſſen Jüngern und Nachfolgern ſolches bereits über 1500 Jahre lang mit beſtem Erfolg in Ausübung gebracht wird. Dieſes geheime Mittel hat auſser ſeiner erſtaunlichen Simplizität noch dieſe groſſe Tugend, dafs man gar nichts dabei denken darf, und qualifizirt ſich alſo um ſo viel beſſer zum Gebrauch derjenigen, die aus Mangel an Beſchäftigung in Langweile zu verfallen pflegen, welches ihnen, wenn ſie denken wollten oder könnten, nicht begegnen würde. Es beſteht darinn, dafs eine ſolche Perſon ſtehend, oder ſitzend, oder in horizontaler Lage (welches die beſte iſt) ohne das mindeſte zu denken, unverwandt und mit aller Aufmerkſam-

heit, deren ſie fähig iſt, auf die Spitze ihrer eignen Naſe ſehen, und in dieſer Kontemplation ihrer Naſenſpitze ruhig, ununterbrochen und gedankenlos ſo lange verharren muſs, bis ſie von allem andern, was um ſie her iſt, nichts mehr gewahr wird; da dann, nach der Verſicherung befagter indianiſcher Filoſofen, eine unendliche Menge der angenehmſten Erſcheinungen mit einer unbeſchreiblich angenehmen Empfindung begleitet, dieſe Perſon in einen ſo wonnevollen Zuſtand verſetzen werden, daſs der Filoſof *Buddu* kein Bedenken trägt, ſolchen eine wahre Vergotterung zu nennen.

Das einzige, was wir dabei nicht unbemerkt laſſen dürfen, iſt der kleine Umſtand, daſs dieſes Mittel etwas ſtarke

Nerven erfodert, und dafs alſo ſehr zarte oder gar nervenſchwache Perſonen beiderlei Geſchlechts ſich deſſen entweder gänzlich enthalten, oder wenigſtens, wenn ſie es ja verſuchen wollen, eine vertraute Perſon mit einer Flaſche engliſchen Salzes oder *Spiritus Nitri* bei der Hand haben müſſen, um ihnen ſolches, ſobald ſie in Ohnmacht fallen wollen, unter die Naſe zu halten. Wegen ihres Verſtandes aber können die Perſonen, die ſich dieſes Mittels gegen die lange Weile bedienen wollen, völlig ohne Sorgen ſein.

W.

XIV.

Madagasharische Lieder.

Aus dem Französischen des B. Yarni.

1.

Fremder.

Wer ist der König dieses Landes?

Thürhüter. Ampanani.

Fr. Wo ist er?

Th. In dem königlichen Hause.

Fr. Führe mich zu ihm.

Th. Kommst du mit offner Hand?

Fr. Ich komme als Freund.

Th. Gehe hinein.

Fr. Heil dem König Ampanani.

Ampanani. Weiſser Mann, ich grüſse dich. Sei mir willkommen bei mir. Was iſt dein Begehren?

Fr. Ich komme, dein Land zu beſuchen.

Amp. Gehe, wohin es dir beliebt, und ſchaue frei umher. Aber jezt nähern ſich ſchon die Schatten der Nacht. Die Stunde der Abendmahlzeit eilet herbei. Ihr Sklaven, breitet Dekken über den Boden! Leget weiche Bananenblätter darüber. Bringet Reis und Milch, und die gereifte Frucht des Baumes. Nelaho, komm herbei! das ſchönſte meiner Mädchen ſoll den Fremdling bedienen. Ihr, jüngern Schwe-

ſtern, erfreuet die Mahlzeit mit Tanz und mit Geſang. Dann, Nelahe, führe den Fremdling in die nahe Hütte! breite die Dekke über die Erde, und laſs ein weiches Bette von Blättern emporſteigen. Laſs den Gürtel, der deine jungen Reize bedekket, dir von der Hüfte fallen. Wann dir nun ſeine Augen das Verlangen der Liebe verkünden, wann ſeine Hand die deine ſucht, wann ſie zärtlich dich an ſich zieht, und er dir ſagt: „komm, ſchöne Nelahe, laſs uns die Nacht zuſammen ruhn!“ dann ſeze dich auf ſein Knie. Möge ſeine Nacht glüchlich ſein, reizend die deine. Kehre nicht wieder, als bis die anbrechende Tagesſtunde dir in ſeinem Auge das Vergnügen der vergangenen Nacht leſen laſst!

2.

Wer wagt es, Ampanani zum Zorn zu reizen? Er nimmt ſeinen Haſſagei, mit dem ſcharfen Knochen bewehrt, und ſchreitet durchs weite Feld. Sein Sohn geht an ſeiner Seite. Wie ein junger Palmbaum des Berges erhebt er ſich von der Erde. Ihr reiſſenden Stürme, verſchont die junge Palme des Berges!

Die Zahl der Feinde iſt groſs. Ampanani ſucht den Einen, und findet ihn. Tapfrer Feind, dein Ruhm iſt glänzend! Der erſte Wurf deines Haſſagei hat Ampanani bluten gemacht. Aber nie ward dies Blut ohne Rache vergoſſen. Du fällſt, und dein Fall iſt deinen Kriegern das Zeichen der Flucht. Fliehend ſuchen ſie ihre Hütten auf. Auch dahin verfolgt ſie der

Tod. Schon rauchet das Dorf von der entzündenden Fakkel, und brennt zu Asche.

Ruhig kehrt der Sieger zurück, und treibet vor sich brüllende Heerden, gebundne Gefangene und weinende Weiber. Ihr unschuldigen Kinder, lächelt eurem neuen Gebieter!

3.

Ampanani.

Mein Sohn ist gefallen in der Schlacht. Weinet, Freunde, den Tod von eurem Königssohne! Lasst uns seinen Leichnam tragen in das Wohnhaus der Todten. Die Mauern umher sind hoch, und mit Häuptern gehörnter Ochsen geziert. Lasst keinen neugierigen Blick über den Wohn-

ort der Todten werfen. Sie ſind leicht zu erzürnen, ſchwer zu beſänftigen, und grauſam iſt ihre Rache. Weinet, Freunde, meinen Sohn!

Männer. Nicht mehr wird das Blut der Feinde rot von ſeinen Waffen rauchen.

Weiber. Nicht mehr werden ſeine Lippen fremde Lippen küſſen.

M. Die Früchte reifen nicht mehr für ihn.

W. Seine Arme umſchlingen nicht mehr den Buſen der Geliebten.

M. Nie wird er ſeine Freuden mehr ſingen unter breitſchattigen Bäumen.

W. Nie wird er der Geliebten am Abend mehr ſagen: komm, laſs uns noch einmal glücklich ſein!

Ampanani. Ihr habt meinen Sohn genug besungen. Lasst die Sorge der Freude Platz machen, damit wir nicht morgen auch dahin gehen, wo er hingegangen ist.

4.

Mistrauet den weissen Männern, ihr Bewohner der Ufer! Zur Zeit unsrer Väter kamen die Weissen zu unserm Eilande. „Hier habt ihr Land, das unsre Weiber bebauen! Seid gerecht, seid milde, seid unsre Brüder!“ Die Weissen versprachens. Nun schlossen sie Wälle um sich. Eine Feste erhob sich drohend. Sie verbargen den Donner ihrer Schlünde. Ihre Priester wollten uns einen Gott aufdringen, den wir nicht kannten. Sie versprachen von

Gehorſam und Unterwerfung. — Eher den Tod! — Das Mezeln dauerte lang und war ſchrecklich. Sie ſchleuderten den Donner auf uns. Sie vernichteten unſre Heere: aber ſie wurden vertilgt.

Miſstrauet den weiſsen Männern!

Wir ſahen aufs neue die Würger. Zahlreicher und tapfrer als vorher. Sie errichteten ihre Zeichen an unſern Ufern. Für uns ſtritt der Himmel. Regen liefs er auf ſie fallen, und Stürme, und verpeſtete Winde. Sie ſind fort, wir leben, und ſind frei.

Miſstrauet den weiſsen Männern, ihr Bewohner der Ufer!

XV.

B l a n k a.

Aus dem Spaniſchen.

„Schön biſt du, Semnora, ſchöner,
Als der lichte Sonnenſtrahl.
„Könnt' ich dieſe Nacht hier ruhen
Ohne Rüſtung und Gefahr!

„Denn ſchon ſind es ſieben Jahre,
Seit ſie dein Getreuer trägt.

„Seine Haut iſt ſchwarz wie Kohlen,
Da er nie ſie abgelegt.“

Kehret ein, Sennor, und ruhet
Ohne Rüſtung und Gefahr:
Denn der Graf iſt jagen gangen
Auf die Berge Aguilar.

„Tödt' ihm böſe Peſt die Hunde!
Raub' ihm ſeinen Falk der Aar!
„Von den Bergen bis nach Hauſe
Schleif' ihn rückwärts ſein Barbar!*)“

Alſo ſprachen ſie und thaten —
Unvermutet kam der Graf.
„Und was thuſt du, ſchöne Blanka,
Töchterchen von böſer Art?“

*) Ein barbariſches Pferd.

Ich, Sennor, kämm' mir die Haare,
Kämme ſie mit groſsem Schmerz,
Daſs du mich allein ſo lieſseſt
Und entwendeſt mir dein Herz.

„Alſo ſprichſt du, ſchöne Blanka?
Töchterchen von böſer Art.
„Weſſen iſt denn jener Zelter,
Den ich unten ward gewahr?"

Der, Sennor, iſt meines Vaters,
Zum Geſchenk Euch und zum Lohn.
„Und weſs iſt denn dieſe Rüſtung,
Neben auf dem Korridor?"

Die, Sennor, iſt meines Bruders,
Zum Geſchenk Euch und zur Zier.
„Und weſs iſt denn dieſe Lanze,
Dir und mir vor Augen, hier?"

Nimm, o Graf, o nimm die Lanze,
Endo ſtraks mein Leben hier!
Denn den Tod, den Tod, o Guter,
Wol verdient' ich ihn an dir.

D.

XVI.

An die Herzogin Amalia.

Nach einer kleinen theatraliſchen Vorſtellung geſprochen.

Den 24ſten Oktober 1800.

(Dieſe Vorſtellung geſchah einige Tage vor der Aufführung von Palaofron und Neoterpe, worauf ſich der Schluſs bezieht.)

Die du der Muſen reinſte Koſt geſogen,
Verzeihe dieſen bunten Augenſchmerz.
Daſs maskenhaft wir heut uns angezogen
Iſt auf den Brettern ein erlaubter Scherz.

Und billig biſt du dieſer Schaar gewogen:
Denn unter jeder Maske ſchlägt ein Herz.
O! könnteſt du enthüllt das Innre ſehen,
Es würden Ideale vor dir ſtehen.

Verehrung naht ſich mit durchdrungnen Minen,
Und Dankbarkeit mit frei erhobner Bruſt,
Die Treue folgt. Mit Eifer dir zu dienen,
Iſt unabläſſig ihre ſchönſte Luſt.
Beſcheidenheit, in zitterndem Erkühnen,
Iſt ſich der ſtummen Sprache wol bewuſst,
Und Wünſche knieen an den goldnen Stufen,
Dir tauſendfältiges Glück herabzurufen.

So scheint ein Tempel hier sich zu erheben,
Wo erst der Thorheit laute Schelle klang.
Der Bretter Knarren und der Spieler Beben
Erscheinet nun in einem höhern Rang.
Dir segnet diese Schaar ein schönes Leben!
Und lächelst du der Muse leichtem Sang;
So hörest du, von hier in wenig Tagen,
Mit etwas neuem dir das alte sagen.

Göthe.

Inhalt.

Paläotrop und Neoterpe. Ein Feſtſpiel zur Feier des 24 Oktobers 1800. *von Göthe* - - - Seite III—XXXVI.

I. D. Fenks Leichenrede auf den höchſtſeligen Magen des Fürſten von Scheerau, von *Jean Paul Fr. Richter* S. 1

II. Das Gewitter, von *Fr. Brun, geb. Münter* - - - - - - - - 22

III. Hugdieterich und Hildburg, von *Fr. Majer* - - - - - - - 26

IV. Der frohe Junker, v. *E.* - - - 111

V. Die Nahen und Fernen, v. *E.* - - 113

VI. Die raſche Lebensreiſe, v. *E.* - - 115

VII. Ideenſpiele, v. *E.* - - - - - 117

VIII. Elegieen, v. *A. S.* und *K.* - - 127

IX. Bertrand Du-Guesclin, v. *F. Majer*. S. 146
X. Persische Liebe, aus *Siegmund von Seckendorfs Nachlasse*. - - - 194
XI. Chiron der Alte, v. *K.* - - - 197
XII. Der Bramine, v. *E.* - - - - 213
XIII. Versuch einer Beantwortung der Preisfrage: Wie sich eine unbeschäftigte Gesellschaft am besten beschäftigen könne? v. *W.* - - - 222
XIV. Madagaskarische Lieder, v. *K.* - 234
XV. Blanka, von *B.* - - - - - 240
XVI. An die Herzogin Amalia, von *Göthe*. - - - - - - 246

Verbesserungen.

S. 29. Z. 8. l. schauen, statt schöne
— 37. — 4. — mit — von.
— 41. — 2. — verkehren — verwehren.
— 47. — 6. — Burgen — Burger.
— 150. — 4. v. u. l. feindlichen, st. feidlichen.

Erklärung.

Um allen Misdeutungen vorzubeugen, erklärt die Redakzion, daß nur derjenige, den sie mündlich oder schriftlich dazu eingeladen hat, von ihr als ordentlicher Mitarbeiter des Taschenbuchs angesehen werden könne. Nur von ihnen oder, durch ihre Hände wenigstens, von andern werden in der Regel Beiträge angenommen, doch können unter verschiedenen Umständen Ausnahmen für fremde Aufsätze statt finden, jedoch unter folgenden Bedingungen:

1) müssen sie postfrei an die Verlagshandlung oder Redakzion eingesendet werden.

a) Muß ſich der Verfaſſer dem Redakteur zu erkennen geben, welcher hingegen die ſtrengſte Verſchwiegenheit, wenn es verlangt wird, gelobt.

3) Im Fall der Nichtaufnahme erfolgt die Zurückſendung nur, wenn ſie begehrt wird, und zwar auf Koſten des Einſenders.

Unmöglich kann aber vom Redakteur gefordert werden, daß er die Urſachen der Zurückſendung jederzeit angebe, woraus eine endloſe Korreſpondenz entſtehen würde. Die Zurückſendung enthält keine Verwerfung des Aufſatzes überhaupt, ſondern ſoll blos anzeigen, ohne ſich auf Beurtheilung ſeines innern Gehalts einzulaſſen, daß in den gegebenen Umſtänden derſelbe keinen Platz in der Zeitſchrift finden könne, was aus gar vielerlei Urſachen geſchehen kann.

Oſter

Taſchenbuch

von

Weimar,

auf das

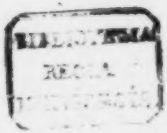
Jahr 1801.

(Fr. C. L.)

Herausgegeben von Seckendorf.

Weimar,

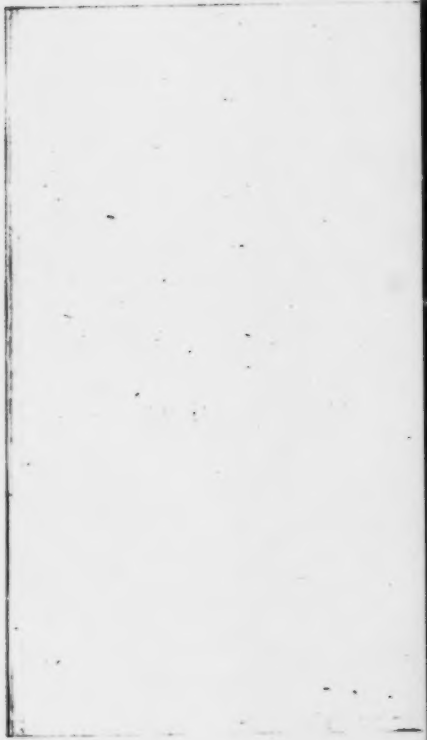
gedruckt und verlegt bey den Gebrüdern Gädicke.



Dem neuen Jahrhundert.

Unter Thränen beginnt den lieblichſten Tag Aurora,
Und aus düſterer Nacht ſtralet die Sonne hervor.
Möge dein Bild dies ſein, Jahrhundert! das uns emporſteigt,
Und auf Blindheit und Nacht folge nun Licht und Vernunft.

Tinebel.



I.

Blumen.

1.

Die edlere Rache.

„Auf! räche dich!“ sprach ein gerechter Zorn,
Der starkbewaffnet mir im Herzen sas,
„Auf! räche dich! und gib der Welt und Nachwelt
Zu wissen Seine Schmach und Deine Unschuld.“

Ostern 1801.

Erschüttert ward mein Geist, wie auf den Klang
Der kriegrischen Drommet' ein edles Ros
Emporschnaubt und den Sporn verachtet.

Doch
Ein zweiter edlerer Gedanke flieg
In mir empor und hielt den Zügel ihm
Und bändigte mein Herz: „Wie? und du willst
Solch einem Namen, solcher niedern That
Noch Welt und Leben geben? Nimmermehr!
Erwarte ruhig, bis die starke Zeit
Dich rächet und dir sanft den Schmerz verwischt."

3

Die Rache nimmt ein edler ſtolzer
Geiſt
An ſeinem niedern Feinde. Hochgemut
Verachtet er des Neides Schmach — und
ſchweigt.

2.

Der eigne Schatten.

Al-Hallils Rede.

Erfreue dich des Lichts auf deinem Wege,
Du Erdenpilger, und geh rüſtig fort,
Daſs dich die Nacht nicht übereile.

Sieh

Dort jenen Knaben, der ſich ſeines Schattens,
Des langen Schattens in der Abendſonne
Frohlokkend freut. Er klopfet in die Hände.

Daſs dies ſein Wahnbild ferne Hügel
dekt,
Und ſtehet ſtill und ſäumt. Indeſſen ſinkt
Die Sonne; finſtre, kalte, ſchwarze Nacht
Stürzt aus Frohlokken ihn in Herzens-
angſt,
Aus Angſt des Herzens in Verzweifelung.
Er höret Stimmen, Todesſtimmen,

Jüngling.

Wenn du dich deines eignen langen Schat-
tens
Erfreueſt, weh dir! ſo iſt deine Sonne
Dem Untergange nah. So lange Licht,
Ein hohes Licht dich führt, vergiſſeſt du
Des Wahnes hinter dir und eileſt fort.

O Herr der Welt, die Menſchen vor dir ſpielen,
Wie Kinder in dem Sande, nennen's Weisheit
Und hochberümte Kunſt; und meſſen ſich,
Und zanken über ihres Schattens Schatten —
Indeſſen du auf Welten fährſt und Welten
Zehntauſendmal zehntauſend ordnend lenkſt.
Wer ſagt vor dir: hier bin ich? Sind wir doch
Ein Nichts, das du zu Etwas und o Vater!
Das du zu ew'gem, ew'gem Zweck erſchufſt

3.

Dem Namlosen

Al-Hallils Rede.

O daſs mein Ohr dich hörte! daſs ich dich
Zu meiner Rechten mit mir wandelnd ſähe;
Denn in mir weint mein Herz vor Unmut, ich verhülle
Mein Angeſicht dem Läſterer deiner Lehre.

Wind iſt ſein Weſen, ein verſengender
Wind aus der Wüſte, der den Hauch
erſtikt,
Und jede Pflanze tödet.

Trau' ihm nicht,
Dem Höner der Religion, o Jüngling!
Er scherzt dir Thränen an, und sendet
Pest umher.

Wie klapperndes Gebein am Rabenstein
Zu Nacht den Wanderer mit Grausen
füllt;
So tönt, so hängt zusammen seine Lehre,
Ein Pfuhl in Mittagshize — bleib' ihm fern.

Wer naht dem Lager eines Drachen? Wer
Stürzt in den Abgrund sich? Und fahst
du je
Den Adelaar im Sumpfe wohnen? hörtest
Du aus Rauchfängen je die Nachtigall?

4.

Der Gaſtfreund.

Bei einem Neger in Guinea war
Ein Britte krank zurükgeblieben; treu,
Wie ſeinen Bruder, pflegt der Neger ihn.
Da kam ein ander europäiſch Schiff
Und ſtahl mit Tänzen, mit Muſik und Liſt
Der Neger viel hinweg. Sie jammerten,
Die Hände ringend auf dem fliehenden
Schiff,
Bis ſie der dumpfe Boden hart verſchloſs.
Der Flekken ward voll Aufruhr. Väter,
Mütter,
Und Bräute, Söhne, Weiber ſammelten

Sich um die Hütte, wo der Europäer
Daniederlag. Sie fodern Rache, Blut.

„Ihr Freunde, sprach der Neger, meinen Gast
Soll keine Rachbegier beleidigen:
Nur über meinen Leichnam geht der Weg
Zu ihm. Er hat euch nichts geraubet, ist
Kein Europäer jetzt in meiner Hütte;
Mein Gastfreund ist er und ein kranker Mensch."

Die lauten Haufen trennten murmelnd sich,
Und dankten ihm am Morgen, dass sie gestern.

Von seiner Billigkeit geleitet sich
Mit des Unschuldgen Blute nicht be-
flekt.
Also die Neger. Europäer, wir?

5.

Der ſpäte Kranz.

Nach dem Italiäniſchen.

Ich pflanzte früh ein kleines Lorbeerreis,
Und ſah gen Himmel auf mit ſtiller Bitte:
„Laſs, Himmel, dieſes Bäumchen glüklich wachſen,
Daſs es mit Zier einmal den Pflanzer kröne."

Und bat den Zefir: „holder Zefir, breite
Die Schwingen ringsum über ſeine zarten,
Mir lieben Zweige. Wenn der Nordwind heuler,

O wehr' ihm, dafs er nicht dem Bäumchen
ſchade."

Ich weifs es wol, die zarte Föbuspflanze
Erwächſet langſam; unter allen Bäumen,
Die hier die Aue trägt, iſt ſie die ſpätſte.

Was kümmert mich ihr längeres Verweilen?
Denn endlich, wenn auch ſpät nach Müh' und Arbeit,
Wird doch gekränzt, wer je den Kranz verdiente.

6.

Urſprung des Ideals.

Nach dem Italiäniſchen.

In ſchönſter Anmut glänzten Mond und Sonne
Dem Size der Natur im Paradieſe,
Als Sie dein Antliz ſchuf, o Cölirosa,
Und es mit Reiz und allen Zügen ſchmükte.
Die Luft war heiter, wolkenlos der Himmel,
Und Heiterkeit mit allen Göttern ſchwebte
Zu dir hernieder. Alſo wölbte ſich
Die Stirn, das Auge. Pallas rührte ſie —

Die Wange Kypris und die Lippen
Pitho,
Das Augenbrau Aglaja an; und Eros,
Er wiegte sich auf deinen Augenliedern.

Und Zeus und Juno sahen freundlich an
Das ungesehne Werk voll süßer Einfalt,
Und nannten's der Natur Idee, und
schenkten
Den Menschen es zum schönen Ideal.

Las andre, Künstler, Dichter, schöne
Glieder,
Der Eine dies, der Andre Jenes preisen:
In dir vereinte sich des Schönen Schönstes!

7.

Der Wald und der Wanderer.

„Kom o kom in meine Schatten,
In der Ruhe Aufenthalt,
Wanderer der heifsen Strafse,
Wo dein Herz unruhig wallt.

Meine frifchen Zweige wehen
Lebenskraft dem Matten zu,
Und mein Atem duftet Balfam,
Neuen Mut und füfse Ruh.

Schöner geht die Sonne nieder
Hinter meiner grünen Nacht;
Schöner kömt der Morgen wieder,
Wenn der Vögel Chor erwacht.

Schöner blinkt in mir die Quelle
Und der einſam ſtille See,
Wo die treue Turteltaube
Girret deines Herzens Weh.“

Der Wanderer.

Rauſchen Geiſter in den Lüften?
Spricht die Nimfe mir im Quell?
Oder ſteigen Götter nieder?
Denn mein Blik wird rein und hell.

Mit der Fichte Gipfel ſteiget
Meine Seele himmelwärts;
Mit der Birke Zweigen neiget
Sanft zur Ruhe ſich mein Herz.

Und die grüne Fuſstapete
Wiegt mich ein auf feidnem Moos.

Neben dieſer goldnen Blume
Bin ich ſelig und wie groſs!

Horch! Aus jener alten Eiche
Tönt ein Bardenton hervor.
Und der Fichten Gipfel ſauſen
Himmliſcher; der Wald wird Chor.

„Wir, des Paradieſes Geiſter,
In der Ruhe Aufenthalt
Segnen dich. Genieſse fröhlich
Unſern heiligen ſtillen Wald."

8.

Meine Blume.

Sei gegrüſset, kleine Blume,
Blume der Vollkommenheit,
Die die Heiligen und Weiſen
Namlos preiſen:
Denn des Herzens ſchönſte Zier
Wohnt in dir.

Nicht auf Höhn, im ſtillen Thale
Blühſt du, am friſchen Quell.
Zeigſt des weiten Himmels Blau,
Reine Treue,
Und in ihr der Sonne Gold,
Mild und hold.

Fragst du mich, wie heißt die Blume,
Die den hohen Schmuck uns zeigt?
Sonnenglut und Himmelsbläue,
Lieb' und Treue;
Nimm hier dies Vergiß mein nicht,
Treu' und Licht.

9.

Die goldne Hochzeit.

Nach dem Schottiſchen.

Vor manchen, manchen Jahren,
Als ich zuerſt dich ſah,
War deine Lokke rabenſchwarz,
Braun deine Wange da.
Jezt iſt die Wange blaſſer,
Wie Silber glänzt dein Haar,
Und dennoch biſt du lieber mir,
Ja lieber,
Als mir der Jüngling war.

Des Lebens ſchroffen Hügel
Erſtiegen Hand in Hand
Wir, wie es Wind und Wetter gab,
Hinüber Fels und Sand;
Jezt iſt der Abend milder,
Wir ſteigen ſanft hinab,
Und dort am Fuſs erwartet uns
Zuſammen
Ein Brautgemach, das Grab.

Wolauf ihr Söhn' und Töchter,
Singt unſern Hochgeſang,
Und ſtreuet Myrten vor uns her
Den kurzen Weg entlang,
Und preiſet jede Stunde,
Die uns der Himmel gab,

Je länger und je lieber,
Je lieber!
Umschatt' einst unser Grab.

Das neue Lied.

Ein neues Lied! ein neues Lied!
Gesundheit und ein froh Gemüt!
Wer unser neues Lied nicht kan,
Der fang' es heut zu lernen an,
Und sei zu üben es bemüht:
Gesundheit und ein froh Gemüt.

Wem weiht sich unser neues Lied?
Der Schönheit, die das Herz erzieht.
Wer solche Schönheit liebgewann,
Der stimme mit uns jauchzend an!
Sie lebe, die unsterblich blüht,
Die Schönheit, die das Herz erzieht.

Ihm, der für Recht und Wahrheit glüht,
Für Freund und Feind sich edel müht,
Nie Schlechtes thun und dulden kan,
Fecht' ihn auch Hafs und Misgunst an,
Ihm, Freunde, singen wir dies Lied,
Dem Edelsten, der vor uns blüht.

Der neuen Zeit, die vor uns blüht,
Dem Blik, der in die Zukunft sieht;
Wer für die Nachwelt leben kan,
Ist, auch verkannt, ein sel'ger Mann;
Ihn ehret froh der Zeiten Lied;
Glük auf! der Zeit, die vor uns blüht.

Noch einmal stimmet an das Lied,
Der Kraft, die Hera an Herzen zieht.

Ostern 1801.

Ihr weihen wir uns Hand in Hand
Und knüpfen ein unlösbar Band
Der schönsten Kraft, die in uns glüht,
Dir, Freundschaft, Liebe, Hochgemüt!

Herder.

II.

Fragmente aus den heiligen Schriften der Indier.

Das einzige höchſte Weſen zeigt ſich durch Schaffung, Erhaltung und Zerſtörung, unter dreierlei Formen; allein es iſt nur Eines. Sich zu einer dieſer Formen wenden, iſt ſo viel, als ſich zu allen wenden, das iſt zum einzigen höchſten Gott. Die Menſchen ſollen wiſſen, daſs es unter den Göttern, Wiſchnu, Brama

und Schiwen, keine wirkliche Verſchiedenheit gibt. Was ihnen ſo ſcheinet, iſt nur Täuſchung. Wer dieſes weiſs, und ſeine Pflichten gegen ſie thut, deſſen Gebete werden erhöret werden.

* * *

Zwiſchen Brama, Wiſchnu und Schiwen iſt kein Unterſchied. Wiſchnu iſt Schöpfer unter dem Namen Brama, Erhalter und Retter unter dem Namen Wiſchnu, und Zerſtörer unter dem Namen Schiwen.

* * *

Man ſage nicht, Wiſchnu ſei von den drei Gottheiten oder Attributen, welche

man die dreifache Macht nennet, nur eine. Er iſt die Grundquelle von Allem. Er iſt es, der das Ganze durch ſeine ſchaffende Kraft erſchaffen hat, der es durch ſeine Erhaltungskraft erhält, der es endlich durch ſeine zerſtörende Kraft zerſtört. Er ſchafft als Brama, und zerſtört als Schiwen. Die ſchaffende Kraft iſt vortrefflicher als die zerſtörende, die erhaltende vortrefflicher als die ſchaffende. So wird mit dem Namen des Wiſchnu der Begriff von dem Vortrefflichſten verbunden.

* * *

Wiſchnu iſt zuweilen gleichſam in ſich ſelbſt zurückgezogen und ohne Äuſſerung;

zuweilen aber wird er ſich in ſeiner ganzen Gröſse offenbaren und eine Welt ſchaffen. Er iſt allenthalben, dem Feuer gleich, das ſich im Holz, in Steinen, im Waſſer und in der Luft findet. Ungeachtet der ſichtbaren körperlichen Geſtalt, die er ſehr oft angenommen hat, iſt er ſelbſt doch über den Wirkungskreis der Sinne erhaben. Ertheilet er Körpern übernatürliche Vorzüge, ſchafft er Götter, Menſchen und Thiere, ſo geſchieht es einzig nur darum, ſeine Güte fühlbar zu machen.

* * *

So oft die Erde von ungerechten Tirannen befleckt iſt, erſcheinet dieſer Gott jedesmal unter einer vorzüglichen Ver-

wandlung, sie von diesen Ungeheuern zu befreien.

* * *

Man hüte sich vor der Einbildung, dass er des Vergnügens und Schmerzes wirklich empfänglich sei, deren Wirkungen er zu empfinden scheinet, denn dieser Schein ist bloße Täuschung. Seiner Natur nach von aller menschlichen Veränderlichkeit frei, kennet er nur sich selbst, und jedem andern Wesen ist er ein unbegreifliches Geheimniss.

* * *

Werke, so vortrefflich sie auch sein mögen, gefallen diesem Gott nicht, wenn

er nicht ſich ſelbſt darinnen abgebildet findet. Alle Handlungen, die nicht Verehrung des Wiſchnu zum Zwekke haben, ſind wie Körper ohne Leben. Dieſe Andacht beſeelet und gibt aller Tugend ihr Verdienſt.

* * *

Dieſes unendliche Weſen kan nicht vom All getrennt werden. Es iſt weſentlich eins mit ihm. Wiſchnu iſt in Allem und Alles iſt in Wiſchnu. Obſchon aber dieſer Gott unendlich vielerlei Geſtalten annimmt, und auf unendliche Weiſe wirket, ſo hat doch dieſe körperliche Täuſchung keinen Einfluſs auf ihn, gleich dem Träumenden, der ſich zwar verſchie-

dene Verrichtungen vorſtellt, die jedoch nichts Wirkliches ſind.

* * *

Wiſchnu iſt die Quelle der fünf Elemente, der Handlungen und Bewegungen, die Leben und Zeit veranlaſſen. Er ſelbſt iſt die allgemeine Quelle, wie der allgemeine Zweck: er iſt alles. Die Götter ſind aus ſeiner Geſichtsbildung entſtanden. Wahrheit, Weisheit und alle Tugenden liegen in ihm. Er befal dem Brama, dieſe Welt zu ſchaffen, ohne alle andere Abſicht, als ſein Wolgefallen.

* * *

Die Handlungen der Seelen, die in grobe Körper verſchloſſen, den Geſezen der äuſsern und innern Sinne unterworfen und durch täuſchenden Schein gleichſam bezaubert ſind, ſiehet Gott als ein bloſser Zuſchauer. Die Subſtanz der Seele und die Kenntniſs, die ſie hat, ſind nichts anders, als Wiſchnu ſelbſt. Am Ende ihrer Laufbahn kehret ſie in ihn zurük.

* * *

Wiſchnu, dieſes oberſte Weſen, iſt der Urheber und Schöpfer der Welt. Die Weiſen betrachten ihn in den vierzehn Welten, und zwar die ſieben obern als eine Darſtellung ſeiner Perſon, vom

Gürtel bis zum Kopf, und die ſieben untern als eine ſolche, vom Gürtel bis zu den Füſsen. Einige betrachten die Erde als ſeinen Fuſsſchemel, und die ſieben Prinzipien als das Schlagen ſeiner ſieben Pulſe. Man muſs daher vollkommen überzeugt ſein, daſs die Welt nichts anders iſt, als die Form des Wiſchnu. Was iſt, geweſen iſt, und ſein wird, iſt in ihm. Die Erde wird durch die Sonne erleuchtet und er macht alles ſichtbar.

Vor dieſer Schöpfung hat Wiſchnu allein ſein Licht um ſich her verbreitet. Weisheit, Freude, Wahrheit ſind ſeine Glieder, ſeine Subſtanz. Er hat weder

die Eigenſchaft einer groſsen Maſſe, noch die eines kleinen Atoms, doch nimmt er zuweilen ihre Geſtalt an. Es iſt kein anderer Gott als er. Niemand kan von ſich ſelbſt den täuſchenden Schein durchdringen, oder ſich ihm entziehen, welchen er in der Welt verbreitet. Was iſt, wird menſchlichen Augen als nicht exiſtirend vorkommen, und was nicht iſt, als ob es vorhanden wäre. Sie werden einen Strik für eine Schlange und eine Schlange für einen Strik halten. Durch ſeine Unermeſslichkeit erfüllet er das All. Er iſt der Urſprung aller Dinge und hat ſelbſt keinen Urſprung gehabt.

* * *

Das Vermögen, das wahrnimmt, heiſst Truſcheten, das Werkzeug zum Wahrnehmen Truku, der wahrgenommene Gegenſtand Truſchiam. Dieſe drei Ausdrükke, die von einander verſchieden ſind, machen in Gott nur eines aus. Er iſt ſelbſt Truſchéten, Truku und Truſchiam. Gott, unendlich kleiner als ein Atom, iſt auch unendlich gröſser als die ganze Welt. In Beziehung auf dieſe Gröſsen heiſst er Teratpuruſchen und Waſawaraiben, der alle Dinge in ſich enthält. Dieſer, der Unendliche, der ſich offenbaret hat, ſchwamm auf dem Waſſer, woher ihm der Name Narajana gekommen iſt. Durch ein Spiel ſeiner Ver-

ſchung ſind die drei Kräfte, Prinzipien oder Qualitäten entſtanden, Tamadam, Rachadam, Satiagam, und durch ſie verſchiedene für die Götter, Menſchen, Rieſen und Thiere ſchikliche Körper. Der Raum wurde durch ſeine Gedanken erſchaffen; dieſer Raum brachte die Luft hervor, dieſe das Feuer, dieſes das Waſſer, dieſes die Erde. Aus der Vereinigung dieſer Elemente ſind alle ſichtbare und unſichtbare Weſen entſtanden. Dieſes iſt das Geheimniſs der Schöpfung überhaupt.

* * *

Ohne Attribut, ohne Wirkungsakte, ohne Qualität, ohne Ort und Zeit unter-

worfen zu ſein, iſt Gott allein unveränderlich. Es gab keine anderen Weſen als ihn, da betrachtete er ſich ſelbſt durch ſeine anſchauende Kenntniſs. In dieſer Anſchauung erzeugte ſich das Wollen zu ſchaffen. Der Akt dieſes Wollens zu ſchaffen iſt das Verhängniſs. Dieſes brachte die zeugende Kraft und die zeugende Kraft den Akt der Zeugung hervor. Darauf erſchienen die drei Qualitäten, Principien oder Kräfte. Satiagam erzeugte die Freiheit oder den freien Willen, welcher die Veränderung veranlaſste, die wir in der Welt ſehen. Raſchadam hat die Sinne hervorgebracht und Tamadam die Gegenſtände der Sinne, nämlich den Ton,

die Berührung, den ſichtlichen Eindruk, den Geſchmak, den Geruch. Der Ton brachte den Raum hervor und wurde eine Eigenſchaft deſſelben, der Raum die Luft oder den Wind und die Berührung. Die Luft das Feuer und den ſichtlichen Eindruk, das Feuer das Waſſer und den Geſchmak, das Waſſer die Erde und den Geruch. Nachdem alles erſchaffen war, blieben die erzeugende Kraft und die andern Weſen unthätig, indem ſie unfähig waren, ſich ſelbſt zu bewegen. Die zeugende Kraft verlangte, daſs alles belebt werde. Darum vereinigte Gott den Akt ſeines Willens und den Akt ſeiner Macht, und ſie waren einig und harmonirten.

Zugleich brachte er in sich selbst zwei andere Akte hervor, die Theilbarkeit und die Einfachheit, oder Einheit. So ist das All von ihm und in ihm.

* * *

Dieses einzige und einfache Wesen hat keine reelle Verbindung mit der Materie. Die vom Wasser zurückgeworfenen Strahlen des Mondes scheinen zugleich mit dem bewegten Wasser in Bewegung zu sein, ohne daß diese Bewegung in Beziehung auf den Mond einige Realität hat. Dies ist ein Bild der Vereinigung dieses Wesens mit allem, was man Materie, Attribut, Handlung, oder Leiden nennen

Sie hat auch mit den Träumen einige Ähnlichkeit, die machen, daſs man täuſchende Gegenſtände gleichſam ſieht und fühlet. Gott, wenn man vom Verhängniſs abſtrahirt, iſt in ſich ſelbſt verſchlungen und heiſst Nargumen, oder weder Attribut noch Accidens. Betrachtet man ihn als anſchauenden Zeugen des Verhängniſſes, ſo heiſst er Sorgumen, und genau zu reden, iſt dieſes kein weſentliches Attribut Gottes. Er wirket nicht reell in ſich ſelbſt, es iſt blos ein Schein, den man Wilaſſarlam nennt; gleich der Sonne, die einzeln ſich doch ganz in vielen Gefäſsen mit Waſſer zeigt, ſo offenbaret ſich Gott in verſchiedenen Weſen. Aus

dem Verhängniſs ſind die Leidenſchaften und thätigen Kräfte entſtanden. So viel, mehr nicht, kan man von dieſen erhabenen Geheimniſſen ſagen.

* * *

Man muſs allem Verlangen entſagen, welches ſich ſelbſt, das iſt, der Seele fremd iſt. So lange die Seele zwiſchen Hoffnungen und Wünſchen vorübergehender Dinge getheilt iſt, ſchmachtet ſie in Unſchlüſſigkeit. Dieſe hindert die Kenntniſs ihrer ſelbſt, und ſo bleibt ſie im Dunkeln. Wer nach der Seligkeit ſtrebt, muſs demnach allem Hoffen und Wünſchen entſagen. Dieſes iſt das Geheimniſs

eines Geheimniſſes, welches Profanen immer ein Geheimniſs bleiben wird.

* * *

Wiſſet, daſs wir keine abſolute Freiheit beſizen. Gleich einem Stier, den man an einem durch ſeine Naſe gezogenen Strik leitet, werden auch wir durch die Entſchlüſſe des göttlichen Willens geleitet. Aller Geſchöpfe Vergnügen oder Schmerz hängen von dieſem höchſten Willen ab, dem nichts ſich entziehen kan. Der Weiſe wird mitten im Getümmel der Welt, wie in der Wüſte, ſein Heil bewirken können, ſo wie im Gegentheil der Verſtandloſe in der ödeſten Einſamkeit,

wie in der Welt, verloren geht. Es iſt rühmlich, mitten unter derjenigen Geſellſchaft, zu der man geboren iſt, ſeine Leidenſchaften überwinden.

* * *

Niemand glaube der Vater ſeines Kindes zu ſein. Wiſchnu allein verdient dieſe Ehre. In dem Namen Vater oder Sohn liegt eigentlich nichts Reales. Wir ſind in dieſer Welt gleich dem Gold und Silber. Wie dieſe oft ihrem Beſitzer wechſeln: ſo ändern wir in einer unendlichen Zahl von Wanderungen aus Körpern in Körper, auf gleiche Weiſe den Leib. Hänget euch alſo an das Bleibende, ergebet

auch Gott, und entſaget ohne Vorbehalt und innerlich allem, was blos Täuſchung iſt.

* * *

Die Gottheit iſt keiner Leidenſchaft fähig, weder des Haſſes noch der Liebe, des Zornes noch der Geduld. Allein durch das Verhängniſs verbreitete ſie einen Schleier der Illuſion über die Dinge, indem es ſie mit drei verſchiedenen Qualitäten erſchuf. Durch einen allgemeinen Trieb ſollen die Geſchöpfe einzig nach ihr ſtreben, und auf eine geheimniſsvolle Weiſe erreichet dieſe Strebung ihr Ziel auf die eine oder andere Art. Die Menſchen

mögen nun die Gottheit haſſen und läſtern, oder ſie lieben, mit Leidenſchaft den Vergnügungen oder der Wolluſt nachhängen, oder Buſſe thun, ſo werden ſie zwar nach Verdienſt belohnt oder geſtraft; weil aber ihre Handlungen und Leidenſchaften auf die eine oder andere Weiſe die göttlichen Abſichten erfüllen, ſo werden ſie doch endlich, nach mehr oder wenigern zeitlichen Verwandlungen, Strafen und Belohnungen, ſich die Seligkeit erwerben. Die wichtigſten Perſonen, ſelbſt die Lieblinge der Gottheit, ſind in Ungeheuer und Rieſen verwandelt worden, nicht als in einen dauernden und bleibenden Zuſtand, ſondern blos um von gewiſſen Fehlern

gereinigt zu werden. Nach einer gänzlichen Abbüſſung ihrer Vergehungen wurden ſie in ihren vorigen Zuſtand hergeſtellt, oder in den Zuſtand einer unveränderlichen Seligkeit verſetzt, nach dem Guten, das ſie gewirkt hatten.

* * *

Die Sonne iſt ein lebhaftes Bild und Stellvertreter der dreifachen Macht, Brama, Wiſchnu und Schiwen. Sie belebt, erhält und zerſtört. Auf ihrem glänzenden Wagen durchläuft ſie ihre Bahn durch den Raum. Sie iſt die Quelle der Zeit und der Fürſt der Geſtirne.

* * *

Narain, das iſt, das Ens das in der Seele aller Beſeeleten iſt, und die Seele aller Beſeelten iſt in ihm. Dieſes Ens iſt Eins und hatte folgendes Wollen: Ich will, viel geworden, mich auſser mir zeigen, das iſt, ich will vom Eins zum Viel übergehen. Da erſchien aus ihm Alles, es erſchienen alle belebten Weſen, und alle verlieren ſich in ihm.

* * *

Die ganze Welt iſt das Auge des Brama, und Brama iſt das Auge der ganzen Welt.

* * *

Oſtern 1801. 3

Er gibt sich selbst, er gibt Stärke dem, der ihn kennet. Ihn kennen, gibt Leben; ihn verkennen, Tod.

* * *

Er ists, der alle an Grösse übertrifft, der vor allen war; die ganze Welt ist voll von ihm. Ihm gefällt die Welt, denn alle Formen sind seine Formen, und er ist die Form der ganzen Welt. Aus eigentümlichem Licht schleudert er Licht dem Feuer, dem Mond und der Sonne, und macht sie leuchtend und lebend.

* * *

Das Wesen, das Licht ist, das in und zwischen den Oberflächen alles enthält, ist auch durch alles verbreitet. Da es vor allem war, so ist's auch in dem Leibe der Mutter, ist das draussen, ist was gewesen, ist was sein wird, ist auch in allen Urtheilen. Dieses Wesen ist auf allen Seiten Gesicht, allen Seiten Mund, allen Seiten Ohr, allen Seiten Glieder. Es ist kein Anfang in ihm. Es erschien in der Form der Welt und alle Formen sind seine Form.

* * *

Himmel und Erde bestehen durch Gott. Der Himmel, der den Regen herabgiesst,

die Erde, die Nahrung hervorbringt. Beide sehen auf ihn, dem's zukommt, zu geben was gut, was nützlich ist. Sein Licht ist das Licht, das leuchtet und wärmet, das Licht der Sonne.

* * *

Er ist immer gewesen, war immer, und wird immer sein. Es gibt keinen zweiten, von dem er sagen könnte: er ist ich, und ich bin er. Er ist das Innere alles Innern. Er ist in allen Oberflächen. Er ist was ist, und auch was nicht ist.

* * *

Der Verſtand iſt ein Theil von der groſsen Seele des Ganzen, der allen Geſchöpfen eingeflöſst iſt, ſie auf eine gewiſſe Art zu beleben.

* * *

Die Seelen der Menſchen ſind von den Seelen der andern Thiere unterſchieden, indem ſie mit Vernunft und mit einem Bewuſstſein des Rechts und Unrechts begabt ſind.

* * *

Die Beſchaffenheit jenes verſchlungenen Zuſtandes, welchen die Seelen der guten Menſchen nach dem Tode genieſsen,

in dem ſie in Gott verſchlungen werden, iſt eine Theilnehmung der göttlichen Natur, wo alle Leidenſchaften gänzlich unbekannt ſind, und wo das Bewuſtſein in der Glükſeligkeit ganz verloren iſt.

* * *

„Die Zeit war von Ewigkeit her bei Gott. Sie kan aber nur geſchätzt werden, ſeitdem die Bewegung hervorgebracht war; und man kan ſie nur aus ihrem eigenen beſtändigen Fortgang mit dem Verſtande begreifen.

* * *

Man ſieht auf dieſer Erde keine menſchliche Handlung ohne Selbſtliebe ausüben. Der Menſch mag thun was er will, er wird dazu durch einen Wunſch nach Belohnung angetrieben.

* * *

Wer immer gut handelt, ſeine Leidenſchaften bändigt, Geſchenke gibt, nach Sanftheit in ſeinen Sitten ſtrebt, Unglüksfälle geduldig erträgt, ſich nicht unter die Böſen miſcht, und keinem fühlenden Weſen Schmerz verurſacht, erlangt unendliche Glükſeligkeit.

* * *

„Der, welcher in ſeiner eignen Seele die höchſte Seele bemerkt, die in allen Geſchöpfen gegenwärtig iſt, wird gegen ſie alle gut geſinnt, und zuletzt in das höchſte Weſen, ja in das des Allmächtigen ſelbſt verſchlungen werden.

M.

III.

Der Schuldner.

Im Auguſt 1798.

Wol! nun mögen daher die wakkeren Gläubiger kommen,
Einzeln oder zumal, wie es dem Glükke gefällt!
Beides ficht gleich wenig mich an; denn zweifach verſchloſſen
Iſt mein Zimmer und wehrt draußen die Feinde mir ab.

Unleidſam ertönt mir mancherlei: kreiſchende Angel,
Alter Weiber Geheif, nächtliches Katzengeheul,
Schnarr' und Sterbegeſang; jedoch vor allem unleidſam,
Kräht mich ein Mahner an, eifrig: Bezahl' er mich, Herr!
Und woher, beim Apoll! verfolgt mich vor allem mit letztem
Miſshall ſchadenfroh, wider Verdienſt, das Geſchik?
Oder leb' ich vielleicht nicht ein Muſter aller Genoſſen
Meines Alters und Stands? Niemand bezweifele dies!

Wie? ſo früh ſchon gepocht? Was iſt es? Ich glaube, die Nota
Meines Reſtaurateurs, Koch hier zu Lande benannt.
Kaum ſechs Monate hat er mich reſtaurirt, und ich wäre,
Kräftigte ſeine Koſt einzig mich, längſt ein Skelet.
Aber, bloſs wie die Not es erheiſcht, um das Leben mir leidlich
Aufzurichten, beſuch' oft ich den Patiſſier.

Alſo — was ſagte vorhin mein Vers? Ja, daſs ich ein Muſter —
Doch, das weitere fügt ſich in das Diſtichon nicht.

Gut! ich beweiſ' es nun. — Zuerſt ſieht nimmer am Spieltiſch
Täuſchende Karten man mich wechſeln und böſendes Geld.
Eine Bank, unſelig umdrängt von des Glüks und Betruges
Sklaven, erſchrekt mich von fern ſchon, wie ein Höllengericht.
Auch laſſ' Andern ich gern im privilegi-
reten Lotto
Groſſe Hoffnungen ſich kaufen, durch Nieten erfüllt.
Ferner, auf Ball und Redut' ertanz' ich mir Krankheit und Tod nicht,
Reizend wie mich dazu Walzer und Hopſer auch lokt.

Spielen, ſo ohne Verderb und artig, wie
jezt ſie auch manches
Saubere Büchlein lehrt, bin ich zu Zei-
ten geſellt.
So dem Spiele, wo man einfältig fraget,
und wieder
Alberne Antwort erhält, wie auch bei
Ernſt wol geſchieht.
Auch dem Sprüchworſpiele, ſind gleich
die Spieler ein Wize
Eben nicht überreich, was ich denn ſel-
ber nicht bin.
Oder ich rate Charaden und Logogrifen
und Räthſel,
Ungereimt und gereimt, treffend, und
feines Verſtands.

Über die Herrn Autoren der Taſchenbücher! man ſieht ſie
Gar zu gewöhnlich heut funkeln vor Laun' und vor Geiſt!
Freilich, noch andere Spiele verſtatt' ich mir. Trauert der Himmel
Dumpfumwölkt, und ſind draußen die Pfade verweicht;
Oft dann ſtoſs' ich den Ball auf grünbeſchlagener Tafel
Treffend ins klingelnde Netz, oder verfehlend vorbei,
Auch erfreuet Thalia's Spiel mich dreimal die Woche;
Doch wer tadelt mich drum? Wahrlich kein Gönner der Kunſt!

Halt! da klopft es, doch ziemlich gemach; vermutlich mein Schneider.
Will er mir in die Kunſt freventlich reden? Hinweg! —
Murrend entfernt er ſich. — Fürwahr, die jetzige Zeit ſpielt
Höchlich frech mit der Kunſt. Kunſt iſt ihr modiſches Wort.
Bis in des Garkochs Napf nicht blos und die Büchſe des Kräuslers,
Nein, bis zu Scheer' und Pfriem zerrt ſie die edle herab.
Drum, wenn von ſchöner Kunſt ein ſchöner Künſtler beginnet,
Stracks, als wär's ihr Gewerb, machen die Herren ſich laut.

Aber genug von Kunſt und Spiel! — Auf, Diſtichen, hüpfet
Sittig, mit leichtem Fuſs, jetzt mir hinauf und hinab!
Liebe von dir nun ſprech' ich! — O, traun! im Wandel der Liebe
Darf ich ein Vorbild mich preiſen der ſündigen Welt.
Zwar bin heutiges Tags ich beinah zum Manne gereifet,
Und ſchon manches Jahr hab' ich mir ſelber gelebt.
Aber ich brauche mit nichten der Jugendzeit mich zu ſchämen;
Züchtig und tugendſam flohn mir die Tage dahin.

Fern sei böser Verdacht! Nicht kalt für die Frau'n ist dies Herz mir,
So wie (ohne Vergleich!) Popen dem Britten es war.
Nein! in dem ersten pohlischen Rok, mit Treddeln staffiret,
Den ich als Preis mir erlief, pochte mein Herz schon verliebt.
Angeboren ward mir's. Stets huldigt' ich einer erkornen
Dan vor Glut, wenn gar manchmal nicht zweien zugleich.
Dennoch ging ich stets auf der Liebe schlüpfrigen Pfaden
Sonder Glitt.
St! klopft draußen nicht jemand? O nein!

Mich betrog mein zu banges Ohr. Drum weiter!
Es wundre
Keiner ſich meiner Zucht! Glük iſt ſie, nicht mein Verdienſt.
Fraget ihr wie? Wolan, ich erzähl' euch kürzlich die Sache;
Aber es hebet damit beſſer ein Diſtichon an.
Zweimal haftete Amors Pfeil ſchon früh mir im Herzen.
Ach, der erſte ſchuf lange mir grauſame Pein!
Die Holdſelige! ſprach ich ſie nie doch! Gräfliches Fräulein
War ſie; von fern allein durft' ich verſchmachtend ſie ſchaun.

Alſo brunt' ich vier Jahre lang mit vergeblicher Flamme.
Wehe! die Liebliche nahm, ſcheint es mir, nimmer mich wahr.
Dennoch verſchmäht' ich ſtandhaft ſtets die anderen Schönen
Alle, die Ein' allein liebend und eitelen Harm.
Drauf vom Geſchik der Holden entführt, verheilte die alte
Wunde mir kaum, ſo traf Amor von neuem mein Herz.
Einer Vermählten erglüht' ich jezt, mit gewognerem Schikſal;
Nicht mit einſamem Gram ſeufzt' ich die Tage hinweg.

Oft sprach ich die Geliebte, und bald erkante sie meine
Flamme; jedoch sie war sittsam nicht minder als schön,
Zart und tugendlich hielt sie die Lieb' in bescheidenen Banden
Immerfort, und treu wandelte diese darin.
Dreisig Monde verharrt' ich so. Drauf rufte das Schikksal
Mich von der Theuren ab in ein entlegenes Land.
Leicht nun siehst du mein Glük. Wie zuvor, so lieb' ich auch jezo,
Ritter Inbrunst voll, oder mit züchtiger Scheu.

Ja, Gewohnheit iſt es, die zweite Natur,
mir geworden;
Treibt mit der Gabel ſie aus, immer
doch kehrt ſie zurük.
So geſchieht es mir nun, daſs ſtets geſie-
mend und ehrbar
Würdigen Mädchen und Frau'n —
Welch
ein verwegnes Gepoch!
Halt da! Sicher der Jude! denn ſo un-
chriſtlich zerſchlugen
Meine ſchuldloſe Thür andere Gläubi-
ger nik.
Doch, mein Freund, nicht jedem, wer
klopft, wird heutiges Tages
Aufgethan. Drum getroß, närriſcher
Jude! hinweg!

Aber der Unhold kam auch recht unzeitig gepoltert!
Grade den schönsten Vers brach in der Mitt' er mir ab;
Doch ich ergänz' ihn sofort mit hohem Vergnügen, und sage:
Würdigen Mädchen und Frau huldigt mein zärtliches Herz.

Spiel und Liebe demnach sind nicht zu verklagen, wenn manchmal
Meine Thür, so wie heut, sorgsam verschlossen sich hält.
Und wo sonst denn wäre der Sorge Grund zu entdekken?
In dem Gaumen vielleicht? oder in eitelem Schmuk?

Was den Gaumen betrifft, so hat er freilich zu Zeiten
Wolstand, Haus und Hof, Städte, ja Länder verzehrt.
Heliogabalus lehrt's, wenn mir recht ist, und in der Jetztwelt
Mancher prassende Herr, welcher am Gaumen ihm gleicht.
Doch nicht so der meinige! Zwar ein weniges lekker
Ist er, doch Haus, Stadt, Land hat er mir nimmer verschlemmt.
Nein! was auf fürstlichen Tafeln insonders hohen Geschmaks ist,
Und mit spitzischem Wiz Hamburg erfindet und Wien,

Wenig kümmert ihn dies. Kein Nietsling
iſt er; Paſtete,
Torte und Sardellenſalat koſtet nicht.
ſelten er zwar,
Und dabei, zu guter Diät, ich weiſs
nicht von welchem
Traubenſaft —
Oho! draufsen ein furchtbarer Sturm.
Ein Paar Feinde zugleich zum mindeſten!
Welch ein Getöſe,
Und Geſchmäh! Ihr Herrn, artig! ich
bin nicht daheim.
Ei, fürwahr, was wollet ihr nur? Beim
Bakchus! ich ſoll wol
Leben von nichtigem Wind? Seid ihr
bei ſeiner Vernunft?

Schiet doch zu, was der Mittagskoch mir
für Speisen bereitet!
Traun, sie nahreten kaum nüchterne
Geister der Luft.
Zwar auch ich bin ein Geist, doch nur
ein schöner, und schöne
Geister verschmahn nicht ganz Speise
voll Kraft und Geschmak.
Ja, um mit Kraft und Geschmak zu dich-
ten, ist solcherlei Nahrung
Ihnen Bedarf, wie schon Juan Huart'
euch erweist.
Schöner Kunst zu gefallen, muss mindes-
tens häufig uns Andern
Edlere Speise das Herz laben und feine-
rer Trank.

Ostern 1801. 4

Wehe! gemeine Koſt, ſie verhält unſterblichen Ruhm uns,
Und vergräbt die Welt tief in barbariſchen Wuſt!
Doch ich ereifere nutlos mich. Die Feinde der ſchönen
Kunſt da draußen, beſchämt zogen ſie ſchon ſich zurük.

Red' ich von Kleidung noch? Da erbiet' ich wenigen Stoff mir.
Eiteler Schmuk, er ſchafft eitele Sorge mir nicht.
Mag die Mode die modiſchen Herrn mit ſich ewig verwandeln,

Mit proteiſchem Spiel, zierlich und
läppiſch und toll;
Mag ſie jezo Geſicht und Kopf in Kravat-
ten verſenken,
Bis auf die Achſel das Ohr zerren mit
mächtigem Reif;
Jezo den Rok bis hoch an die oberſten
Schenkel verſtuzen,
Hoch in die Luft krummauf ſchnäbeln
den ſpizigen Schuh:
Keinem beneid' ich Zierden der Art. Die
Mode, ſie albert
So aus Verdruſs. Umſonſt bietet ſie gu-
ten Geſchmak.
Zwar als neu beliebt er der Welt, doch
heute nur; morgen

Würft sie ihn schon als alt freudig um Possen hinweg.
Unverständig spielet das Menschengeschlecht, wie im Kleinen,
So im Grossen; es bleibt ewig ein launisches Kind.
Aber was wollt' ich sagen? — Nicht sanskulottisch, zum höchsten,
Lieb' ich zu gehn —
Doch still! Klopft da ein Gläubiger noch?
Ja, der Kaufmann vielleicht. Es ist Mittag draussen, und Mittags
Bin ich, bei offener Thür, weiss er, gewöhnlich daheim.

Handelsmänner verſtehen ſich wol auf richtige Rechnung.
Rechnen erhält die Welt! lautet ihr oberſter Spruch.
Rechnen? – Wie? – Ei, rechnet, ihr Herrn, und erhaltet die Welt nur
Und euch ſelbſt! Doch mich kümmern die Spezies nicht.
Schöne Geiſter verachten den ungenialiſchen Peſchek.
Graus wie Todengebein klappern die Zahlen mich an.
Beim Apoll! ſie vereiſen mir flugs die poetiſche Ader,
Schrekken mir vom Olimp Muſen und Götter hinweg.

Rechnen? Nein, nein! und erſchienen der
pochenden Mahner auch tauſend!
Wehrt ſie der Thüre Verſchluſs doch
genialiſch mir ab.

Lr.

IV.

Madagaskarische Lieder.

5.

Ampanani.

Liebenswürdige Gesangne, welches ist dein Name?

Vainah. Ich heiße Vainah.

A. Vainah, du bist schön, wie der frühe Morgenstral. Aber warum die Thräne über deinem langen Augenwimper?

V. König, ich hatte einen Geliebten.

A. Wo iſt er?

V. Vielleicht kam er um im Treffen, vielleicht rettete er ſich durch die Flucht.

A. Sei er gefallen, ſei er geflohn, ich will dein Geliebter ſein.

V. O König, habe Mitleid mit den Thränen, die deine Füſse neſen.

A. Was willſt du?

V. Ein Unglüklicher hat meine Augenlieder geküſst, er hat meine Lippen geküſst, er hat geſchlafen an meinem Buſen, er wohnt in meinem Herzen; nichts kan ihn da losreiſſen.

A. Nimm deinen Schleier auf, und bedekke deine jungen Reize.

V. Erlaube mir, ihn zu suchen unter den Erschlagenen, unter den Entflohnen.

A. Geh, liebenswürdige Vainah! Mag der Elende umkommen, der bethränten Wangen einen Kuss entreisset!

6.

Süss ists, beim heissen Strale der Sonne niederzuliegen unter dem blättrigen Baum, und die Kühle der Abendwinde zu erwarten.

Komt näher, ihr Weiber! Während ich unter dem schattigen Baum liege, lasst mich hören eure süssgehaltnen Töne! Lasst mich hören des Mädchens Lied, wan

ihre Hände die Binsendekken ausbreiten, oder sie am Reisfeld sizend die hungrigen Vögel verscheuchen.

Meine Seele badet sich in Gesang. Euer Tanz ist mir süss, wie ein Kuss. Sanft sei euer Tritt und eure Geberden. Lasst sie den höchsten Reiz des Vergnügens in mir erwekken.

Die Abendwinde erwachen. Der Mond glimmt durch die Sträuche des nahen Hügels.

Gehet und bereitet die Mahlzeit!

7.

Sanhar und Niang erbauten die Welt. Zu dir, Sanhar, richten wir keine Gebete. Wozu den guten Gott etwas bitten? Niang müssen wir besänftigen. Niang ist mächtig und bös.

Lass den Donner nicht rollen über unsern Häuptern, lass das Meer nicht aus seinen Ufern treten, schone der reifenden Früchte; lass den Reis nicht in der Blüthe verdörren, schliesse den Schoos unsrer Frauen nicht am unglücklichen Tag' auf, und zwinge die traurige Mutter, die Hoffnung ihres Alters zu ertränken! O Niang! Zerstöre nicht was Sanhar uns

Gutes ſchenkt. Deine Herrſchaft ſei über die Böſen, ihre Zahl iſt groſs. Plage die Guten nicht, o Niang!

8.

Schrekkicher Niang! Warum öffneſt du meinen Schoos an dieſem unglüklichen Tage!

Wie ſüſs iſt das Lächeln der Mutter, wann ſie herabneigt ihr Geſicht über den Anblik ihres Erſtgebornen! Wie grauſam die Stunde, wenn ſie ihn dem reiſſenden Strome hingeben muſs, und ihm das Leben nimmt, das ſie ihm erſt gegeben hat!

Kleiner Unſchuldiger! Der Tag iſt unglüklich, den du erblikt haſt. Sein böſer Einfluſs wird ſich auf alle Tage verbreiten, die ihm nachfolgen werden. Verſchone ich dich, ſo wird Häſslichkeit deine Wangen entſtalten. Heiſses Fieber wird durch deine Adern brennen, du wirſt unter Schmerzen erwachen, der Saft ſüſſer Früchte wird dir auf der Lippe verſauern, ein vergifteter Hauch wird die Reisfelder verzehren, die du gepflanzt haſt, die Fiſche werden deine Netze erkennen und fliehen, der Kuſs der Geliebten wird dir kalt und ohne Lieblichkeit ſein, traurige Unvermögen wird dir in ihren Arm folgen.

8

Stirb! o mein Sohn! Stirb das Eine mal, um tauſendfachem Tod zu entgehen. Grauſame Notwendigkeit! Furchtbarer Niang!

9.

Mutter, reiſs mich nicht ans Ufer! Verkaufe mich nicht an die weiſsen Männer. Laſs mich nicht auf immer das theure Land meiner Herkunft verlaſſen. Ach, meine Mutter! Saugte ich nicht an deiner Bruſt? Bin ich nicht deiner Liebe erſte Frucht? Was hab' ich gethan, daſs

du mich zur Sklavin verkaufeſt? Hab' ich nicht dein Alter getröſtet? Hab' ich nicht die Erde für dich gebauet? Die Früchte für dich' geſammlet? Für dich mir Mut genommen, den Fiſch des Fluſſes zu ergreifen? Hab' ich dich nicht vor dem kühlen Abendthau bewahrt? Hab' ich dich nicht am Mittag unter die duftenden Schatten geführt? Hab' ich dir nicht die Fliegen vom Lager deiner Ruhe verſcheucht? O, meine Mutter! Was wirſt du ohne mich machen? Wird der Preis meiner Verſtoſſung dir eine andre Tochter geben? Ach du wirſt im Elend umkommen. Niemand wird dich warten, wann du alt

und krank bist, und ich werde mich grämen, dafs ich dir nicht helfen kann.

Mutter! Mutter! verkaufe mich nicht; mich dein Einzig Kind!

Knebel.

V.

Der neue Protagoras.

Eine Erzählung.

Ich sah oft ohne Tugend Glük, und
fragte mich:
Wie dieses möglich ist?
Sah Tugend ohne Glük: und fing an
zweifeln an:
Ob eine Vorsicht ist?
Sah Tugend von dem Laster unterdrükt:
Und ward ein Atheist.

Nein! es iſt kein Gott, keine Vorſicht, noch Weltregierung: blinder Zufall allein herrſchet. So läſterte ich, ein neuer Protagoras: *) als plözlich Gewitterwolken den Tag verfinſterten; Blize die Luft kreuzten, und furchtbar im Donner eine Stimme erſcholl. Verwegner, der du hoch-

*) Protagoras, erſt ein Paktträger, dann ein Schuler Demokrits, berüchtigt durch die Lehre, welche das Daſein einer Gottheit zweifelhaft machte. Sein Buch, deſſen Einleitung mit dieſem Zweifel anfing, ward öffentlich zu Athen verbrannt und der Verfaſſer aus dem Gebiete der Republik verwieſen.

mütig dich anmaſsest, eine höhere Leitung anzuzweifeln: dein blödes Auge sei geschärft: du sollst sehen — und ich sah:

Sah Krösus — und im Schooſse seines Glüks
Ihn stets von Solons Wort *) beängstigt leben!

*) Die bekannte Warnung des griechischen Weisen, als Krösus gegen ihn die Größe seines Glüks erhub. Niemand, versetzte Solon, kan vor seinem Tode glüklich genannt werden. Die Erinnerung an diese Lehre und der dabei aufgerufne Name des Solon rettete dem von Kirros gefangenen, und zum Scheiterhaufen verurteilten Krösus das Leben.

Sah Epiktet — und auf des Sklaven Stirn
Der Freiheit Merkmal, Seelenruhe schweben:
Sah — vor der Guillotine Robespierre
Schon Höllenqualen vorempfindend beben.

Genug! donnerte die Stimme wieder, und das Gesicht verschwand: aber der Eindruk, den es zurük liefs, war tief und unauslöschlich. Gedemüthigt unter der Gerechtigkeit, die das Schikfal der Sterblichen und der Welten ordnet, nahm ich reuig meine Läfterung zurük: und rief.

Anbetend und bekehrt,
Nicht mehr ein Atheiſt:
Ich ſehe, daſs ein Gott,
Daſs eine Vorſicht iſt.

Wien

Sonnenfels.

VI.

Proben aus George Franks nachgelaſſenen Briefen und Papieren.

Reiſe nach Hof im Voigtlande.

Der Zeitpunkt, wo er ſeine groſse Reiſe antreten ſollte, war beſtimmt; kaum einen

Wenn der mir unbekante Verfaſſer dieſes Aufſatzes mir ſeine Adreſſe anzeigen wollte, ſo würde ich ſehr gern in Korreſpondenz mit ihm treten, und ihm zugleich allen nötigen Aufſchluſs geben. *S.*

Monat sollten wir noch beisammen sein, und doch verkürzte sein unruhiger Geist auch noch diese an und für sich schon so kurze Frist: die alte Idee, den Verfasser des Hesperus zu besuchen, erwachte zu unserm höchsten Verdruss plötzlich wieder. Alle unsre Überredungskünste, alle wirklichen und Scheingründe wurden erschöpft, ihm nur zu überzeugen, dass es unzweckmässig sei, dass die grössten Schriftsteller in ihrer häuslichen Sfäre betrachtet, oft viel verlören, — denn mit dem Beweise, dass der ganze Gedanke auffallend und sonderbar sei, würden wir ihm aufs höchste nur ein Lächeln abgenötigt haben, Aber nichts wollte helfen.

Zöleſtine reiſte mit ihrem Manne durch Göttingen, nach ihren Gütern; Georg ſah vorher, daſs er ſie in manchen Jahren nicht, und vielleicht nie wieder ſehen würde, ſie und wir mahnten ihn, wenigſtens die drei Tage ihres Hierſeins abzuwarten, und einige Abende noch froh in unſerm Kreiſe, der zufälliger Weiſe vollſtändig ſo, wie in den letzten Tagen in Driburg war, hinzubringen: „Er habe keinen Augenblik zu verlieren," war ſeine ewige und kalte Antwort. — Am dritten Auguſt 10 Uhr Abends waren die Poſtpferde beſtellt: Zöleſtine hatte ihn, Samuel und mich noch zum Abendeſſen ins Hotel eingeladen; von dort ſollte er

abreiſen, — Als ich zu ihr ins Zimmer trat, ſaſs ſie weiſs gekleidet, und ſo ſchön als ich ſie nie geſehen habe, auf dem Sofa, vor ihr am Theetiſch Georgs Oheim, der alte Frank, der ſie auf ihre Güter begleitete. — Am Fenſter gegen die Straſse gewandt, ſtand ihr Mann, und neben ihm Georg, den Arm traulich auf ſeine Schulter gelegt. Meine Dazwiſchenkunft veranlaſste ein allgemeines Geſpräch; Herr von Soltau führte Georg ans Sofa neben ſeine Frau hin, und die Laune des alten Frank ſtimmte Zöleſtinens Miſsmut in eine angenehme Heiterkeit um. Im Scherze nahm ſie plözlich eine ernſthafte Miene an, und examinirte Georg

wegen des Zwecks ſeiner Reiſe. — Als ſie von Jean Paul hörte, ſah ſie ihn ſtarr und mit höchſter Verwunderung an, „Alſo dieſer verwirrte Träumer iſts, der ſie von uns wegzieht?“ fragte ſie lächelnd. — Armer Jean Paul, und dies iſt eine Seele, die wie deine Lenette, ohne ſich umzukleiden, in den Himmel hätte einkehren können; — alle Väter, alle Männer teutſcher Weiber möchte ich bitten; wo ihr einen Hesperus, einen Firmian in ihrer Nähe ſeht, da raubt ihn, und wenn er auch nur ungeleſen auf der Toilette Staat machen ſollte! — Welcher Mann verlangt es von der weiblichen Seele, daſs ſie in ihrem Urtheile

sich selbst und dem Geschmakke untreu werden soll? Aber welcher Mann wird auch von einem Geiste wie diesem noch seine Sitte, Geschmak verlangen, der froh sein muss, wenn er Worte findet, seine Unendlichkeit auszusprechen? —

Georg wurde nicht, wie ich vermutet hatte, ernsthaft bei Zoëssinens Ausdrukke; er hatte nichts anders erwartet, gab ihr Recht, meinte aber: es müsse nun einmal so sein, er habe mir dem Manne verschiedenes zu sprechen, was sich in einem Briefe nicht sagen lasse. — Hier wandte er das Gespräch mit leichter Anmut, und seine Stimmung schien die heiterste. —

Als wir zu Tiſche gingen, glaubte ich Zoleſtinens Wunſch zu bemerken, Georg möchte neben ihr ſizen; wir ſtanden noch hinter den Stülen, und ich wechſelte mit ihm meinen Plaz, dem Zoleſtinens Stul näher war; aber unverhofft trat der Onkel zwiſchen ſie und ihn, und meine Abſicht war zerſtört. — Der Alte führte über Tiſch das Wort; ſeine Univerſitätsjahre waren der Stoff, und ſeine Augen glänzten wie der Rheinwein vor ihm. — Schon den Morgen hatten wir ihn in den Straſsen geſehn, waren hart an ihm vorübergegangen, aber er hatte uns nicht bemerkt. Häufig ſtand er an Häuſern ſtill, und ſah ſie mit der

vergnügtesten Miene an, und doch kannte er vielleicht niemanden von denen, die darin wohnten. — „Die ganze muntre Generazion von seiner Zeit her, meinte er, sei ausgestorben. Da wohnten wol noch ein paar alte Kaufleute, denen er sich aber ungern zu erkennen geben möchte, weil er bisweilen zur Abendzeit kleine Späße in ihren Kaufläden verübt hätte."

Der gute Alte hatte am Morgen, wie Zölestine erzälte, ehe er in die Straßen gegangen war, geglaubt, alles sei noch wie ehemals. Bei jedem vorübertrabenden Pferde habe er die Theetasse rasch weggestellt, sei ans Fenster gelaufen, und

das liebe alte Herz habe ihm vor Freuden gehüpft; nun sei er aber auf die Strafse gekommen, und habe bei der Rükkunft gemeint, es sei doch so manches anders geworden, er vermisse die alte Herzlichkeit, und daher size er still in seinem Lehnsessel, spreche nur immer von seiner Zeit, vergleiche sie mit der jezigen, und schüttele viel den Kopf. —

„Nein Georg," und damit beschlofs der Alte seine Jugendgeschichten, „dauert mich, und Sie alle, meine Herren, dafs Sie so verdriefslich um Ihre Jahre kommen; können gar nicht sagen, dafs Sie auf Universitäten gewesen sind. — Nun

ſo trinken wir wenigſtens, ehe wir älter werden!" — Zöleſtine trank nicht, und der Amtsrat ſchmälte, daſs die Weiber ganz das Weintrinken verlernten; zu ſeiner Zeit — — und ſeine Zeit war der Refrain aller Tiſchgeſpräche des Abends. Georg war innig vergnügt, und hörte mit groſser Theilnahme auf die Reden des Alten, und ſein Glas war nie leer. — Der Alte und Samuel, der das heutige Univerſitätsleben vertheidigte, geriethen in einen lebhaften, aber freundlichen Wortſtreit; beide hatten ſich etwas über den Tiſch hingelehnt, und ſprachen mit groſsem Feuer; Zöleſtine ſprach leiſe mit ihrem Manne, und ihr ſchöner Arm hing

nachläſſig über der Stullehne des Alten; Georgs Auge fiel auf die Hand, und eine eigene Wehmut breitete ſich über ſein Geſicht aus. Er rükte ſich leiſe ihr näher, und küſste ſie: erſchrekt zog Zöleſtine ſie zurük, und ſah mit einer leichten Röte nach ihm hin; Georg ergriff ſein Glas, winkte ihr mit unbeſchreiblicher Milde, und trank es leer; — indem blies der Poſtillon, es war drei Viertel auf eilf Uhr. — Georg langte noch nach einer friſchen Flaſche, als die übrigen ſich erhoben, und der Marqueur eintrat, mit der Frage: wo der Koffer des Herrn Frank ſtände? — „der Poſtillon müſſe warten," rief Georg, „denn

der Koffer ſei noch nicht gepakt, auch wolle er erſt noch trinken.“ Dieſe Sorgloſigkeit veranlaſste ein allgemeines Gelächter; doch er lies ſich nicht ſtören, und reichte endlich allen gefüllte Gläſer umher, er wolle nun nach Hauſe gehn und pakken, ſagte er mit der kälteſten Miene, indeſſen möchte man ihn nur hoch leben laſſen! —

Ich begleitete ihn nach Hauſe; auf dem Zimmer lagen alle ſeine Sachen in der gröſsten Unordnung. Ich machte Anſtalt zum Pakken, das keine kleine Arbeit war, weil er alle ſeine Sachen auf jeder, noch ſo kleinen Reiſe, mit ſich

führte; er ging in der Stube auf und ab, als wenn das alles ihn nichts anginge. — Nun seinen Homer suchte er aus den Büchern hervor, und setzte ihn zu sich. — Als dies Geschäft vollendet war, wurde der Koffer ins Hotel gebracht, und auf den Wagen gesetzt.

Stumm drükte er mir die Hand, und ohne der andern zu gedenken, warf er sich in den Wagen und hieß den Postillon fahren. — Aus den Fenstern hatten sie es bemerkt, und riefen ihm laute Adieus nach, aber er antwortete nicht. — Ich ging hinauf zu ihnen, und wir saßen still und traurig im Kreise; Stul und

Glas ſtand noch, wie er es verlaſſen hatte, und der Alte ſaß finſter mit ſeiner Pfeife im Winkel. Alle ſeine ſchöne Laune war fort; Zoleſtine ſaß blaß und zerſtreut auf dem Sofa, kein Laut regte ſich, nur das Poſthorn tönte noch lange durch die ſtillen Straſsen herüber. —

Wie die folgenden Briefe dies näher entwikkeln werden, ſo war es der lezte Abend da wir beiſammen waren, und deshalb haben wir uns bei der Beſchreibung dieſes Abends lange verweilt. — Von nun an wird Georg wieder ſelbſt ſprechen.

Heiligenstadt Morgens 5 Uhr.

Mir gehts schlimm, lieber Karl! ich bin kaum drei Meilen von Euch, und muss schon liegen bleiben, und das an einem Orte, der eine Fisiognomie hat, die mir gar nicht gefallen will. Erstlich ist mein Wagen an einer unglüklichen Stelle gebrochen — der Postillon, der dir diesen Zettel bringt, wird dir das weitere darüber erzählen. — Schmidt und Sattler geben mir die angenehme Hoffnung, dass ich 4 Tage Geduld würde haben müssen, und das ist sehr betrübt. — Zu meinem Troste ist es heut Sonnabend, und da will ich mich gegen Abend etwas in den Schenken herumtreiben; vielleicht

finde ich, was mir gefällt; sonst ist kein Rat: ich muss in die umliegenden Dörfer gehn, oder meinen alten Gottlieb noch einmal besuchen, der sich gar sehr freuen würde. — Zweitens muss ich dich bitten, du freundliche Seele, dass du in meine Wohnung gehst, und mir das Geld sendest, das du in meinem Büreau findest; thue es jedoch bald, denn mein ganzer Rest sind zwei Gulden. — Zehn Louisd'or wollte ich wol dass du für etwanige Schulden, die mir nicht beifallen wollen, zurük behieltest. — Über Zoleftinen habe ich alles vergessen. — Nun, lieber Karl, bitte ich dich: sage es Samuel und den übrigen nicht, denn ich mag nicht

gern, daſs ſie über mich lachen. — Auch ſollſt du mir noch keinen grüſsen. —

Dingelſtadt den 6ten Auguſt.

An Karl und Samuel.

Ich habe mich raſch entſchloſſen, und bin am Sonnabend, und gleich nach Tiſche hierher gegangen. Gegen 6 Uhr pochte ich an Gottliebs Thüre; ſeine Stieftochter Röschen, ein freundliches, blondes, zwölfjähriges Mädchen öfnete ſie mir; ich fragte ſie nach dem Küſter Werlach, und ſie machte groſse Augen, und meinte: ſie wäre Küſter Werlachs Tochter! Es mochte wol ſelten nach ihm gefragt werden, dem guten Gottlieb. Ich trat in ſeine Schulſtube ein, und da ſaſs

er fröhlich am Reisnapf mit ſeinem Weibe, und ſeinem kleinen Friz, den er unſäglich lieb hat. Er war auſser ſich vor Erſtaunen und Freude, als er mich ſah, und es war mir leid, daſs ich gekommen war, denn alles wurde durch mich geſtört. Ich ſollte köſtlich bewirthet werden, und wäre vergnügter beim Reisnapf geweſen, wenn ich nur alles auf ſeinem alten Flekke hätte erhalten können, und vor allen meinen Gottlieb mit ſeinem ehrbaren Geſicht, worauf die Ruhe des kommenden Sonntags, mit allen ſeinen Freuden, und ſeiner Pracht, mit ſeiner Bratenſchüſſel und ſeinen Feierkleidern glänzte. —

O wie hat mich der Eintritt in dein Haus, mein Gottlieb, gerührt; wie mich an meine Jugend erinnert, als ich noch von Feiertagen wuſste, und von Sonntagen, und von den Nachmittagen des Mittwochs und des Sonnabends, wo die dumpfe Schule geſchloſſen war! — Wie ſich die Tage alle ähnlich werden, wenn man älter und aufgeklärter wird, und man an keinem ſeine Sorgen ablegt, und der Sonntag anbricht, wie alle andere Tage, und man die Feierkleider am Werktag anlegt, und ſich ſchämt, wenn man es an ſich trägt, daſs man heut feire und ruhe! — Wahrſcheinlich wird das arme künftige Geſchlecht auch aufge-

klärt ſein müſſen, wenn es jung iſt, und nie erfahren, daſs es einſt Tage gab, wo die ganze Menſchheit ihre Sorgen vergaſs, und ruhte und feierte, und daſs man die Tage beging, wo man geboren iſt, und ſich Blumen ſtreute — Sinnbilder der Jugend — und daſs es einen Tag gab im Jahr, wo ſich das Alter zu den Kindern ſammelte, ihnen herrliche Gaben brachte, und ſich an ihrer Freude ergözte. — Der du immer dein Zeitalter lobſt, Samuel, und dich glüklich preiſeſt, daſs dein Leben in dieſe Tage fällt, wo alles ſo neu wird, wo die aufgeklärte Welt jede Sitte, jede Spur der frommen Vorwelt zertritt, merke dir

meine Worte, und erinnere mich daran, wenn wir bei einander ſind, damit wir dieſe Sache ja weiter beſprechen.

Dieſen Sonntag habe ich mit dem guten ländlichen Volke und reines Herzens gefeiert, und es hat ſich eine Andacht und Ruhe über mein ganzes Weſen verbreitet, die ich Euch nicht beſchreiben kann. — Bei ihnen werde ich bis morgen Abend bleiben, wo ich die Poſt hierher beſtellt habe. — Ich habe wieder einige Szenen im Taſſo geleſen, und da iſt mirs eingefallen, daſs ich zu ihm gehen könne, wenn ich durch Weimar gehe. Wie ers aufnimmt, iſt mir gleichgültig, es iſt

mir nur um ſeine Augen und ſein Weſen zu thun. Beides muſs gewaltig ſein. — Auch dem grauen Sänger der Muſarion möchte ich wol einen guten Abend wünſchen? — Gott ſegne Euch, Samuel und Karl!

Gotha den 9ten Auguſt.

An Dieſelben.

Meine Seele iſt in einer unangenehmen Stimmung! — Auch nicht einen Menſchen, der mir gefallen hätte, und acht Meilen! Das dünkt Euch wol eine ganz neue Rede in meinem Munde, daſs ich auf die Menſchen ſchmolle? — Ihr habt Recht, lieben Leute, es iſt ein hern-

erhebendes Gefül, hinter einer finstern, abschrekkenden, häßlichen Larve, eine heitere, anziehende, schöne Seele hervorgehen zu sehn; und Ihr wißt, ich suche so gern, und keine Außenseite kan mich abschrekken; aber heut waren sie alle häßlich, und haben mich alle abgeschrekt. Wie das jubelnd zum Hochgericht strömte, um einen Menschen, der ein Verbrecher war, sterben zu sehn; und dieses höllische Fest mitten in der lachenden, sommerrigen Gegend, und unter dem offensten, blausten Himmel! — Ich erinnere mich wol, daß wir die Gründe dieser Erscheinung an einem der lesten Winterabende gar scharfsinnig ph-

chologiſch entwikkelt haben, aber heute nehme ich alle meine Behauptungen zurük. —

Auch der Gedanke, auf den mich Diderots Ideen von der Kunſt leiteten, und den ich in Eurem Kreiſe ſo lebhaft vertheidigte: daſs jeder Menſch ein harmoniſches Ganze ſei, daſs es bei jedem einen Geſichtspunkt gäbe, aus dem betrachtet er als ein Weſen eigener Art und intereſſant erſchiene, und daſs es allein die wahre Lebensweisheit ſei, immer jenen Geſichtspunkt, in tauſend Miſstönen immer den einen ſchönen Akkord zu finden: der Gedanke, ſo ſchön und men-

ſchenfreundlich er iſt, iſt doch nur ein Traum. — Willſt du die Menſchheit lieben lernen, ſo ſuche dir einen kleinen Kreis von Freunden, und ſieh dem Getümmel der übrigen nur aus der Ferne zu. —

Überhaupt, wäre ich Schiller, ich ſänge eine Hymne an die Ferne, die wenigen Entzükkungen des Lebens ſind doch faſt alle ihr Werk. — Welch ein armſeliges Geſchenk des Himmels wäre der Augenblik der Gegenwart, gäbe es nicht dieſſeits und jenſeits eine Ewigkeit voll Hoffnung und Erinnerung, aus der er wie ein freundlicher Stern lächelt. — In den Tagen meiner Kindheit, da ich die

Berge des Harzes noch aus der Ferne in ihrer blauen Ruhe da liegen sah: da hatte ich noch meine poetischen Zeiten, da waren ganze Tage noch ein mildes Gefalt; ich bin in ihren Eisfeldern, in ihren Tannen umhergeklettert, und da ich alles gesehen hatte, war mir immer noch, als suchte ich etwas, — Dort war Sehnsucht, hier war Sehnsucht: nirgends Befriedigung. Aber in der Betrachtung aus der Ferne liegt doch eine Art von Befriedigung, und leider die einzige, die Ihr von aussen her erwarten könnt. —

Ein durchreisender Musiker gab diesen Abend ein Violoncellkonzert hier; kein gro-

ſses Kunſttalent, aber angenehme Kompoſitionen. Ich ſetzte mich in einen Winkel des Saals hin, und träumte; vor mir ſaſsen zwei ſchlanke Mädchen mit ſchönen braunen Haaren: ſo waren meine beiden liebſten Sinne beſchäftigt, und da gingen Eure Geſtalten, Ihr meine unvergeſslichen Freunde, in einem ſo ſchönen idealiſchen Lichte vor meiner Seele vorüber; Ihr ſchient mir ſo gut, ſo vollkommen, wie ich recht gut weiſs, daſs Ihr nicht ſeid, wie ich Euch in der Wirklichkeit auch gar nicht haben möchte, weil wir ſonſt Weſen verſchiedener Art ſein würden. — Was würdet ihr aber ſagen, wenn ich Euch jetzt unmenſchlich dreiſt ins

Geſicht behauptete: dieſe Vermiſchung der Vergangenheit mit der Gegenwart iſt Schwäche der menſchlichen Natur! — Über die fieberhafte Stärke in dieſer Behauptung hätte ich beinahe meine Gründe vergeſſen: die Erinnerung miſcht entweder den gegenwärtigen ſchlimmen Zuſtand mit dem vergangenen auch nicht goldnen, von dem nur die Zeit die unangenehmen Farben weggeſpält hat: und iſt es da nicht Schwäche der Seele, wenn ſie nicht wagen will, den gegenwärtigen Zuſtand, und wenn er auch ſchlimm wäre, einfach zu empfinden, mit einem reinen Auge zu anali-

sizen? — oder sie verknüpft den gegenwärtigen angenehmen Zustand mit dem vergangenen: jener zeigt mir die Gegend, in der ich damals stand, im Glanze des Frühlings, im Sonnenlicht, und unter milden Lüften, den Menschen, an dessen Arm ich ging, gros und liebenswürdig, und wenige Stunden nachher muss ich von meinem Verstande erfahren, dass über die Gegend, als ich sie sahe, eine kalte, graue Herbstluft wehete, und dass wir Freunde gähnend, also wol nicht im höchsten Bewusstsein unsrer gegenseitigen Gröse und Liebenswürdigkeit durchhin wandelten. — Ist das Stärke der Seele, wenn sie sich von der armseligen magi-

ſchen Laterne, von ihrer Einbildungskraft alſo betrügen läſst? —

Ich wollte nur, Ihr hattet mich in dieſem Augenblik (natürlich aber auch nur für dieſen Augenblik) vergeſſen, damit dieſe meine Rede den gehörigen Eindruk auf Euch machte. — Es ſind gar zu wenig Tage vergangen, ſeit ich noch unter Euch mit allen meinen Sünden umherging. —

Jedem das Seine! Laſſet dem Augenblik das, was er hervorgebracht hat, und wie er es hervorgebracht hat! — dem würde ich ſeine Stärke beneiden, und die edle Form ſeiner Seele, der dan erſt die Vergangenheit liebgewänne, wenn

ſie ſich ihm rein, an ſich ſelbſt unvermiſcht, mit der Gegenwart unvermiſcht darſtellete; erinnert Euch an Homer, an Livius! — Nehmt die Handlung, und was dem Geiſte ihrer Nazion, ihres Zeitalters gehört, aus ihren Werken: was bleibt? — Eine ſchöne, reine Seele, und ein Auge: wir dagegen ſehn die Welt durch gar künſtliche tauſendeckige Gläſer an: Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit; Ideal und Wirklichkeit; Täuſchung und Wahrheit, das Häſsliche und das Schöne im bunten Zuſammenfluſſe auf einem Blik.

Solltet Ihr wol erraten, meine Freunde, was mich grade jezt ſo unzufrieden ge-

ſtimmt hat, da ich aus dem Gothaiſchen Konzertſaale komme? Die Berauſchung meiner Seele dauerte, ſo lange, als die Töne währten, als ich hinter den braunen Mädchen ſaſs. Als das Konzert geendigt war, plagte mich ein übler Genius, oder die Neugierde: ich drängte mich vor, um die Mädchen zu ſehen, und ſiehe, es waren unangenehme, gemeine Fiſiognomien.

Werthal den 11ten Augu.

An Dieſelben.

Daſs ſich viel mit mir geändert hat, lieben Freunde, muſs Euch ſchon der Ort erraten laſſen, aus dem Ihr meinen

Brief erhaltet; Ich habe mich in Gotha rasch entschlossen, nicht wieder nach Göttingen zu kommen, sondern unmittelbar von Hof aus meine Reise anzutreten. Sich wiedersehn auf einen Augenblik, um sich gleich im folgenden auf Jahre zu trennen, das mag sich eine jugendliche Liebe nicht versagen können; aber eine unveränderliche Freundschaft kennt ihren Vortheil besser. Also, lieben Freunde, kein Wiedersehn, keine Trennung! — Ich liefs eilig die Pferde bestellen, denn ich gestehe, ich hielt es nicht für unmöglich, dafs mein Entschlufs wieder verrauchen könne: da ich nur sieben Meilen von Soltaus Gute, und

alſo von meinem Oheim entfernt war, bin ich dahin gegangen, um meine Geldgeſchäfte mit ihm abzumachen. — Von meinem Wege dorthin kan ich Euch nichts erzählen, denn ich habe wenig in den Ländern mich umgeſehn, durch die ich gekommen bin: ich war zu ſehr mit meiner Reiſe beſchäftigt, für die ich folgenden Plan entwarf. Ich gehe durch Franken und Schwaben nach Baſel und Aran; von da nach Biel und Neuſchatel in die Thäler des Jura, nach Lauſanne und nach Genf. Von dort über den Montblank nach Vaukluſe und über Aix, Marſeille, Avignon und Montpellier in die Pirenäen, und endlich nach Paris

Dieſen Winter denke ich in Genf oder Lauſanne hinzubringen, mit dem erſten Erwachen des Frühlings in die Bäder von Aix zu fliegen, und von hier auf mein gelobtes Land, Südfrankreich zu durchwandern. In Paris verlebe ich den zweiten Winter, und das weitere — laſſe ich vor der Hand im Schooſse der Götter. — Übrigens wiſst Ihr, wie Ihr meine Pläne zu verſtehen habt; ein ſchönes braunes Auge, ein Haus, eine Gegend, eine Familie, die ich gleich beim Eintritte liebgewinne, würden manches darin ändern, denn der Plan iſt nur *en reſerve* gemacht: ſo ſoll es wenigſtens gehen, wenn es nicht ſelbſt beſſer gehen will. —

Intereſſirt mich die Welt in Ihrer Lebhaftigkeit, ſo bleibe ich dort den Winter; vielleicht auch gönne ich Italien ſchon einen Blik, und umgehe den Winter des Nordens. Kurz, ich bin auf alle Stimmungen meiner Seele gefaſst, nur auf eine nicht, die ſich doch ſchwerlich ausweichen laſſen wird: auf eine heftige Sehnſucht nach Euch, Samuel und Karl! — Auf ununterbrochene Nachrichten von mir könnt Ihr indeſs ſicher rechnen, und die fortdauernde Unterhaltung mit Euch, und vielleicht liebenswürdige Menſchen, unter die mich mein Schikſal führt, werden mich vor jenem unmännlichen Verlangen ſichern.

Unter jenen angenehmen Ausſichten hatte ich mich Werthal bis auf eine Viertelſtunde genähert; hier lieſs ich meinen Wagen halten, befahl ihm, mir in einer halben Stunde zu folgen, und ging allein voraus. — Die Gegend hat mich ſehr überraſcht; war es die Abendſonne, oder Zöleſtinens Gegenwart, die dieſem Thale die Miene heiliger, himmliſcher Ruhe gab: Lerchenlieder, und die Glokken von den Klöſtern umher tönten ſo einträchtig und feierlich zuſammen, und mir ward, als ginge ich zu einem Abſchiede für ewig. Aber je tiefer ich hinab ſtieg in das Thal, deſto freundlicher wurde die Gegend wieder, und ich fühlte

meinen Frohſinn, der mich nie verlaſſen wird, von neuem. Solzow hat das Thal in einen ſchönen Park umgeſchaffen, und man würde unvermerkt aus dem Gebiete der Natur in das der Kunſt übergehn, wenn man nicht jene an ihrem Ernſte, dieſe an ihrer freundlichen Milde erkennte. An einem ſanften Abhange liegt ſein Landhaus, von reizenden Boskets umarmt, die jedoch niedrig genug ſind, um den Fenſtern des Hauptgeſchoſſes nichts von ihrer Ausſicht zu nehmen: um einen ſchönen Raſenplatz windet ſich der Fahrweg, den ich jetzt betrat, zum Hauſe hinan. — „Iſt das nicht Georg?“ hörte ich von der Seite her rufen, und ſahe

die Stimme gehörte meinem alten Oheim an, der ganz behaglich in einem Garten-Seſſel vor einem Tiſche mit ſeiner Flaſche Rheinwein da ſaß, und den ſchönen Abend feierte. Er war vor Freude auſser ſich, herzte und lobte mich, und langte unter meiner Erzählung aus dem nebenſtehenden Korbe eine Flaſche nach der andern.

„Nein Georg!“ und damit ſchloſs er, „mit dieſer unverhofften Freude machſt du alle deine dummen Streiche von Göttingen her wieder gut. — Da warſt du, nimm mirs nicht übel, ein wenig ein Eſel: ich ſize da und denke: wer weiſs wie

lange du ihn nicht wieder ſiehſt; und da wird mirs ganz weich ums Herz, und wie ich ihn dann kommen höre, und meine Pfeife weg lege, und mich in Poſitur ſtelle, daſs ich den alten Burſchen noch einmal ſo recht umhalſen will, da geht mir das ſo mir nichts dir nichts in die Poſtkaleſche, und — — Nun, es iſt vorbei, haſt alles wieder gut gemacht.“ Indeſs er die Gläſer wieder füllte hörte ich vom Hauſe her ein Pianoforte, und Zoleſinens Stimme. Wir überraſchten ſie in ihrem Zimmer, ſie ſang die Lieder von Selma. — Ich empfand einen Schauer, als träte ich in das heiligſte Heiligtum der Künſte. Sie be-

wohnt ein Ekzimmer, mit der Aussicht über den reizendsten Theil des Parks, und über die Berge des Fichtenwalds. Die Kühle des Abends wehte durch die Jalousien, und im Zimmer selbst war reizende Dämmerung. Staffelei, Gemälde und Stickrahm standen in einer gefälligen Unordnung umher; und die Dekoration, die ganze Anordnung des Zimmers zeugte von Soltans gutem Geschmakke. — In der schönsten Zerstreuung wandte sie sich von den Noten weg, und war vor Erstaunen ausser sich, als sie mich erkante, — Soltan hatte den Tag über gejagt, und mein Besuch war auch ihm eine unerwartete Freude. — Den Abend wasen wir innig

vergnügt, und gedachten Eurer mit groſsem Antheile. Es war Sonabend: Ihr wart bei einander, und habt alſo auch unſrer gedacht, aber gewiſs nicht unſrer im Kore, wie wir da ſaſsen. —

Als ich heut morgen zum gemeinſchaftlichen Frühſtük gerufen ward, und in das Geſellſchaftszimmer trat, rief mir mein Onkel aus ſeinem Lehnſtul entgegen: „Gut daſs du kömmſt, lieber Georg! ich habe einen wunderlichen Handel mit mir ſelbſt, und du ſollſt Frieden ſtifen. Sieh nur, da ſize ich und betrachte mir Soltaus Ahnentafel, und da fällt mir etwas ein — ich muſs mich ſelbſt wundern,

daſs der alte Kopf noch ſo feine Sachen zuſammenbaut. Gebt einmal Acht, lieben Kinder!" — Sohan und Zöleſtine waren hinzugekommen — „ich habe Vater und Mutter gehabt, nicht wahr? nur bürgerlich, aber ohne Makel, wie deine, Soltan! Eben ſo, will ich hoffen, mein Vater und Mutter, jeder wieder Vater und Mutter, Groſsväter und Groſsmütter, jeder wieder Vater und Mutter, und ſo fort. — Biſt ein guter *Historicus*, Georg; ſollteſt wol einmal deiner Familie die Ehre anthun, und ihren Stammbaum entwerfen; es ſind doch welche darin, die wol wert wären, ein Weilchen länger namhaft zu bleiben, als ſie hier unter uns umher-

wandeln! — Nun, das beiläufig. Wenn ſie auch nicht alle bis zum Kaiſer *Karolus M.* hinauf grade Heilige geweſen ſind, genug, ein jeglicher muſs doch ſeinen Vater und Mutter gehabt haben. — Nun zähle mir einer die Väter und Mütter, von denen — ich will nur ſagen — ich allein abſtamme, von Kaiſer *Karoli M.* Zeiten bis jetzt, oder ich beweiſe Euch, daſs ich in gerader Linie von allen denen Leuten abſtamme, die zu Kaiſer *Karoli M.* Zeiten im h. römiſchen Reiche gelebt haben — oder hab' ich mich verrechnet, Georg? — Das wäre doch beinahe zu arg. — Ei, wenn ich auch ein paar tauſend abrechne, denn um mehr hab' ich

mich nicht verrechnet, ſo bin ich das doch nur allein, und nun leben meines Wiſſens auſser mir heut zu Tage noch gegen die zwölf Millionen Menſchen im teutſchen Reiche. — Da glaube mir einer an Adam!" —

Soltau und ich ſahen den Irrtum ſogleich ein; wir erinnerten ihn, daſs ſich ſeine Enkel ja ſchon wieder unter einander verheuraten lieſsen; daſs er ja Brüder habe; er ſolle nur einmal von oben herab rechnen, anſtatt von unten hinauf zu zählen. — Er antwortete uns nichts, trank raſch die Thetaſſe leer, und ging in ſein Zimmer. — Neugierig auf ſeine

Zurükkunft blieben wir noch eine Stunde bei einander, dann verliefs uns Soltau, um auf eins seiner benachbarten Güter zu reiten, und Zöleſtine that mir den Vorſchlag, zu einem Gange durch die Zimmer des Landhauſes, durch die Ökonomiegebäude und den Garten. — Sie verlangte ſcherzend meinen Arm, und führte mich die Treppe hinauf durch ein Vorzimmer in den Konzertſaal ihres Mannes. Die Bildniſſe von vier teutſchen Tonkünſtlern hingen umher, und ihre Auswahl hat mich ſehr intereſſirt: Händel, Gluk, Reinhard und Schulze. Dies veranlaſste ein Geſpräch über Muſik mit Zöleſtinen, und freut Euch, lieben Freunde,

ſie hat ſich bekehrt, ich habe ſie bekehrt, die Alceſte hat ſie bekehrt. Ihr erinnert Euch, wie ſie noch vergangenen Winter gegen mich täglich, wenn wir uns beim Klavier verſammelten, den Mozart vertheidigte, und wenn ich ihm dan, türkiſch genug, alle menſchliche Gedanken abſprach, und nur die muſikaliſchen ließ, in die Saiten griff und mich mit ihrer Stimme und durch ihn ſelbſt zu einem ehrfurchtsvollen Schweigen brachte. Heut geſtand ſie mir, ſie habe die Alceſte probirt, und dabei ſei es ihr doch auf die Seele gefallen, daß ich Recht haben könnte. Drauf erhob ich triumfirend meine Stimme und ver-

glich Mozart mit den beſchreibenden Dichtern, die in hochſt wolklingenden Verſen dichten, und mit den Lirikern, deren ſchön gebaute, wortreiche Verſe von Naturſchilderungen überfliefsen, die der Leſer aber bloſs in die Hand nimmt, um ſeine Fantaſie mit angenehmen Bildern zu füllen, um fremde Gedanken dabei zu haben. — Dieſe Worte erinnerten Zoleſtinen an eine Vergleichung des Geiſtes, den ſie in Gluks Opern zu ahnen anfing, mit Göthens Ifigenie, dem einzigen ähnlichen Werke, das ſie geleſen haben mochte.

Ihre Bekehrung rührte mich ſo, daſs ich nun alle Vorzüge des Mozartiſchen

Genius zu erleben anfing: mit jedem Worte näherten wir uns beide mehr. Endlich waren wir einig, und nun zogen wir Schlüsse auf das Wesen der ganzen Musik; die Harmonie in unsern Meinungen machte uns gedankenreich, und mit liegenden, lächelnden Thränen im Auge endigten wir unser Gespräch. — Sie eilte an den Flügel und sang mehre Stücke aus der Alceste mit unbeschreiblichen Tönen. Ich wagte es nicht, ihr näher zu treten, lehnte mich an das Fenster, und sah stumm und entzückt in die schöne Gegend hinaus, —

Sie stand auf; ich küßte die Hand, die sie mir reichte, und folgte ihr schwei-

gend in die übrigen Zimmer. — Soltaus menſchenfreundlicher, gebildeter Geiſt, und vor allen ſeine Vorliebe für das griechiſche Altertum, die uns zuerſt mit einander verſöhnte, leuchtete hier und dort hervor. — In dem ſchönſten Theile des Gartens hat er dem Homer einen Tempel gebaut. Ihr tretet in eine edle, einfache Rotonda; vor Euch ſeht ihr ein groſses Gemälde, den Ida und das Meer; an der rechten Wand, Andromache, Hektor und den Knaben; an der linken: Odüſſeus und die Hirten von Ithaka, — ſonſt ſeht Ihr nichts. — Soltau kaufte die Gemälde von zween jungen Künſtlern in Rom, Brüdern und Teutſchen. — Homeriſch

sind sie, mehr kan ich von ihnen nicht sagen. —

„Was ihr heut Morgen saget, lieben Kinder!“ mit diesen Worten trat am Mittag der Onkel zu uns ins Speisezimmer, „darüber habe ich weiter nachgedacht, und — freut euch nur, ihr habt Recht, und die heilige Schrift hat auch Recht. — Hätte ich dem Apostel Paulus, oder welcher heilige Mann es sagt, es auf sein Wort geglaubt, daß wir Menschen untereinander Brüder sind, so würde ich es jezt nicht so fest glauben, da ich mir es ausgerechnet habe. — Das Exempel hier, lieben Kinder! ist mir so lieb,

wie ein Vaterunſer, denn daſs die Verwandtſchaft ſo nahe wäre, hätte ich in alle Ewigkeit nicht geglaubt. — Meinen Kopf hat's angegriffen, das iſt wahr; und einen Schrek hatt' ich, als es da ſtand, aber erbaut hat es mich, das iſt auch wahr." —

Bei den Worten des Alten fiel mir eine Anekdote ein, die ich wenige Tage vorher geleſen hatte. Ein franzöſiſcher Aſtronom machte eine Seereiſe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Himmel war trübe, ſo lange die Schiffenden auf der See waren. „Den erſten Abend nach unſrer Ankunft ſpeiſten wir beim

Gouverneur: wir sprachen viel von Europa, und erinnerten uns lebhaft daran, daſs wir in einer andern Hemisfäre waren, und die Hospitalität unsers Wirtes hatte uns heiter gestimmt. — Es war zwölf Uhr, als wir sein Haus verliefsen: ein lebhaftes Schaudern befiel mich, als ich Orion und Sirius und die Sterne des Stiers und der Zwillinge am Osthimmel erblikte, ganz in derselben Ordnung, wie ich sie in meinem zwölften Jahre in Europa kennen gelernt hatte, und nicht um einen Punkt verrükt. Sollte es denn anders sein, fragte ich mich? kam aber mit mir selbst überein: daſs die kleinste Verrükkung mich ungleich mehr erschrekt

haben würde. Mit Beschämung sahe ich ein," fügt er hinzu, „dass ich in einer Sache, die mich seit meiner frühen Jugend her noch nicht einmal getäuscht hatte, noch an gar keinem Glauben gekommen war." —

So der Astronom. — Es liegt viel Belohnung darin, mein Samuel und Karl, oft selbst Gedanken nachzuhängen, die eine unnütze Neugier erwekken, deren Ausdruk durch langen Gebrauch uns etwas so gleichgültiges geworden ist, dass wir es für Zeitverschwendung halten, ihnen Stunden, oder gar Tage unsers Nachdenkens zu widmen.

Ein Geist, der seine Bildung vollendet haben will, muss wenigstens die erste Operation seines Verstandes ganz in seiner Gewalt haben, muss gleich fertig jedes Wort denken, und — — und jeden Gedanken aussprechen können.

Aber bemerkt nur, lieben Leute, was ich für ein verständiges Wesen geworden bin; dauern die Feiertage meines Hermens noch lange, so möcht Ihr vielleicht in Eurem Freunde einen Filosofen aus Paris zurük gesendet erhalten. — Gebe der Himmel seinen Segen! —

Bis Dienstag bleibe ich hier; meinen nächsten Brief erhaltet Ihr aus Weimar

oder Jena, und dan aus Hof, aus Nürnberg und aus Raſtadt. In allen dieſen Örtern werden Ruhetage gehalten. — Übrigens iſt auf den Mann in Hof meine ganze Seele gerichtet; ohne ſeinen Segen konnte ich nicht reiſen. — Adieu, meine Lieben. —

Weimar den 16ten Auguſt.

Die Trennung von Werthal iſt mir ſchwerer geworden, als ich dachte, und wären es nicht meine Verwandten geweſen, und hätte ich nicht noch immer eine geheime Furcht vor Zöleſtinen, ſo würdet ihr lieben Menſchen von mir ſchwerlich ſchon heute einen Brief an

Weimar erhalten. Noch einige Stunden habe ich in Werthal gelebt, von denen Ihr notwendig wiſſen müſst. — Dienſtag Morgen war es drükkend heiſs, und in keinem Zimmer auszuhalten; alles rettete ſich zu Zöleſtinen hin, deren Fenſter halb nach der Mitternachts- halb nach der Morgenſeite liegen. — Bis gegen zwei Uhr Nachmittag war die Konverſation ganz heiter; Zöleſtine malte groſstentheils des Morgens, und ich las ihr aus meinem Woldemar vor: der Onkel war mit ſeiner ewigen Pfeife an das entfernteſte Fenſter verwieſen, fiel aber dennoch dem Woldemar, den er ſelten verſtand, häufig in die Rede; und Soltau ſchrieb an Zö-

leftinens Arbeitstische Geschäftsbriefe für seine Pächter. — Mit den ersten Sonnenstralen aber, die nachmittags das Fenster erreichten, war auch die Freude aus, dabei hatte sich der Wind gegen Abend gedreht, und wehte auch glühend heiss durch die Jalousieen. — Wo der Kaffee einzunehmen sei, war jetzt die Frage? — Alles stimmte für eine kühle Stelle im Garten; in Prozession zogen wir mit Stühlen, Tischen und Kaffee durch einige krumme Alleen an den See hin: die Sonne war hinter Wolken getreten. — Dort fand sich ein von Trauerweiden angenehm umgebenes Plätzchen, und die allgemeine Stimmo war wieder, sich dort

zu etabliren. Kaum waren wir aber in Ordnung und einige Taſſen gefüllt, ſo trat mutwillig die Sonne wieder hervor, und ſchien uns grade ins Angeſicht. „Das habt ihr von euren krummen Gängen," rief der Onkel verdrießlich! „da hab' ich mir die geraden, die ſich wie Chriſtuskreuze durchſchneiden; da weiſs man immer wo man geblieben iſt, und wo Morgen, Abend, Mittag und Mitternacht liegt, und wo die Sonne hinſcheinen kan; und wo nicht. — Nun erhebt euch nur wieder und laſst uns eine andere Stelle ſuchen!" —

Das Plätzchen wo wir ſaſsen, konnte uns faſſen, aber niemand weiter; an Fortrük-

ken mit den Stülen war nicht zu denken; die Prozeſſion muſste ſich alſo von neuem erheben. — Nachdem wir ein Weilchen vergeblich umher gegangen waren, that uns der Onkel ganz unbefangen den Vorſchlag, in dem Homerstempel zu trinken. Freilich war dies der kühlſte Ort im ganzen Garten, denn er iſt rings von hohen Buchen und Pappeln umgeben; welch Gelächter aber auch, welche ernſthafte Proteſtation der Vorſchlag veranlaſste, könnt Ihr Euch leicht denken. — Endlich leitete uns der Zufall an eine freie Raſenſtelle im Bosket, die von einer Buche gänzlich beſchattet wird; dort kamen wir dann zur groſsen Freude des

ſchwizenden Onkels zur Ruhe; Alle Einfälle, die auf unſern vorherigen Streifzügen von der drükkenden Hize erſtikt waren, lebten hier wieder auf; beſonders ſcherzte der Alte auf ſeine gewohnte Art über den Homerstempel, und über die heilige Hize, wie er ſie nannte, womit wir ihn gegen den Kaffee vertheidigt hätten. — Dabei kam es heraus, daſs er ſchon neulich, bei Soltaus Abweſenheit, ſeine Pfeife darin geraucht hatte, und da ihn deshalb Soltau mit ſcherzendem Ernſte zur Rede ſezte, wurde der Alte in vollem Ernſte böſe. „Er müſſe," meinte er, „beſtändige Vorwürfe und Ermahnungen wegen ſeiner Pfeife hören. Wenn ſie ihn

mit ſeiner Pfeife nicht haben wollten, mit der er doch zuſammen gehörte, ſo ſollten ſie ihn gar nicht haben!“ — Nun ward er ſtille, ſah vor ſich ſtarr auf die Erde hin, und brummte, halb ſingend, halb pfeifend, ein geiſtliches Lied. — Zöleſtine ſuchte ihn zu verſöhnen, und redete ihn ſchmeichelnd an, aber er war ſo böſe, daſs er auf nichts hören wollte. — Soltau ging und winkte uns, auch zu gehn und ihn nur allein zu laſſen. — Ich folgte, wählte eine Seitenallee zum Tempel, und verſchloſs mich dort. Wie mich die heilige Dämmerung überraſchte, die ſchöne einfache Kuppel der Tempels und die Gemälde, bei denen das angenehm

berauſchte Auge am liebſten und längſten verweilt! Als ich ſie das erſtemal ſahe, war Zöleſtine mit mir, und die Gemälde alſo im Schatten; heut war ich allein mit ihnen und die tiefſte Stille herrſchte um mich her. — Wie wenig neuere Dichter und Kommentatoren der Alten können ſagen, ſie haben den Homer ſo verſtanden, als dieſer Künſtler? — Ich überzeugte mich von neuem, daſs für uns verzärtelte, kunſtreiche Menſchen es nur einen untrüglichen Weg zum Verſtändniſs der Dichter des Altertums, und ihrer einfachen, geſunden Anſchauungen gäbe; ich meine den durch die Monumente der Kunſt. Hier iſt die einzige Stelle, wo

der — faſt möchte ich ſagen — zur Zerſtreuung erzogene Geiſt des modernen Menſchen ſich wieder ſammeln kan. Denn es iſt eine Seele, die aus den Epigrammen der Anthologie und dem Innern griechiſcher Künſtler herausleuchtet. Wer empfänglich — verſteht mich recht — empfänglich für die Formen der alten Kunſt iſt, der wird es durch einen kurzen Umgang mit ihr dahin bringen, daſs er das Schöne mit einem griechiſchen Auge wahrnimmt.

Legt mir dieſe Behauptung nicht für Eitelkeit aus, weil ich dieſen Weg gegangen bin. Ganz natürlich leitete mich das Werk des jungen Künſtlers, vor dem

ſch ſtand, darauf. Nach allem, was mir Soltau von ihm geſagt hat, bin ich überzeugt: er kennt den Homer nur aus einzelnen Rhapſodien, nur aus der Überſetzung, und dennoch iſt ſein Werk eine eben ſo treue Überſetzung jener Stellen, als ſelbſt die Voſſiſche. — Freilich gab die Natur nicht jedem dieſe Empfänglichkeit der Empfindung; wie manche kehren nach langen Jahren über die Alpen zurük, und haben nichts gelernt, als von Stil, von Schule ſchwazen, und von Künſtlern, die die Antike überſehen haben, und wenn ſie auch mit niemand als Korreggios, Tizianen und Michael Angelos umgegangen ſind, kommen ſie kunſtrei-

cher, aber auch unreiner aus Italien zurük, als ſie hingingen. —

Daſs Soltau hier keine Büſte vom Homer aufgeſtellt hat, iſt mir ein neuer Beweis, wenn nicht von ſeinem richtigen, doch von unſerm harmonirenden Gefühle. — Welche Künſtler erfahren es häufiger, daſs man ſie über ihre Werke vergiſst, als die Dichter des griechiſchen Altertums? Und wo beseelt die Seele feuriger, als mitten in der Natur? — Das groſse Unbekannte erkennen wir leichter und ähnlicher in ſeinen Werken, als durch die wahrſcheinlichſte körperliche Darſtellung, und ich bin nie ſchöner an Homers Werke erinnert worden, als durch dieſe Bilder. — Ich liebe die Antike, aber meine Odüſſee liebe ich

mehr; und wenn das Schikſal die Zeiten ſo durch einander ſchütteln könnte, daſs es mir den alten blinden Sänger ſelbſt zu pflegen und zu warten gäbe, ich würde doch lieber ſeine Odüſſee leſen, als die graue Stirn ſehn und küſſen. — Aus einem ähnlichen Grunde miſsfällt mir jede, auch die erhabenſte Verſinnlichung der Gottheit; denn die Unbekannte verlangte nicht, daſs ich mich ihrer freuen ſollte, da ſie ſich ſelbſt verbarg, und meinem Herzen ſo viele Dinge, ja die ganze Natur näher legte. — Gute Nacht, lieben Freunde!

*M***.*

VII.

Die Gaben der Muſe.

Die Muſe, der wir kindlich uns vertrauen,
Beratet kraftvoll ihre lieben Söhne,
Sie führt uns durch der Anmut bunte Auen,
Ins heilige Gefild der ew'gen Schöne.

Wenn wir ihr reizendes Geheimnis ſchauen,
Erklingen hell die zarten Liebestöne;

Drum, Freunde, ehrt die lieblichſte der Frauen,
Und brechet rein die Blumen der Kamöne!

Dan bringt ſie euch die holden Göttergaben
Des heitern Bakchus vom Olimp herunter,
Die froh den Sinn, froh das Gemüt erlaben.

Die Halle ſtrahlt von Göttern immer bunter,
Das Aug' erglänzt in Lebensfarben munter,
Wenn wir die Himmliſchen geſprochen haben.

Meſſerſchmid.

VIII.

An Ludwig Tiek.

Wol mancher hofft, im neuen Licht zu leben,
Es muſs die trübe Nacht ja endlich ſchweigen,
Und hätte, ſich dem Morgenrot zu neigen,
Sein Liebſtes freudig opfernd hingegeben.

Der wollt' uns kühn zur alten Kunſt erheben,
Gebildet der des Lebens Maſſen zeigen,

Dir schien des Wizes buntes Füllhorn
eigen;
Doch blieb das beste nur ein liebend
Streben.

Da nahte Genovev' in frommer Schöne.
Wer fühlt nicht, daß die Poesie gekommen,
Nun kindlich wieder blüht in holder
Klarheit?

Sei Freund, im Kranz der Liebe mir
willkommen!
Es leiten dich des Glaubens süße Töne,
Und tief und tiefer keimt im Herzen
Wahrheit.

F. Schlegel

IX.

Nachtmuſik.

An Olimpia.

Wir ſtimmen dir mit Flötenſang,
In ſüſſem Ton und Harfenklang,
Ein nächtlich Lied zur Freude.
Aus deiner Hütte tritts hervor!
Daſs ſich im ſtillen Abendflor
Dein Herz und Auge weide.

Komm, ſieh, wie alles ſchläft und ruht,
Und unter deiner ſichern Hut

Entweicht der Menschen Kummer.
Sieh, wie die Gegend vor uns liegt.
Als hätteſt du ſie eingewiegt
In ſanften Liebesſchlummer.

Säum länger nicht, erhebe dich!
Schon wartet deiner königlich
Das ganze Heer der Sterne.
Denn guten Seelen ſind ſie hold,
Und ſtreuen ihnen funkelnd Gold
Aus der gewölbten Ferne.

Schliefs dich an uns. Auf ſtiller Bahn
Weht dich kein falſches Lüftchen an,
Lafs dich im Dunkeln grüfsen!
Noch enger knüpft die Nacht das Band,

Wenn Freunde, traulich, Hand in Hand,
Sich aneinander schliefsen.

Drum laden wir, mit Flötenfang,
In süfsem Ton, und Harfenklang
Dich ein, zu unsrer Freude.
Vereine dich mit unserm Kor,
Dafs sich im nächtlich stillen Flor
Dein Herz und Auge weide.

Aus Siegmund von Seckendorfs
Nachlasse.

X.

Die vier Weltalter der Indier.

1.

Das goldene Weltalter.

Gott, als er noch allein war, wollte seine Vortrefflichkeit und Macht offenbaren. Und er beschloss, eine mit verständigen Wesen bewohnte Welt zu schaffen. Diese Schöpfung fing er an mit Hervorbringung der vier Elemente, der Erde, des Wassers, des Feuers und der Luft.

Anfangs waren ſie untereinander gemengt, aber er ſonderte ſie, indem er auf die Waſſer blies. Sogleich hoben ſie ſich zu einer eirunden Geſtalt, dehnten ſich immer weiter aus, und bildeten endlich jenes klare und durchſichtige Firmament, welches die Welt umgibt. Aus der als Niederſchlag übrig gebliebenen Erde und Feuchtigkeit bildete er eine Kugel, an welcher die feſten Theile das Land, und die flüſſigen die Meere wurden. Mit Hülfe eines ſtarken Schalles, ſezte er dieſe Kugel in den Mittelpunkt des Firmaments, von allen Seiten gleich weit abſtehend, und nannte ſie Unterwelt. Darnach ſchuf er eine Sonne und einen Mond an

ſiesem Firmament, die Tages- und Jahreszeiten zu unterſcheiden.

Die Elemente, auf dieſe Weiſe geſondert und jedes an ſeine Stelle geſetzt, fingen an wirkſam zu ſein. Die Luft erfüllte jeden leeren Raum, das Feuer erhielt alles durch ſeine Wärme. Erde und Meer brachten Thiere hervor, jedes nach ſeinem beſondern Vermögen, und Gott gab dieſen Thieren die Kraft, daſs ſich jede Art von ſelbſt fortpflanzen könne. Darnach ſchuf er den Menſchen, als das vortrefflichſte ſeiner Geſchöpfe, fähig ſeine Schöpfung zu betrachten. Aus der Erde kam der Menſch hervor, und kann

hatte er von Gott das Leben empfangen, so zeigte er es schon in seinen Äuſserungen. Die Lippen röteten sich, die Augenlieder thaten sich auf, und liefsen ihn die zwei grofsen Lichter der Natur erblikken. Die verschiedenen Theile des Körpers sezten sich in Bewegung. Sein Geist ward helle, erkannte seinen Schöpfer, und betete ihn an. Damit aber der Mann zum geselligen Leben gebildet, nicht allein wäre, gab ihm Gott ein Weib, die ihm sowol an Körper, als an Geist ähnlich, und dazu bestimmt war, ihm zur Gesellschaft zu dienen. Der erste Mann und das erste Weib lebten nun zusammen als Mann und Frau, und nährten sich von

den Früchten der Erde, ohne ein lebendiges Wesen zu beleidigen, oder zu zerstören.

Diese ersten Menschen hatten vier Söhne, Bramin, Kſatriia, Vaiſia und Sudra, die nach dem in ihnen überwiegenden Elemente, auch an Gemüthsart verſchieden waren. Bramin, weil die Beſtandtheile der Erde in ihm herrſchten, war melankoliſchen Temperaments. Da es ihm nicht an Geiſt fehlte, ſo erwählte ihn Gott, den Menſchen ſeine Geſetze und Gebote mitzutheilen; denn ſein ernſthaftes und Achtung erregendes Weſen machte ihn geſchikt dazu. In Kſatriia herrſchte

das Feuer. Er war kriegerischen Geistes, welches Gott veranlasste, ihm die Gewalt, Menschen zu regieren, und sie in Ordnung zu halten, aufzutragen. Deswegen legte der Allmächtige ein Schwerd in seine Hand, als Werkzeug des Sieges und der Obermacht. Sudra, von flegmatischem Temperament, war sanft und umgänglich. Darum machte man ihn zum Kaufmann, dass er den Staat durch Verkehr bereichern, und durch die Schiffart Überfluss verbreiten möge. Ihn beständig an seine Bestimmung zu erinnern, erhielt er eine Wage in seine Hand, und ein Körbchen an seinen Gürtel. Vaisia, lebhaften und muntern Temperaments, bekam die Gabe

zu erfinden. Weil er viel Genie hatte, ſo hielt man ihn zu mechaniſchen Künſten und zur Handarbeit geſchikt. Damit er zu ſeinem Beruf ausgerüſtet ſei, gab man ihm ein Körbchen mit allerhand Werkzeugen.

Töchter hätte der Allmächtige dem erſten Menſchenpaar dieſes Weltalters nicht gegeben. Um aber die Vermehrung der vier Stände zu befördern, ſchuf er vier Weiber, und damit die Bevölkerung ungemiſcht geſchehe, ſezte er eine gegen Aufgang, eine gegen Niedergang, eine gegen Mitternacht und eine gegen Mittag. Den Söhnen des Purn, des erſten Man-

ner, welche unterdeſſen herangewachſen waren, befal Gott, nach dieſen verſchiedenen Gegenden zu reiſen, damit ſie die Frauen fänden, die ihnen beſtimmt waren. Und Bramin ging gegen den Aufgang, und heiratete die Frau, welche er fand, nach den Regeln eines Buchs, welches man ihm mitgegeben hatte. Der Krieger ging nach dem Niedergang, und nachdem er drei Tage lang mit der Frau, welche dort wohnte, gekämpft hatte, vereinigten ſie ſich. Sudra wandte ſich gegen Mitternacht, fand Perlen und Diamanten, und verband ſich mit der Frau, die ſich dort aufhielt. Vaiſia, wegen ſeiner Fertigkeit in mechaniſchen Kün-

Ann. der Geſchikte genannt, fuhr in einem ſelbſtverfertigten Schiff über ſieben Meere, bis er an einer fernen Küſte des Mittags landete. Hier baute er ſich ein Haus, und als er bald nachher das Mädchen des Mittags ſah, welches am Geſtade luſtwandelte, erklärte er ihr ſeine Liebe. Aber ſie begegnete ihm verächtlich, und er bat Gott, ihr Herz zu rühren. Seine Bitte wurde erhört, doch unter der Bedingung, Pagoden zum Dienſte der Gottheit zu erbauen, und Bilder in grünen Hainen zu verehren, weil ſich der Allmächtige in ihrem Schatten ihm geoffenbart hatte.

Nachdem die vier Brüder die Erde bevölkert hatten, nahmen ſie ſich vor, ihren Geburtsort wieder zu ſehen, und ihre Eltern zu beſuchen. Und ſie verlieſſen mit ihren Weibern ihre Söhne und Tochter und ihren zeitherigen Wohnplaz, und machten ſich auf den Weg. Puru und ſein Weib Parkuti empfingen ſie mit groſſer Freude und mit den lebhafteſten Beweiſen ihrer Liebe. Darnach zeugten ſie noch viele neue Geſchlechter, welche, ohne ſich unter einander zu vermiſchen, die Theilung in vier Stämme aufs genauſte erhielten, und die Vorſchriften ihrer Stammväter befolgten. Reichtum und Überfluſs aber,

die Quelle vieles Böſen, veranlaſsten, daſs alles bald in Verwirrung geriet. Bramin wurde nachläſſig in Ausübung der Frömmigkeit; der Krieger grauſam und herrſchſüchtig, der Kaufmann betrog ſeine Brüder mit falſchem Gewicht, und der Künſtler ſetzte einen übertriebenen Preiſs auf ſeine Arbeiten, um einen thörichten Aufwand zu beſtreiten. Da ſie in ſich ſelbſt böſe geworden waren, ſo war es auch einer gegen den andern. Bramin war eiferſüchtig auf die Gröſse und Macht des Kſatriia. Dieſer verachtete die ſtille Gemütsart des Bramin, der an der Einſamkeit Vergnügen fand, und unterlieſs die Hochachtung, die er ihm als dem

Erſtgebornen ſchuldig war. Sein Stolz ging ſo weit, ſeine Geſetze und ſeine Macht über die Geſetze der Gottheit zu erheben, einzig und allein, weil Bramin ein Werkzeug derſelben war. Es war ihm eine Luſt, diejenigen zu töden, die ihm miſsfielen, den Sudra mit Auflagen zu beſchweren und die Quelle des Gewinnes zu verſtopfen, die dem Fleiſse des Vaiſia gebührten. Dieſe rächten ſich dafür, ihre Brüder durch Betrug zu plündern. Vaiſia, um den Bramin noch verächtlicher zu machen, bemühte ſich, durch Einführung des Bilderdienſtes und der Pagoden, der Religion eine neue Geſtalt zu geben. Da in den Büchern des Bra-

nen nichts zu finden war, entſtand ein groſſer Streit; weil aber Vaiſia endlich verſicherte: er habe ſeine Neuerungen in einem Geſicht von Gott erhalten, ſo wurden ſie als ein Theil des Zeremonialgeſetzes aufgenommen.

Die ſchlimmen Beiſpiele der Eltern wurden für die Kinder ein Saame des Verderbniſſes und der Bosheit, und dieſe vermehrten ſich bei den Nachkommen auf einen ſolchen Grad, daſs die Gottheit die Waffen ihres Zorns gegen ſie ergriff. Da verhüllte Dunkelheit den Himmel, Donner lieſsen ſich hören, und Blize fuhren von Pol zu Pol. Die erzürnten

Meere ergoſſen ſich über ihre Dämme, überſchwemmten das Land und verſchlangen das Geſchlecht der Menſchen. Die Leiber wurden zerſtört, aber die Seelen ſammelte der Allmächtige in ſeinen Schoos. So endigte ſich das erſte oder goldene Weltalter. Es enthielt einen Zeitraum von viertauſend göttlichen Jahren, und die Prüfungszeit der gefallenen Geiſter in den neunundachtzig Wanderungen ſollte hunderttauſend menſchliche Jahre dauern. Ein menſchliches Jahr iſt die Zeit, welche die Sonne braucht, die zwölf Zeichen des Thierkreiſes zu durchlaufen. Sie iſt der Gott, welcher alles in der Welt belebt und in Bewegung ſezt. Für die

Götter aber iſt ein menſchliches Jahr nur ein Tag, und dreihundert und ſechszig menſchliche Jahre ſind nur ein Jahr für ſie.

Ehe Reichtum und Überfluſs das Böſe veranlaſsten, ging in dieſem erſten Weltalter die Tugend auf vier Füſsen, welche ſind Wahrheit, Buſse, Liebe und Almoſen. Die Menſchen liebten und ſchätzten die Tugend, und waren glüklich, aber als ſie ſich verſchlimmerten, ging die Wahrheit verloren.

2.

Das ſilberne Weltalter.

Wäre die Welt in dieſem Zuſtand der Vernichtung geblieben, ſo wäre der Entzwek der Schöpfung nicht erreicht worden. Gott beſchloſs daher das menſchliche Geſchlecht zu erneuern, und durch drei vollkommenere Weſen, als die erſten waren, ein neues Weltalter auf der Erde zu gründen. Und er ſieng vom Himmel auf ein hohes Gebirge herab, und ſprach: Erhebe dich Brama, erſtes der Weſen des zweiten Alters. Sogleich kam Brama aus der Erde hervor, und betete ſeinen Schöpfer an. Auf gleiche Weiſe wur-

den Wiſchnu und Schiwen durch einen zweiten und dritten Befel erſchaffen, und auch ſie entrichteten dem Schöpfer die Schuld der Anbetung.

Er hatte ſich bei Hervorbringung dieſer Weſen vorgenommen, ſie als Stellvertreter bei dem Werke, das er ausführen wollte, zu gebrauchen. Dem Brama trug er auf, Geſchöpfe zu ſchaffen, und deswegen ertheilte er ihm die Macht, zu ſchaffen und hervorzubringen. Wiſchnu ſollte das Geſchaffene erhalten, und darum überliefs er ihm die Herrſchaft über Sonne und Mond, Berge und Thäler, und die Anordnung der Jahre und

Jahreszeiten. Auch machte er ihn zum Austheiler des Reichtums, der Gesundheit, der Ehre, und alles dessen, was Menschen und Thiere beglükken kan. Dem Schiwen trug er auf, die Geschöpfe zu zerstören. Denn er wußte, daß sie sich verschlimmern, und Strafe nötig machen würden. Er bestellte ihn zum Herren des Todes und Gerichts, und zum Verwalter aller sinnlichen Übel, der Krankheiten, des Hungers, des Kriegs, der Pest, und alles dessen, was als Strafe für Vergehungen betrachtet werden kan, damit er im Stande sei, die göttliche Rache desto mächtiger zu vollziehen.

Jeden dieſer drei mächtigen Weſen beſtimmte Gott eine gewiſſe Zeit des Aufenthalts auf der Erde, deren Umfang mit der Natur der Verrichtungen, die ihnen angewieſen worden, in Verbindung ſtand. Brama wurde, als die Schöpfung des zweiten Weltalters vollendet war, in den Himmel aufgenommen, weil in den folgenden Zeitaltern keine neue Schöpfung nötig ſei, indem die Welt jedesmal durch einige bei der Zerſtörung der vorigen erhaltene Perſonen, bevölkert werden ſollte. Wiſchnu ſollte länger bleiben als Brama, weil die Gegenwart des Erhalters länger notwendig iſt. Des Schiwen Aufenthalt aber ſoll dreimal ſo

lange dauern, weil eine allgemeine Zerſtörung der Welt ein gänzliches Ende machen wird.

Nachdem dieſe drei erſchaffen waren, kam es darauf an, daſs ſich jeder, ſeiner Natur nach, thätig erzeige. Brama ſchuf einen Mann und ein Weib, und füllte die Welt mit andern belebten Weſen an. Das neuentſtandene Menſchenpaar ſchikte er auf einen hohen Berg, damit ſie von da aus ihre Kinder gegen Abend, Mittag und Mitternacht verbreiten könnten. Wiſchnu ſorgte für die Bedürfniſſe und die Erhaltung des neuen Menſchenpaars und ihrer Nachkommen. Schiwen breitete allerlei Übel, Krankheiten, Tod

und andere Strafgerichte unter den Kindern der neuen Menschen aus, je nachdem sie sich dieselben durch Verderbniss und Laster zuzogen.

Als aber der Allmächtige bemerkte, dass es unmöglich sei, das neue Menschengeschlecht in Ordnung zu erhalten, ohne durch hinreichende Gesetze Gottesfurcht einzuflössen und religiöse Verehrung festzusetzen, stieg er auf den Berg Meru herab, und rief den Brama. Dieser erschien, und aus einer dunkeln Wolke, aus welcher einige Strahlen seiner Herrlichkeit hervorglänzten, sprach er zu ihm: Der Ungehorsam der ersten Bewohner der

Liebe gegen die Geſetze, die in dem Buch enthalten waren, welches ich dem Bramin gegeben habe, war es einzig und allein, was mich veranlaſste, ſie von der Erde zu vertilgen. Hierauf gab er dem Brama ein andres Buch, mit dem Auftrag, die Menſchen mit dem Inhalt deſſelben bekant zu machen. Brama ſtumete nicht, die Befele des Allmächtigen pünktlich zu vollziehen. Er übergab das Buch, welches den Plan enthielt, nach welchem Religion und Staat der neuen Welt eingerichtet werden ſollten, den Braminen dieſes zweiten Weltalters, denn man hatte es bequem gefunden, die vier verſchiedenen Stämme des erſten beizube-

halten. Dieſe theilten es dem Volk mit, und die Menſchen richteten ſich nach den Vorſchriften, die es enthielt. Jeder beobachtete die Pflichten, die ſeinem Stamme vorgeſchrieben waren. Die Fürſten und Krieger ſorgten für die Ruhe der Geſellſchaft; die Braminen oder Prieſter unterrichteten in der Religion; die Kaufleute trieben Handlung, und die Künſtler ihre verſchiedenen Künſte und Gewerbe.

Alſo war im Anfang dieſes zweiten Alters alles in beſter Ordnung. Man übte die Religion, indem man zu Gott und zu den drei mit Macht begabten Weſen betete, die Ufer der Fluſſe fleiſsig beſuchte

und die täglichen Waſchungen nicht verſäumte. Die Wahrheit aber war verſchwunden, und die Tugend hatte einen Fuſs verloren. Allmälig mit dem Anwachs der Vollsmenge vermehrte ſich auch das Verderben der Menſchen wieder. Die Braminen verfielen in Heuchelei und Scheinheiligkeit, die Krieger voll Stolz und Herrſchſucht, ſuchten ihre Macht durch ungerechte Mittel zu erweitern; die Kaufleute betrogen in ihrem Verkehr, und die Künſtler ſetzten einen zu hohen Preiſs auf ihre Werke, weil ſie die Arbeit ſcheueten.

Der Allmächtige, über ihre Bosheit erzürnt, kam auf den Berg Meru herab,

und äuſserte dem Brama ſeinen Unwillen über das, was er bemerkt hatte. Da begab ſich Brama zu den Menſchen herunter, und warnte ſie vor dem Gericht, das ihnen bevorſtand. Dieſe Warnung bewirkte zwar eine Änderung, aber ſie war nur von kurzer Dauer, und bald verfielen ſie wieder in die vorigen Laſter. Brama bat darauf bei dem Allmächtigen für das Geſchlecht der Menſchen, allein er wollte ſich nicht beſänftigen laſſen, ja der Herr nahm ihn in ſeinen Schoos auf, damit er das Elend nicht ſehen müſſe, welches über das Menſchengeſchlecht ergehen ſollte. Darnach offenbarte Gott ſeine Abſicht, daſſelbe zu zerſtören auch

Wiſchnu, dem Erhalter. Dieſer legte gleichfalls eine Fürbitte ein, aber der Höchſte, entſchloſſen ſeinem Zorn freien Lauf zu laſſen, befal dem Schiwen, die in den Eingeweiden der Erde verſchloſſenen Winde zu entfeſſeln und die Volker wie Staub von der Erde zu kehren. Da entfeſſelte Schiwen die Winde, daſs ſie mit Gewalt aus ihren unterirdiſchen Gefängniſſen hervorbrachen und die Welt erſchütterten. Der Tag wurde in Nacht verwandelt, Hügel und Berge ſtürzten ein, und ſelbſt der Ganga wurde aus ſeinem Bette geworfen und genötiget, einen andern Lauf zu nehmen. Das Menſchengeſchlecht wurde durch dieſes ſchreckli-

ohn Ungewitter zu Grunde gerichtet; doch erlaubte der Ewige dem Wischnu, einigen wenigen Personen seinen Schutz angedeihen zu lassen, durch sie im dritten Weltalter das Geschlecht der Menschen fortzupflanzen. Nur aus dem Stamm der Krieger durfte niemand gerettet werden, denn dieser Stamm sollte nach dem Willen des Ewigen gänzlich vernichtet werden, weil die schlimme Regierung der Könige und Fürsten im zweiten wie im ersten Weltalter die Quelle aller Unordnung gewesen war. So endigte sich das zweite Weltalter, nachdem es dreitausend göttliche Jahre gedauert hatte.

3.

Das ehrne Weltalter.

Schiwen bändigte endlich die Winde und stellte die Ruhe wieder her, allein überall auf der ganzen Oberfläche der Erde zeigte sich eine allgemeine Verwüstung. Leichname von Menschen und Thieren bedekten sie. Doch die Geretteten aus den drei Stämmen pflanzten sie wieder fort, und die Erde wurde von neuem bevölkert. Weil aber der Stamm der Könige auf der Welt notwendig war, und sie ohne ihn nicht bestehen konnte, so stellte ihn der Ewige wieder her. Er zog ihn aber aus einer reinen Quelle, in-

dem er befal, ihn aus dem Stamm der Braminen zu wählen. Dieſes geſchah in der Perſon des Roma, des jüngſten Sohns des Oberhauptes der Braminen, die Wiſchnu gerettet hatte. Man glaubte, ein Fürſt, der religiös erzogen ſei, werde ſo gut für die Religion ſorgen, als für den Staat, und die verſchiedenen Stämme mit Weisheit regieren. Und nachdem geſchehen war, was der Ewige befolen hatte, war alles in Ordnung; doch ſchleppte ſich die Tugend in dieſem Zeitalter nur noch auf zwei Füſsen, denn der Geiſt der Buſse war verloren gegangen. Endlich aber verſchlimmerte ſich die Welt abermals, und dieſelben Laſter, die in dem

vorigen geherrſcht hatten, erneuerten ſich. Zweitauſend göttliche Jahre waren vergangen, da redete der Allmächtige, erzürnt über das thörichte Geſchlecht der Menſchen, welches nicht klüger werden wollte, mit Schiwen. Auf ſeinen Befel öffnete ſich die Erde und verſchlang alle Menſchen lebendig. Nur einige wenige aus jedem Stamme retteten ſich, unter Zulaſſung des Ewigen, mit ihnen einen neuen und letzten Verſuch zu Bevölkerung der Welt zu machen.

4.

Das eiserne Weltalter.

Beim Eintritt des vierten Weltalters verloſch die Liebe, und es blieb der Tugend nur noch ein Fuſs übrig. Aber auch dieſe einzige und letzte Stütze wird ſich endlich verlieren, und Eitelkeit, Gierigkeit und Geiz werden das menſchliche Herz beherrſchen. Tauſend göttliche Jahre wird dieſes Zeitalter dauern. Dann iſt die Zeit vollendet, während welcher Wiſchnu auf der Erde bleiben ſollte. Der Ewige wird ihn in den Himmel aufnehmen, denn ſeine Sorgfalt für die Erhaltung der Dinge wird nicht mehr nötig ſein, weil alles mit die-

ſem gegenwärtigen Weltalter endigen ſoll. Dan wird Schiwen mit den zehn Geiſſern der Auflöſung einen Kometen unter den Mond wälzen, wodurch alle Dinge in Feuer geſezt, und die Welt in Aſche verwandelt werden wird. Darnach wird nur Gott allein vorhanden ſein, denn die Materie wird gänzlich vernichtet werden.

Anmerk. Sollte man einige in dieſe Darſtellung von dän vier Weltaltern eingewebte mythiſche Ideen mit den Vorſtellungen der oben gegebenen Fragmente aus ihren heiligen Schriften widerſprechend finden, ſo vergleiche man zur Berichtigung dieſer ſcheinbaren Widerſprüche meinen Brief an Alwina über die mythologiſchen Dichtungen der Indier im erſten Stük des poet. Journals von Tieck.

Fr. Majer.

XI.

Der Haarring,

oder

Das Andenken an den Spaziergang im Garten der Liebe.

Nach dem Perſiſchen.

In einem der herrlichſten Gärten, welche ſich weit um die Paläſte Faraons verbreiteten, wandelten einſt Joſef, der Schöne

aus Kanaan, und Sulcicha,*) die Gemalin Potifars im trauten Gespräche.

Ihre Blikke irrten herum zwischen den grünsammtnen Wiesentapeten, mit tausendfarbigen Blumen gestikt, und den labirintischen Hainen, welche Silberfäden kristallner Quellen durchschlängelten. Ihre Seele strömte liebend aus über das grosse Ganze, das in der Fülle des Frühlings

*) Die Morgenländer haben die Sage von Josef und der Gemalin Potifars zu einer sehr zärtlichen Liebesgeschichte ausgesponnen, in der Josef eben so empfindsam, als Sulcicha (so heissen sie die Gemalin Potifars) erscheint.

und des Herbſtes zugleich vor ihnen lag, und nur von Zeit zu Zeit gelang es einzelnen Gegenſtänden, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu heften.

Die Sonne war jezt in Weſten hinab in die Sandwüſten Libiens geſunken; das Abendrot vergüldete noch die Gipfel der Pyramiden, kühl blies ein Lüftchen vom Gebirge her, wo das Haupt des Nils damals noch unentdekt ſchlief.

Zuerſt fiel ihnen auf eine hohe Lotos, welche ihre Blätter zuſammenziehend den Kelch zu ſchlieſſen begann, und neben ihr ein niedriges Veilchen, das eh un-

ter der brennenden Hize des Tages geſchmachtet hatte, jezt aber, durch die Kühle des Abends erfriſcht, ſich öffnete, und liebliche Düfte um ſich goſs.

Joſef aus Kanaan ſprach: Lieb und theuer iſt mir die Lotosblume. Sie liebet die Sonne, und öffnet derſelben ihr Herz, und folgt ihrem Gang, und ſtimmt ihr ganzes Weſen darnach. Wenn die Sonne aber einmal niedergeſunken iſt, und ihr Glanz nicht mehr leuchtet den Bewohnern der Erde, ſchlieſſet auch ſie den Kelch ihrer Empfindungen zu, und öffnet ihn nicht wieder einem andern ſterblichen Auge, als dem Auge der Sonne.

Und Suleicha ſetzte hinzu: Lieb und theuer iſt mir das Veilchen des Thals. Es liebt die Sonne, und betet ſie an, wiewol es ihren brennenden Stral hart zu ertragen vermag. Es leidet geduldig, verzehrt durch die Glut des allzuheiſsen Geliebten. Wenn die Sonne ſich aber entfernt, öffnet es ſtill den liebenden Buſen, ſchikket ſegnende Wünſche zum Himmel empor, und weihet duftende Opfergerüche dem Wol des Geliebten.

Nun gingen ſie durch die Roſengebüſche, wo Nachtigallen in die Wette ſangen, um in ſchmelzenden Tönen ihre Liebe zur Königin der Blumen, und

ihre Klagen über die Unbeſtändigkeit derſelben auszudrükken.

Was klaget ihr ſo, ihr Sängerinnen des Roſenhains über ihre flüchtige Schönheit! rief Joſef. „Dornenvoll iſt die Roſe, und flüchtiger Dauer," ſo klaget ihr immer. Warum ſingt ihr nicht lieber: „Schön iſt die Roſe, und von mannichfaltigem Wechſel, und von immer verjüngender Kraft?" Treibt ſie nicht Knoſpen in Fülle, die wechſelnd mit jedem Tag ſich verneun, ſo, daſs, wo die eine verwelket, die andere ſchon den aufſtehenden Buſenflor ſprengt?

Weiter wandelten ſie durch Blumenbeete, wo hochſtämmige Lilien prang-

fen, deren ſilberne Kelche goldenen Blütenſtaub verwahrten; ein Sinnbild reiner Weiblichkeit, die in ihrem Herzen das brennende Gold der Liebe verſchlieſst. „Pflükke mir eine,“ flehte Joſef zu Suleicha, „daſs ich ſie als eine Gabe von dir, in meinen Händen trage; aber nur mir ſollſt du ſie pflükken, und dein Andenken möge ſich ſolcher Gabe erfreuen.“ Suleicha ſchwieg, und pflükte keine der Lilien; und als ſie noch ſchwieg, ſtürmte ein Windſtoſs daher, der die Lilien entblätterte, und ihren goldenen Blütenſtaub weit in alle Gegenden zerſtäubte. Da fragte Joſef traurig: „Iſt es nun beſſer, daſs ſie dem Winde zum Raube werden,

als dafs ſie in meinen Händen verblühten?“

Jezt ſtellte ſich ihnen eine weibliche, reichlich befruchtete Palme dar, mitten unter niedern Papürusſträuchen, Balſamſtauden, und Baumwollgehägen einzeln emporragend. „Sieh die Einzle,“ ſprach Suleicha, „wie ſie mich dauert? Weit und breit herum iſt keine ihres Geſchlechtes und ihrer Beſchaffenheit, mit der ſie pflege traulichen Umgang, und freundliche Eintracht. Die niedern kleinen Geſchöpfe, wie ſie hinaufblikken zu ihr, dafs ſie richten mögen ihre äuſsere Geſtalt, und ihren, ihnen ſo üppig ſchei-

nenden Wuchs, nach dem Kleinlichen Maasſtabe ihres eigenen Wertes. Und ſie, die Einſame, wehet aus ihren hangenden Zweigen nur leiſe Seufzer, über des Schikſals Härte, das ſie hierher verpflanzte, den Weſen ihres Gleichen abgeſondert.

Der ſchöne Joſef erwiederte ihr: „Wol ſtehet ſie einzeln, die Palme, doch dies erhöhet mir ihre Schönheit, Rechte nicht ſo unbillig mit des Schikſals Beſchlüſſen! Was ſich gleichet, das findet ſich, und wäre es durch Welten und Äonen getrennet. Von ferne trug ihr der Morgenwind die Blütenkeime des Baumes zu, der würdig befunden ward, mit ihr zu

gatten, und ſie ſieht nun mit ruhigem Schweigen den reifenden Früchten des ſchönen Bundes entgegen.

Hierauf nahm ſie ein Hain fruchttragender Bäume aller Art in ſeine kühlenden Schatten. „Wir wollen uns mit einer Granate erfriſchen," ſagte Suleicha, die ſichs, im Stillen verwies, daſs ſie Joſefs Bitte um die Lilie unerfüllt gelaſſen hatte, pflükte den Apfel, gab Joſef die Hälfte deſſelben, und ſprach dazu die bedeutungsvollen Worte: „Dieſem Apfel gleicht oft ein liebendes Herz. Blutig ſind die Saamenkerne ſeiner Empfindung, nur die Thräne, die aus ſei-

nem Innerſten weint, kühlet den brennenden Schmerz.

Und abermals pflückte Suleicha einen ſchwellenden Pfirſich, der durch das grüne Laub wie ein Rubin zwiſchen Smaragden herfunkelte. „Hier haſt du,“ ſprach ſie zu Joſef, „die Hälfte der Frucht, die ſo herrlich glänzt, und ſo lieblich ſchmeckt, daſs ſie den Sängern zum Bilde ſchöner Wangen und ſüſser Küſſe geworden. Ach, die Sänger! ſie haben nicht Alles bedacht! Nicht allein rot, ſondern auch blaſsgelb iſt die Farbe des Pfirſichs, und bitter das Mark ſeines Kernes. Die glühende Wange der Liebenden erblaſſet

unter dem Schmerz fruchtloſer Sehnſucht: ſüſs ſind zwar die Küſſe des frohen Genuſſes, aber bitter ſind die Küſſe des Scheidens."

Endlich fanden ſie ſich am Ausgange des Gartens, wo eine hohe Platane, mit Efeu und Weinlaub umranket, ſie freundlich einlud, unter ihrem Schatten von der Ermüdung des Spaziergangs auszuruhn. Joſef aus Kanaan ſprach: „Wie der Efeu, und die Traube des Weinſtoks um die hohe Platane ſich ringelt, ſo ringelt ſich, Suleicha, dein dunkles Haar um deinen geſchmeidigen Hals, und um deinen erhabenen Wuchs."

„Suleicha erwiederte: „Wie der Efeu und die Traube des Weinstocks um die Platane sich schlingt, so schlingen sich die Gefühle zweier für einander geschaffener Wesen um die hohe Zeder der Liebe."

„O Suleicha!" seufzte Josef: Deine Gefühle sind köstlich und fruchtbar, wie die Traube des Weinstocks, aber die meinen dürftig und arm, wie die Traube des Efeus. Könnten sie jemals der deinen wol wert sein!"

„Der Weinstock trägt wol jetzt liebliche Frucht," antwortete Suleicha, „aber es kommen Tage, wo die Beere vertrocknen, und die Blätter verwelken, bis der

Stral einer milderen Sonne dieſe Zierde wieder hervorruft. Das glänzende Laub des Efeus hingegen glänzt in jeglicher Zeit, mit ſmaragdenem Grün. Und ſiehſt du nicht, Zweifler, wie ſich dennoch beide vereinen, die hohe Platane zu ſchmükken?"

„Du haſt mir heut neue Gefühle ins Herz, und neue Gedanken in die Seele gegoſſen, Suleicha!" antwortete der zärtliche Joſef. „Laſs uns dieſen feierlichen Tag durch ein neues Andenken heiligen! Wie ſich die Traube der Rebe um die Platane ringelt, ſo ringle ſich eine Lokke deines ſeidenen Haares um meinen Finger,

wie, der Efeu den Baum umſchlingt, umſchlinge ein Büſchlein meines Haares deine liebliche Hand!“

Suleicha gab ihm eine ſeidene Locke, und Joſef gab ihr ein Büſchlein des dunkeln Haars. „Dies ſei mein Talisman,“ rief Suleicha aus, „kräftiger als die Talismane, mit denen die Gewaltigen der Vorzeit die Steinmaſſen der Pyramiden aufthürmten!“ „Dies ſei mein Zauberring,“ rief Joſef, „mächtiger als Salomons Siegel, mit dem er die Geiſter beſchwor.“

Sie ſchlangen das Haar ſich gegenſeitig um den letzten Finger der Hand, und

so entstand der Haarring, oder das Andenken an den Spaziergang im Garten der Liebe.

Hammer.

XII.

Hialmars Abfahrt.

Eine Probe von der neuen Umarbeitung des nordischen Kämpferromans: Tirfing.*)

In feierlicher Ordnung ging der Zug längs den Ufern des inselreichen Mälersees hinab. In dem Hafen von Agnafit lagen

*) Die Fortsetzung dieses Kämpferromans erscheint in dem 7ten Bande von Bragur.

zwei erſchene Schiffe bereit. Die Kämpfer beſtiegen die Schiffe, hundert von ihnen das eine, und hundert das andre.

Jezt ſollte ſich auch Hialmar trennen. Sein Buſen hob ſich ſchwer. Lange ſtand er ſprachlos und unentſchloſſen, heftete bald ſeinen Blik auf den König, bald auf die Prinzeſſin; endlich trat er näher.

Dank Euch, Herr! (ſprach er gerührt zum König, und drükte ihm die Hand) Dank Euch für die Liebe und Ehre, die Ihr mir erwieſen. Wenn die Nornen es beſchloſſen haben, ſo komm' ich bald wieder.

Zweifelt nicht, mutiger Hialmar! (antwortete Ingwin) Ihr werdet ſiegreich ſein,

wie Ihr in allen Kämpfen gewesen seid; und ich werde die Sonne sehen, die zu Eurer Rükkehr scheint, und die Nacht erleben, die meine Tage mit Freuden krönen wird. Möge Odin Euch beglükken! Möge Thor Eure Kraft erhalten! alle Götter Euch gnädig sein! Lebt wol!

„Ja, mögen mir die Götter gnädig sein, daſs ich die Tochter Eures Herzens wiedersehe, daſs ich dich wiedersehe, meine schöne Ingburg, und den köstlichen Preis erhalte, um den ich mit Freuden mein Leben wage!"

Ach! (seufzte die Prinzessin) du wirst nicht wieder nach Upsal kehren! ich werde

dich nie, nie wiederſehen, als dort oben in jenen goldenen Paläſten, wo Gefiona ihrem Jungfraun die Wohnung bereitet hat, und die Walküren Euch an Odins Tafel den Becher reichen!

„Sei ruhig, meine Ingburg, (erwiederte Hialmar, und ſchloſs ſie feſt in ſeine Arme) ſei ruhig, und zage nicht! wir werden uns wiederſehn!“

Ja dort oben! entgegnete ſie abermals, und drükte ihn heftig an ihre Bruſt) — ich fühl', ich fühl' es, dieſe erſte Umarmung wird unſre letzte ſein. Daſs ich mit dir gehen, als eine Schildjungfrau dir zur Seite ſtreiten, und den trotzigen

Berſetker mit eigener Hand erlegen könnte, der es wagen will, ſich über den Leichnam meines Geliebten den Weg zu meiner Kammer zu bahnen! — „Ingburg oder Tod!“ ſchrie er, und ich, ich ſchwore dir, mein Hialmar, entweder dich, oder keinen mehr! — „Hier, mein Buſen„freund,“ (jetzt zog ſie einen goldenen Ring vom Finger) „nimm dieſes Kleinod, „ich bin auf ewig — nur deine Braut! „wem auch Uller den Sieg verleiht, „dir, oder dem Berſerker. Die ſchreck„lichſtehende Wara ſei meine Zeugin!— „Und nun, mein Bräutigam,“ (mit dieſen Worten umſchlang ſie ihn noch einmal) „geh hin, und kämpfe den Todes-

„kampf! Ich folge dir. Leb wol, mein „Hialmar! Leb ewig wol!“

Diese zärtliche Verzweiflung erschütterte Hialmars Seele. „Leb wol!“ sagte er noch mit erstikter Stimme, riss sich aus ihren Armen los, warf noch auf sie und den König einen stummen Blik, und stieg dan gedankenvoll in sein Schiff hinab. Oddur schlug mit dem Schwerd an den Bord; alle Ruder bewegten sich, und die Kiele liefen ins Meer.

Da der Tag so schön war, und die Sonne noch hoch stand: so wünschte der König den Abfahrenden nachzusehen.

Man lagerte sich also längs dem Strande hin. Ingwin mit seinem Gefolge, und Ingburg unter ihren Jungfraun.

Laßt uns einen Gesang anstimmen, für Schwestern! rief Gunna, Ingburgs liebste Gespielin.

Beginne du nur! antworteten die Andern.

Und Gunna erhob ihre liebliche Stimme, und sang:

Wie Pfeile entfliehen
Der Sehne des Bogens;
So fliehen die flüchtigen
Kiele dahin!
So fliehen dahin

Die rüſtigen Krieger
Über ſpiegelnde Flächen
Zum mutigen Kampf.

Auch die andern Jungfrauen ſtimmten nun ein, und Felſen und Wellen hallten die ſüſsen Stimmen wieder.

Fahrt wol, fahrt wol,
Ihr Heldenſöhne!
Ihr Streiter des Ruhms!
Erkämpft den Sieg!
Von Odin geehrt,
Von Freia belohnt
Kehrt wieder heim,
Ihr mutigen Kämpfer,
Ihr Streiter des Ruhms!

„Mein Hialmar wird nicht wiederkehren!“ seufzte Ingburg.

„Verzweifle nicht, meine Tochter!“ entgegnete ihr der König. „Dein Hialmar ist schön wie Balder, aber auch stark wie Tür, und sieghaft wie Odin selbst.“ Singt doch für Hialmarn, ihr Jungfraun! noch wird Euer Gesang sein Ohr erreichen.

Der König befiehlt, antworteten sie: und stimmten einen Wechselgesang an:

Erste Jungfrau.

Heil Hialmarn,
Dem Prinzen der Ehre!

Zweite.

Der Männer ſchönſtem!

Dritte.

Der Kämpfer ſtärkſtem!

Vierte.

Der Mutigen erſtem!

Alle.

Er fahre wol!

Erſte Jungfrau.

Beglükt ihn, ihr Götter!

Zweite.

Seid gnädig geſinnt!

Dritte.

Begünſtigt das Wetter!

Vierte.

Regieret den Wind!

Erſte Jungfrau.

Dem Donner gebieten
Das wirſt du, o Thor!

Zweite.

Dan ſchreitet im Frieden
Frei's Sonne hervor.

Dritte.

Dan ſchweigen die Stürme
Der Fluten gar bald!

Vierte.

Daſs Āger ſie thürme,
Wehrt Nǒrds Gewalt!

Alle.

Auf friedlichen Wellen
Lauft, Kiele! dahin!
Die Himmel erhellen,
Die Wolken entfliehn!

„Seht ihr nicht, Schweſtern, wie Hialmar noch auf dem Verdek des Schiffes uns ſeinen Dank zuwinkt?"

Wo? wo? liebe Gunna? Meine Augen erreichen ihn nicht mehr.

„Dort draußen, Prinzeſſin! bei den verhaßten Scheeren!"

Fahr wol! fahr wol,
Du Prinz der Ehre!

Der Männer ſchönſter!
Der Kämpfer ſtärkſter!
Der Mutigen erſter!
Fahr wol! Fahr wol!

„Ja! Leb wol! leb ewig wol, mein Hialmar! (rief Ingburg jetzt) und du — (mit dieſen Worten kehrte ſie ein paar ſeelenvolle Augen gen Himmel) und du, groſse Göttin, die du der Liebenden Gebete vernimmſt! hier flehe ich dich mit Thränen an, nimm dieſen Kummer aus meinem leidenden Herzen! tilge dieſe ſchrecklichen Ahnungen aus meiner Seele! Sei gnädig, ach! ſei gnädig einer armen Jungfrau! Laſs dir meine Liebe und

meine Opfer wolgefallen! Schenke Hialmarn seinem Vater, schenk' ihn dem meinigen, gib ihn dem Reiche, gib ihn deiner Jungfrau wieder, den grosen Hialmar! Ich flehe dich bei den Thränen an, die du selbst um den verlornen Liebling deines Herzens weintest. Sei gnädig, ach! sei gnädig, Niords herrliche Tochter! Frei's grose Schwester! Odins und aller Götter Geliebte! du Göttin der goldenen Thränen!"

Jezt waren die Schiffe aus aller Augen verschwunden. Der König stand auf mit seinem Gefolge, und schon ging der Zug, ernsthaft und feierlich, wie vor, wieder nach Upsal zurük.

„Niord müſſe Eurem Eidam günſtig ſein!" ſagten die Hofleute zum König. „Die gütige Freia wird dein Gebet er„hören!" ſprachen die Jungfrauen!

Gräter.

XIII.

Das Lied der Littauerin

Elzke Mantwillaite,

ihrem Buler auf ein ſeidnes Strumpfband gewirkt *). 1794.

Mein Trauter, ach! wie wird dir ſein,
Wenn von der Flur
Die gute Mantwillaite ſcheidet,
Und ſtumm ihr Jammer gleitet
Durch die Natur?

*) Die Littauerinnen verſtehen ſich nicht auf das Schreiben mit der Feder, aber deſto

Wie fein, wenn nun auf immer dir
Entflohen iſt,
Entflohen deine Mantwillaite,
Die dich voll Dank noch heute
So zärtlich küſst?

Wie fein, wenn unſre Inſterburg
Im Morgenlicht

---

beſſer auf das Einwirken der Buchſtaben. Ihren Geliebten pflegen ſie daher in Strumpfbändern u. dgl. ihre Empfindungen zu erkennen zu geben. Ein littauiſcher Edelmann hatte vor einigen Jahren die Güte, mir ein ſolches Strumpfband zu einem freundſchaftlichen Geſchenke zu machen. Die darauf gewirkten Worte ſind der Stoff des hier mitgetheilten Liedes. *Gr.*

Die ſchöne Sonne überſtrales,
Und ſie, ach! ſie bemalet
Dein Mädchen nicht?

Wie fein, wenn Nachts vom Himmel blinkt
Auf Flur und Hain
Der traute Stern verſchwieg'ner Liebe,
Und Elzke, deine Liebe,
Iſt nicht mehr dein?

Ach, fiel, o Trauter! dan dir ein,
Was dir geglükt?
Nur ich und du, wir beide wiſſen,
Was geſtern unter Küſſen
Du abgepflükt?

Ich sei ein Röschen, sagtest du!
Ich weiss es nicht;
Will auch, o Trauter, dich nicht lästern,
Dass eine Rose mir seit gestern
Zu Boden liegt.

Gräter.

XIV.

Eidyllien.

1.

An Aurora.

Sanfte Göttin, Musenfreundin,
Mit der ew'gen Rosenwange!
Die du ungesehn am Himmel
Ungewolkten niederwallest,
Dich nur deinen Dichterfreunden
Liebeblinkend, Gaben spendend,
Und des Landmanns frommem Auge

Früh in deiner Schönheit zeigest:
Sieh' mich auf bethauten Pfaden
Den geweihten Hainen wandelnd
Heil'ge Feier still begehen,
Mit den Nachtigallenchören,
Nimm der Liebe frommes Opfer
Hier am Feisaltar gestreuet,
Sei mir mit den Musen günstig.

Rückert.

2.

Pium desiderium.

Du, der trostverlassnen Liebe
Heil'ge Gnadenbild, Madonna!
Der, ein guter Katholike,
Ich Altärchen allenthalben

Opfernd und verehrend baue:
Dort im Duft des stillen Hains,
Auf der Berge Wolkenkühlen,
In des Waldes heil'gem Schatten,
Unter jedes nahen Baumes
Heimlichen, vertrauten Zweigen —
Heil'ge! Thu' ein Wunder. Heile
Dieses Herzens tiefe Leiden!

Rückert.

3.

Amor, der Maler.

Nach dem Italiänischen.

O Mädchen! einst belauscht' ich
Den kleinen Knaben Amor.

Mit losgebundner Binde.
Er saß vor einer Staffel,
Und malete mit Eifer.
Als ich dem neuen Maler
Still nahe kam, wie staunt' ich,
Da war ein Pfeil der Pinsel,
Mein Herz das Tuch, es malte
Der Loße drauf dein Bildnis.

Gerning.

XV.

Geſang

der Seelenwandler, als ſie unter Dia's Führung in die Schlacht zogen.

(Dia-Na-Soro. Fünfter Theil, Ende).

Das Volk von Irat hatte ſeinen Tirannen entſezt, gefangen, und ſich die Freiheit gegeben. Aber unfähig ſie zu genieſſen, beharte ein groſſer Theil in ſeine Ketten zurük, ſobald der König, ſeiner Haft entflohn, eine neue Partei geſammelt hatte. In einer Nacht wurde die Hauptſtadt überfallen, die Republikaner geſchlagen, und ihr edler Anführer, Tibar, blieb. Sein Bruder, Terglud, ſam-

meite den Fluß, und zog sich mit zwölftausend in die der Freiheit treugebliebene Provinz Urkuda zurück. Der König verfolgte sie. Sie kamen in ein enges Felsenthal, wodurch ein breiter Strom sich ergoß. Die Feinde hatten die Höhen besetzt, jeden Weg zur Rettung abgeschnitten. Da entschloß sich Tergunds zweiter Bruder, Dia, mit sechshundert edlen Streitern in der Nacht das königliche Heer auf den Bergen anzugreifen, und so lange aufzuhalten, bis sich die übrigen auf erbauten Flossen durch den Strom gerettet hatten. Dia griff an, und siegte bis zum Morgen. Der Tag ward sein Verräter, und er fiel. Aber das Heer war gerettet).

Erster Chor.

Die Sonne sinkt den Felsenwald hinab,
Im Abendglanze wallen wir dahin.

Dumpf rauſcht der Strom, ſein Grab im Ozean.
Uns wird der Tod, der Tod fürs Vaterland.

Zweites Chor.

Schon wogſt du auf des Stromes Fluten her,
Drohſt von der Klippe Zahnanhang herab.
Du biſts. Die ganze, herrliche Natur
Iſt nicht ſo ſchön, wie du, des Edlen Tod!

Erſtes Chor.

Die Freiheit weihte uns zu ihrem Dienſt,
Dem Jüngling ſchwillt das Herz empor, er hält

Die heiſse Bruſt am Hauch des Abendwinds,
Dann geht er hin, und ſtirbt — ein Held.

Zweites Chor.

Die ſchwarze Wolke zieht den Fels entlang.
Im leichenvollen Irat flieg ſie auf.
Schon ſchwingt das Adlerheer die Fittige.
Wir ruhen heute in Allvaters Schoos.

Dia.

O Freiheit!
Sechshundert deiner Söhne gehn zum Tod.
Zwölftauſend retten ſich,
Es iſt der Ruf des Vaterlands.

Chor.

Wanderer ſag's in Urkunda: Wir ſind
im Streite gefallen,
Treu dem heiligen Bund.

Eine Stimme.

Dort ſtehen ſie, für die ihr einſt ge-
kämpft,
Der Freiheit unwert, ein entartet Volk.
Was ſchaut ihr hin, was meſſet ihr die
Zahl?
Es waren Männer, jetzt Barbarenbrut.

Zwei Stimmen.

Ihre Namen nenne nie das Vaterland,
Und weihe ſie ſchweigend der Vergeſ-
ſenheit.

Erste Stimme.

Und sind sie's nicht auch, für die einst blühte
der heiligen Freiheit Kranz?
Aber — das ist ein Gedanke voll Nacht!
Sie ertrugen nicht des ernsten Gesetzes
Herrschaft,
Und sanken aufs neu vor des Einzelnen
Wink.

Zwei Stimmen.

Verachtung dem, der Freiheit nicht erträgt.
Die feige Horde fürchtet Männer nicht.

Eine Stimme.

Ihr habt doch genug des Mahls, und
Freuden des Weins?

Stärkt euch zum letzten fröhlichen Gang —
Unser nächstes Mahl in jener Welt.

Die andere.

Ihr habt doch blinkende Lanzen, Jünglinge!
Und des Eichenschmucks um den glänzenden Helm?
Im Festgewande gehts hinan.

Die erste.

Und fallen wir, dann häuft den Hügel auf,
Und streut der Eiche hohen Saamen aus.

Die andere.

Dann kömmt der Fremdling wol in öder Nacht:
„Wer sind, die schlafen in dem engen Haus?“

Zwei Stimmen.

Sie, welche fielen für das Vaterland.
Zu Hause harrt der Vater sein,
Die Mutter, und das Mädchen seiner Liebe.
Der Ruhende kehrt nimmer.

Chor.

Die Gröſse seines Falles ist ihr Troſt.

Ein andres.

Er lebt in des kommenden Enkels Lied.

Die.

Dort tritt der Mond hervor. Willkommen!
Du, der du leuchtest auf der Ehre Bahn.

Wir sind am Ziel, — hinan den Fels,
Sieg gelt' es, oder Tod.

Chor.

Hinan! Hinan! Fleuch Söldnerschwarm!
Wir lächeln, Tod! dir zu.

S.

XVI.

Der Kranz.

1.

Ajas Stein.

Wälze mich nicht in dem Felde herum, o Wanderer, Ajas
Stein bin ich, und er warf Hektorn mich einſt an die Bruſt.
Schwarz und ekkig bin ich. Frag nur den alten Homeros,
Wie aus dem Schlachtfeld einſt Priamos Sohn ich gejagt.

Jezt vermögen mich kaum die gegenwär-
tigen Menſchen
Wegzuwälzen von hier; Schande der
ſchwächeren Zeit!
Daſs doch einer mit Staub mich bedekkete!
wahrlich, es ſchämt mich,
Hier zu liegen im Feld, ſchlechteren
Menſchen ein Spiel.

K.

II.

Die Bakchantin.

Haltet doch auf die Bakchantin, daſs nicht,
obſchon ſie von Stein iſt,
Sie entſpringet der Schwell', und aus
dem Tempel entfleucht.

K.

5.

Der dreifach Verliebte.

Drei Charitinnen lieb' ich, und drei jungfräuliche Horen,
Dreifach Verlangen iſt es, das mich in Liebe verzehrt.
Denn es hat Amor auf mich den Bogen geſpannet, als hätt' ich
Nicht ein einziges Herz, drei zu verwunden in mir.

K.

4.

Hermes und Herkules.

Freundlich, ihr Hirten, iſt Hermes, denn eichengeſammelter Honig
Iſt ihm Gabe genug, und die geopferte Milch.
Aber Herkules nicht; ein fettes Lamm, einen Widder
Fodert er, niemals begnügt, wenn ihm geſchlachtet nicht wird.
Dafür wehrt er den Wölfen. Was hilft es, wenn das beſchützte
Sterben muſs, ob der Wolf, oder der Gott es verzehrt.

K.

4.

An Amor.

Amor! klagte mein Herz, der eiferſüchtige Zorn reiſst
Dein ſo ſüſses Geſchoſs tief aus dem Innerſten mir.
Läſs es entfliehn, ſo ſprach der bogengewaltige Knabe,
Denn ich mangle der Kraft anderer Pfeile noch nicht.

G.

6.

Der Weinſtok zum Bok.

Nage du nur an mir, ich trage des Weins
zur Genüge,
Dir zu begieſsen die Stirn, wenn du
geopfert nun wirſt.

K

7.

Die erdroſſelte Maus.

Eine des Mäusegeſchlechts, nach jedem
Mahle begierig,
Die, vor der Falle nicht ſcheu, ſelber
den Tod noch beſtahl.

Nagte die Sait' entzwei an Föbos Leier, doch plözlich
Schlang ſich ihr die um den Hals, und ſie erdroſſelte ſich.
Was bewundern wir noch Apollons treffenden Bogen,
Der mit der Zitter ſogar nimmer die Feinde verſchont.

H.

8.

Sprache der Liebe.

Glühet der Lieb' allmächtiges Feu'r dir im innerſten Herzen,
Spricht ein irdiſches Wort nicht die Unendlichkeit aus.

Wahre ſie dir im Herzen, denn nur im Herzen iſt Liebe,
Bringſt du der Lippe ſie nah, haſt du die Göttin entweiht.

H. L.

9.

T r o ſt.

Immer umſchwebe den Freund, o Bild entflohener Freuden,
Und es umſchwebe mein Haupt ſpät der Erinnerung Kranz.
Wie dir die Jugend entfleucht, ſinkt ſtill auch die Blume der Liebe
Vorwärts dem alternden Blik, rükwärts erglänzt noch ihr Bild.

Alſo dein Bild, o Sonn'! es ſchwebt noch lächelnd im Weſten,
Wenn den Wandrer im Thal grauliches Dunkel umfängt.

R.

10.

Das Vergiſsmeinnicht.

Blümchen! du blühest mir hold in Lina's ſchmachtendem Auge,
Und ihr roſiger Mund duftet dein liebliches Woſs.

G.

11.

Die Bakchantin.

Noch nicht ſcheint die Bakchantin geſchikt die Zimbel zu ſchlagen,
Darum ſteht ſo verſchamt hier ihr gehauenes Bild.
Aber ſie winkt, und es dünkt, als wolle ſie ſagen: o geht nur,
Geht nur hinweg, und ſogleich ſchlag' ich, wenn niemand mich ſieht.

H.

12.

Nach Platon:

Küpris drohte den Muſen: ihr Mädchen, ſcheut Afroditen,
Die mit Köcher und Pfeil Eros gewaltig euch ſchikt!
Afroditen entgegneten jen': o ſpare der Scherze
Göttin! denn nicht ſo leicht flieget dein Knäbchen zu uns.

K.

13.

Nach Tibull.

Süß umfängt mich der Schlaf im ſtillen Regengeträufel,
Und von Winden verfolgt fallen die Träume mich dan.
Aber ſüßer iſt noch, wenn ſanft umſchlungen vom Liebchen
Mir im Küſſegetäuſch jenes Geflüſtel verhallt:
Heiter lachen mir dan die trüben Hiſtaden, denn unſer
Lebenshimmel iſt hell in der ſolcheriſchen Luft.
Da verkürzen ſich mir die langzuſammenmerden Stunden,

Und die Liebe verlängt ihre Minuten zugleich.
Da erscheint mir der Tag, wie ein sanft umschleierter Morgen,
Bis im rosigen Stral sinket die Sonne hinab.

C.

14.

Acht es verwelkt die schöne Gestalt des Frühlings, verfolgend
Ohne Leben und Glanz kalt in das herbstliche Grab.
Ängstlich eil' ich im Hain umher mit klagendem Herzen,

Finde die Blumen gewelkt, welche mir
sonst hier geblüht.
Sehe die Blätter entfallen dem traurigen
Baume, der freundlich
Mir in der Einsamkeit lieblichen Schat-
ten gegönnt.
Sehe alle die schönen lebendigen Zeichen
des Glükkes,
Das mir die Freundschaft gab, sterben
dem Auge dahin.
Nichts bleibt übrig! ach, jegliche Lust
des Haines verschwindet,
Nur du, Hoffnung! allein lebst mir,
und grünest hier fort.

B.

45.

An Porfiria,

mit der Blume des Abſchieds.

Wenig ſind erſt der Stunden im Lenz.
Die wenigen Kinder
Weiht ein freundliches Herz liebend
des Scheidenden nach.
Nimm die ſeltneren nur, Porfiria! Darf
ich ihm zürnen,
Wenn uns die Blume verläßt, wenn
uns die Grazie flieht?
Ach! die ſpätere Blüte, die liebliche, ruft
den Getrennten
Nur die Erinnerung zu, daß uns die
ſchönſte geſtohn.

S.

XVII.

Der Tod Oskars.

Aus dem erſten Geſang von Oſſians Temora.

Kairbar ſtand auf in ſeinen Waffen. Dunkel zog ihm die Stirn empor. Die Harfen ſchwiegen mit eins. Der Klang der Schilde ward gehört. Weit entfernt auf der Haid' erhub Olla den Leidgeſang. Oskar kannte des Todes Zeichen, er riſs ſich auf, und griff den Speer.

Oskar! sprach der dunkelrote Kairbar, ich schaue den Speer von Innisfal. Der Speer Temora's blinkt in deiner Hand, Sohn des waldigen Morven! Er war der Stolz von hundert Herrschern, der Helden Tod in der Vorzeit. Lass ihn, Sohn Ossians, lass ihn dem Wagenlenker Kairbar.

„Soll ich lassen die Gabe von Erins gekröntem König? Des lockenprangenden Kormahs Gabe, als Oskar seine Feinde zerschlug. Ich kam zu Kormahs Freudenhallen, als Swaran floh vor Fingal. Wonne flog empor in des Jünglings Antlitz, er gab Temoras Speer. Und nicht dem Feigen gab er ihn, o Kairbar, dem

Geiſtesſchwachen nicht. Mir iſt dein finſterer Blik kein Sturm, noch Todesflamme dein Aug'. Zittr' ich dem klingenden Schild? Beb' ich vor Ollas Geſang? Nein, Kairbar! ſchrekke den Schwachen, Oskar iſt ein Fels."

Und willt du nicht laſſen den Speer, begann der ſchwellende Stolz Kairbars, iſt dein Wort ſo mächtig, weil Fingal nahe? Fingal mit grauen Lokken, von Morvens hundert Hainen. Er hat gekämpft mit niedern Männern. Aber er muſs vergehn vor Kairbar, wie die dünne Nebelſäule vor den Winden von Atha.

„Stünd' er, der focht mit niedern Männern, vor Athas dunklem Fürſten, Athas

dunkler Fürſt würde das grüne Erin hingeben ſeiner Wut. Sprich von dem Mächtigen nicht, o Kairbar, doch wende dein Schwerd auf mich. Unſre Kraft iſt gleich, doch Fingals Ruhm iſt groſs, des erſten der Sterblichen."

Ihr Volk ſchaute auf die dunkeln Herrſcher. Ihr ſtampfender Tritt erſchallt ringsum. Ihr Auge rollt in Flammen. Tauſend Schwerder ſind halb blos. Olla mit den roten Lokken hub den Schlachtgeſang. Oskars Seele ſchwoll in zitternder Luſt, der Seele gewohnter Luſt, wenn Fingals Horn erklang.

Schwarz wie des Ozeans Wogenſchwall vor des Sturms Beginn, wenn er ſein

Haupt am Gestad aufkrümmt, drang an der Feind Kairbars. — Tochter Toskars! warum die Thräne? Noch ist er nicht gefallen. Viel waren der Tode seines Arms, ehe mein Held hinsank. — Schau, wie sie fallen vor meinem Sohn, wie Gebüsch der Wüste, wenn ein zürnender Geist herrauscht durch die Nacht, und ihr grünendes Haupt mit mächtiger Hand erfasst! Morlach fällt, Maronnan stirbt, Komchar sinkt im Blut. Kairbar weicht vor Oskars Schwerd, und duckt im Dunkeln hinter einen Stein. Er hob den Speer in Geheim, und durchstach meines Oskars Seite. Der sinkt vorwärts auf den Schild, sein Knie stützt den Helden. Doch

ſtets den Speer in der Hand. — Schau, der kühne Kairbar fällt! Der Stahl durchdringt ihm den Vorkopf, theilt im Nachen ſein rotes Haar. Er ſtürzt, wie der ſyliſtornde Fels, den Kromla ſchleudert vom buſchigen Abhang. Doch nimmer ſoll Oskar erſtehn! Er lehnt am banchigen Schild. Sein Speer ihm in der ſchwachen Hand. Erins Söhne ſtehen fern und ſtaunen. Ihr Geſchrei ſchallt auf, wie Stromesbrauſen. Moilena hallt umher.

Fingal hört ſie ſchreien, und greift der Väter Speer. Sein Schritt vor uns her auf der Haide. Er ſpricht das Trauerwort: „Ich höre Kriegerlärm. Jung Oskar iſt

allein. Auf, Söhne Morvens! vereint euch mit des Helden Schwerd.“

Ossian rauschte die Haid' entlang. Tilkan sprang über Moilena. Fingal schreitet in seiner Kraft. Sein Schild leuchtet furchtbar umher. Erins Söhne schaun es weit in der Ferne; sie erzittern im Innersten. Sie wusten den Zorn des Königs entflammt, und sahn ihren Tod voraus. Wir kamen zuerst, wir fochten, und Erins Häupter standen unsrer Wut. Doch als der König kam im Klange seines Laufs, welch Stahlherz konnte bestehn? Erin flieht über Moilena, Tod verfolgt ihr Fliehn.

Auf ſeinem Schilde fahn wir Oskar, wir ſahn ſein Blut umher. Schweigen dunkelte jedes Antlitz. Jeder wandte den Blik, und weinte. Der König zwang ſich, die Thränen zu [illegible]. Im Winde flattert ſein grauer Bart. Er beugt ſich über den Sohn. Seine Worte vermiſcht mit Seufzer.

„Und biſt du gefallen, Oskar! in der Mitte deines Laufs? Des Greiſen Herz ſchlägt über dir. Er ſchaut deine künftigen Kriege, die Kriege, die kommen ſollten, ſchaut er, aber ſie ſind geriſſen von deinem Ruhm. Wan wird Freude hauſen in Selma? Wan der Schmerz weichen von

Morven? Meine Söhne fallen stufenweis, Fingal wird der lezte seines Stamms. Mein empfangener Ruhm wird vergehn; mein Alter sein ohne Freund. Dan sit' ich, eine graue Wolk' in meiner Halle, dan hör' ich nicht mehr die Rükkehr eines Sohns, mitten in seiner Waffen Geräusch. Weint, ihr Helden von Morven, nimmer ersteht Oskar!"

Und sie weinten, o Fingal! Der Held war theuer ihren Herzen. Er zog aus zur Schlacht, der Feind verging, er kehrte ruhig in ihrer Freuden Mitte. Kein Vater klagte den früh gefallenen Sohn, kein Bruder den Bruder der Liebe. Sie fielen

thränenlos, denn der Fürst des Volks war Staub. Bran liegt heulend zu seinen Füssen, der düstre Luath trauert, oft hatt' er sie geführt auf die Jagd, zum springenden Reh der Wüste.„

Als Oskar sah die Freund' umher, schwoll auf sein Herz in Seufzer. „Der alten Fürsten Jammerton, das Heulen meiner Doggen, der schnelle Ausbruch des Weibgesangs hat Oskars Herz erweicht, mein Herz, das niemals schmolz zuvor, es glich dem Stahle meines Schwerds. Ossian! führe mich zu meinen Hügeln, hebe die Steine meines Ruhms. Leg das Geweih des Wilds und mein Schwerd in

mein enges Haus. Einſt wird der Strom die Erd' aufwühlen, der Jäger finden den Stahl, und ſprechen: das war Oskars Schwerd."

Und fällſt du, Sohn meines Ruhms! Und werd' ich nie dich erſehn, Oskar? Wenn andre hören von ihren Söhnen, werd' ich nicht hören von dir. Moos ſitzt auf deinem grauen Stein, der klagende Wind fährt drüber. Die Schlacht wird gekämpft ohn' ihn, er wird nicht jagen das braune Reh. Wenn der Krieger kehrt von der Schlacht, und erzählt vom fremden Landen: „Ich habe geſehn ein Grab, ſo ſpricht er, erhöht am brüllenden Strom,

die dunkle Wohnung eines Fürsten. Er fiel vor dem wageulenkenden Oskar, dem ersten der Sterblichen." Dan hör' ich vielleicht seine Stimme, und ein Stral der Freud' erglänzt in meiner Brust.

Jezt wäre die Nacht niedergestiegen in Leid, der Morgen gekehrt im Dunkel des Jammers, unsre Fürsten wären gestanden, wie der kalte, thauende Fels auf Moilena, vergessend des Kriegs. Aber der König zerstreute seinen Schmerz, und erhub die mächtige Stimme. Die Fürsten neu erwekt vom Traum, erheben das Haupt umher.

„Wie lang' auf Moilena sollen wir weinen, verströmen die Thrän' in Ul-

hin? Der Mächtige kehrt nimmer, Oskar wird nicht erstehn in seiner Kraft. Der Tapfere mufs einst fallen, und ist nicht mehr gekannt auf seinem Hügel. — Wo sind unsre Väter, o Krieger! die Fürsten der Tage der Vorzeit? Sie sind untergegangen, wie Sterne, die geglänzt haben; wir hören nur den Schall ihres Lobs. Aber sie waren berühmt zu ihrer Zeit, die Schrekken der Vorwelt. So werden auch wir hingehn, o Krieger! in den Tag unsres Falls. Dan lafst uns gefeiert sein, wenn wir es vermögen, und hinterlassen unsern Ruhm, wie der letzte Sonnenstral, wenn sie birgt ihr rotes Haupt in Westen."

„Ullin, mein grauer Barde! nimm das Schiff des Königs. Führ' Oskarn hin zu Selmas Harfen. Laſs die Töchter Morvens weinen. Wir fechten in Erin für das Geſchlecht des gefallenen Kormak. Die Tage meiner Jahre beginnen zu ſinken. Ich fühle, mein Arm iſt ſchwach. Meine Väter ſtrekken ſich aus von ihren Wolken, zu empfangen den grauen Sohn. Doch eh ich heimgeh, ſoll ein Stral der Ruhms ſich heben. So ſollen meine Tage enden, wie meine Jahre begannen, in Ruhm, mein Leben ſein ein Strom des Lichts den Barden künftiger Zeit."

Ullin hob die weiſsen Segel, der Südwind kam heran. Er flog auf den Wogen

gen Selma. — Ich blieb zurük, in meinem Schmerz, doch mein Wort ward nicht gehört. — Das Fest ist verbreitet auf Moilena: hundert Helden erhöhen das Grab Kairbars; aber kein Gesang stieg über dem Fürsten empor, seine Seele war finster und blutig. Die Barden gedachten Kormaks Fall, was konnten sie sagen zum Lobe Kairbars?

S.

Verbeſſerungen

im erſten Stück.

Fünfte Elegie, S. 132. v. 5. muſs es heiſsen: —
Blieb kein Fuſstritt mehr —

— V. 10. — Süſs von ambroſiſchem —

— V. 13. — Wan ſie einhertritt, ſchwebt, und
es rauſcht —

— V. 23. — Und vor der hohen Geſtalt —

— V. 25. — jeder von Durſt —

Vom 5ten bis zum 9ten Vers incl. iſt nur
ein Punkt anzubringen.

Inhalt.

Dem neuen Jahrhundert, von *Knebel.*

I. Blumen, von *Herder* - - - - S. 1

II. Fragmente aus den heiligen Schriften der Indier, von *F. Majer* - - - 27

III. Der Schuldner, von *Lückemüller* - 57

IV. Madagaskarische Lieder, v. *Knebel* - 79

V. Der neue Protagoras, v. *Sonnenfels* - 89

VI. Proben aus Georg Franks nachgelassenen Briefen und Papieren, v. *M****. - 94

VII. Die Gaben der Musen. Sonnet, v. *Meisterschmid* - - - - - - - 161

VIII. An Ludwig Tieck. Sonnet, v. *F. Schlegel* - - - - - - - - 163

IX. Nachtmusik, an Olimpia. Aus *Siegmund von Seckendorfs Nachlasse.* - 165

Herzogliche [illegible] Bibliothek

X. Die vier Weltalter der Indier, von *F. Majer* . . . . . S. 165
XI. Der Haarring, aus dem Perſiſchen, v. *Hammer* 200
XII. Hialmars Abfahrt, v. *Gräter* . . 216
XIII. Das Lied der Litauerin Elske Mantwillite, v. *Gräter* 231
XIV. Eidyllien, von *Rückert* u. *Gerhing* . . 235
XV. Geſang der Seehshundert, als ſie unter Dias Anführung in die Schlacht zogen, von *S.* 259
XVI. Der Kranz, v. *Knebel*, *Gerning*, *Rückert*, *H. L.* u. *S.* 243
XVII. Der Tod Oskars, v. *S.* . . . 263

Alles mit S. bezeichnete gehört dem Herausgeber.

Kleine

Schriften,

gröſstentheils

von Weimariſchen Gelehrten,

aus dem erſten Jahre

des Neunzehnten Jahrhunderts.

Erſtes Bändchen,

verfaſst

von *Fr. Brun* geb. Münter, von *Einſiedel*, von *Göthe*, von *Knebel*, *Fr. Majer*, Jean Paul Friedr. *Richter*, Siegm. von *Seckendorf*, F. K. L. von *Seckendorf*, und einigen Ungenannten.

Weimar 1801.

gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke.

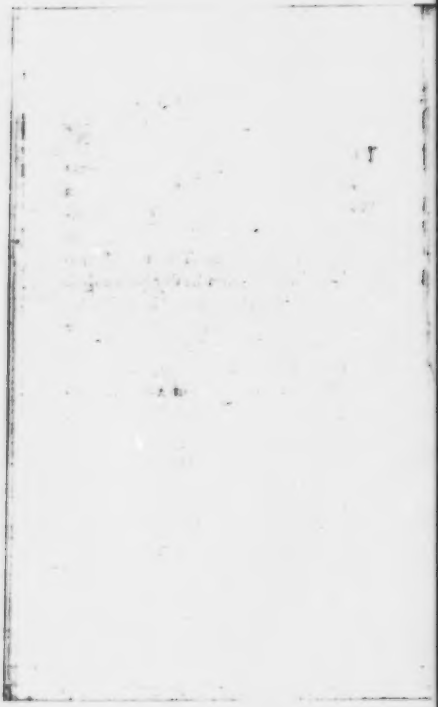
K. Bibl.
Acid.
Land.

München

Nachricht.

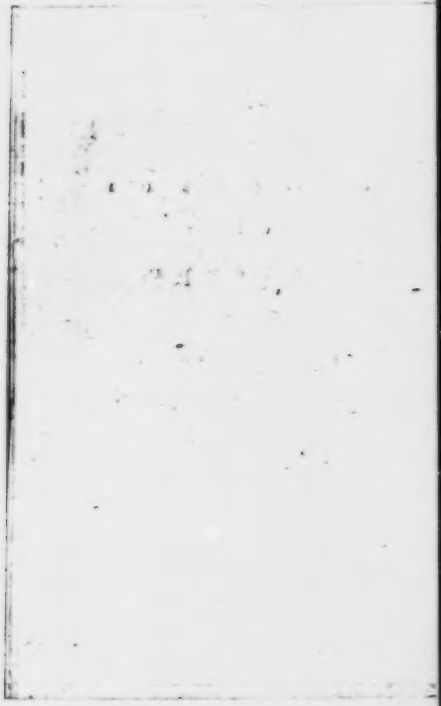
Durch die Verſetzung des Redacteurs des vierteljährigen Taſchenbuchs von Weimar, hat ſelbiges mit zwei Bändchen geſchloſſen werden müſſen. Da nun dieſen unter dem Titel: *Taſchenbuch*, kein Plätzchen in der Bibliothek eines gebildeten Leſers und Leſerin eingeräumt werden möchte, welches die Arbeiten der verdienſtvollen Mitarbeiter doch verdienen ſollen, ſo haben wir dieſelben unter dem vorgeſetzten Titel noch einmal ausgegeben, und im Preiſe gemindert. Wir hoffen, ſo mehreren nicht allein eine wohlfeile, ſondern auch eine des Aufbewahrens würdige Lectüre in die Hände zu liefern, und glauben wegen des veränderten Titels entſchuldigt zu ſeyn.

Die Verleger.



Paläofron
und
Neoterpe.

Ein Festspiel
zur Feier des 24. Oktobers 1800.
von Göthe.



Der *Herzogin Amalia von Sachſen Weimar* widmete dieſes kleine Stück der Verfaſſer mit dankbarer Verehrung. Er hatte dabei die Abſicht, an alte bildende Kunſt zu erinnern und gleichſam ein bewegliches, belebtes, plaſtiſches Werk den Zuſchauern vor Augen zu ſtellen.

Durch gegenwärtigen Abdruck kann man dem Publikum freilich nur einen Theil des Ganzen vorlegen, indem die Wirkung der vollſtändigen Darſtellung auf die Geſinnungen und die Empfänglichkeit gebildeter Zuſchauer, auf die

Empfindung und die perſönlichen Vorzüge der ſpielenden Perſonen, auf gefühlte Rezitazion, auf Kleidung, Masken und mehre Umſtände berechnet war.

Um jedoch wenigſtens die Einbildungskraft des Leſers einigermaſsen zu beſtimmen, wird eine bedeutende Situazion, worin beide Hauptfiguren, nebſt denen ſie begleitenden vier Masken, zuſammen erſcheinen, nächſtens, in Kupfer geſtochen und illuminirt, wahrſcheinlich durch den Weg der *Zeitung für elegante Welt*, welche von Voſs und Komp. in Leipzig angekündigt iſt, verbreitet werden.

Eine Vorhalle, an der Seite ein Altar, um denſelben ein Aſil, durch eine niedrige Mauer bezeichnet, auſſerhalb, an dem Fortſaze der Mauer, ein ſteinerner Seſſel.

Neoterpe,

(mit zwei Kindern in Karaktermasken.)

Zum frohen Feſte ſind' ich ſeine Leute hier
Verſammelt, und ich dränge mich beherzt herein,
Ob ſie mir und den meinen guten Schuz vielleicht
Gewähren möchten, deſſen ich ſo ſehr bedarf.

Zwar wenn ich komme, Gaſtgerechtigkeit zu ſehn,
Könnte man auch fordern, daſs ich ſagte, wer ich ſei.
Doch dieſes iſt viel ſchwerer, als man etwa denken mag.
Zu leben weiſs ich, mich zu kennen, weiſs ich nicht;
Doch was ſo manche Leute von mir ſagen, weiſs ich wol.
Die einen haben mich die neue Zeit genannt,
Auch manchmal heiſs ich ihnen Genius der Zeit,
Genug! ich bin das Neue eben überall.
Willkommen ſtets und unwillkommen wandl' ich fort,

Und wär ich nicht, so wäre nichts auch überall.
Und ob ich gleich so nötig als erfreulich bin;
So wandelt doch ein Alter immer hinter mir,
Der mich vernichten würde, wenn es ihm einmal,
Mit seinem langsam, langbedächtgen Schritt
Mich zu erreichen glückte; doch so bezt er mich
Von einem Ort zum andern, daſs ich nicht so froh,
Mit meinen artigen Gespielen mich, der Luft
Des heitern Lebens hingegeben, freuen darf.

Nun hab ich mich hierher gerettet, wo mit Recht
Man ſich des ſchönſten Tags zu freun verſammelt iſt,
Und denke Schuz zu finden vor dem wilden Mann
Und Recht, ob gleich er ſtärker iſt als ich.
Drum werf' ich bittend mich an dem Altar
Der Götter dieſes Hauſes flehend hin.
Kniet nieder gleichfalls, allerliebſte Kinder ihr,
Die ihr, zu mir geſellt, ein gleich Geſchick,
Wie ich es hoffe, hier getroſt erwarten dürft.

Paläofron,

(auf zwei Alte in Karaktermasken gelehnt, im Hereintreten zu seinen Begleitern.)

Ihr habet klug die Flüchtige mir ausgespürt,
Und nicht vergebens wenden wir den Fuſs hierher;
Denn ſeht! ſie hat ſich flehend an den Ort gewandt,
Berühret den Altar, der uns verehrlich iſt.
Doch wenn er gleich ſie ſchützt und ihre leidge Brut;
So wollen wir ſie doch belagern, daſs ſie ſich
Von ihrem Schutzort nicht entfernen darf, wofern
Sie nicht in unſre Hände ſich zu geben willig iſt.

Drum führet mich zum Seſſel, daſs ich mich
Ihr gegenüber ſetzen und bedenken kann,
Wie fern ich mit Gewalt, wo nicht mit gutem Wort,
Zu ihrer Schuldigkeit zu bringen ſie vermag.
(er ſetzt ſich und ſpricht zu den Zuſchauern)
Und ihr, die ihr vielleicht in euren Schuz ſie nehmt,
Dieweil ſie lieblich anſieht und bethulich iſt,
Und einem jeden gern nach ſeiner eignen Art erſcheint,
Erfahret, welch ein Recht ſie zu verfolgen mir gebührt.
Ich will nicht ſagen, daſs ſie meine Tochter ſei;

Doch hab' ich, als ein Oheim, immer Vaterrecht auf sie,
Und kann behaupten, dafs aus meinem Blute sie
Entsprossen, mir vor allen andern angehört.
Im allgemeinen nennt man mich die alte Zeit,
Und wer besonders wol mir will, der nennt mich auch
Die goldne Zeit, und jeder will in seiner Jugend mich
Als Freund besessen haben, da ich jung, wie er,
Und rüstig, unvergleichlich soll gewesen sein.
Auch hör' ich überall, wohin ich horchend nur

Die Ohren wende, mein entzükkend
groſses Lob.
Und dennoch kehret jedermann den Rük-
ken mir
Und richtet emſig ſein Geſicht der neuen
zu,
Der jungen da, die, ſchmeichelnd, jegli-
chen verdirbt,
Mit thörichtem Gefolge durch das Volk
ſich drängt.
Drum hab ich ſie, mit dieſen wakkeren
Geſellen hier,
Verfolgt und in die Enge ſie zulezt ge-
bracht.
Ihr ſeht es hoffentlich zufrieden an,
Daſs ich ein Ende mache ſolchem Tre-
velgang.

Sie.

Holde Gottheit dieſes Hauſes,
Der die Bürger, der die Fremden,
Auf dem reinlichen Altare,
Manche Dankesgabe bringen,
Haſt du jemals den Vertriebnen
Aufgenommen, dem Verirrten
Aufgeholfen, und der Jugend
Süſses Jubelfeſt begünſtigt;
Ward an dieſer heilgen Schwelle
Mancher Hungrige geſpeiſet,
Mancher Durſtige getränket,
Und erquickt durch Mild' und Güte,
Mehr als durch die beſten Gaben;
O! ſo hör' auch unſer Flehen!
Sieh der zarten Kleinen Jammer!
Steh uns gegen unſre Feinde,
Gegen dieſen Wütrich bei.

Ef.

Wenn ihr freventlich ſo lange,
Guter Ordnung euch entzogen,
Zwecklos hin und her geſchwärmet,
Und zuletzt euch Sorg' und Mangel
An die kalten Steine treiben:
Denkt ihr, werden gleich die Götter
Eurentwillen ſich hernieder
Aus der hohen Ruhe regen!
Nein, mein gutes, ſüſses Püppchen!
Samle nach dem eignen Herzen
Die zerſtreuten Blikke nieder,
Und wenn du dich unvermögend
Fühleſt, deiner Not zu raten;
Wende ſeitwärts, wende hieher,
Nach dem alten, immer ſtrengen,
Aber immer guten Oheim,
Deine Seufzer, deine Bitten,
Und erwarte Troſt und Glück.

Sie.

Wenn dieſer Mann, den ich zum erſtenmal ſo nah
Ins Auge faſſe, nicht die allerhäſslichſten
Begleiter hätte, die ſo grämlich um ihn ſtehn,
So könnt' er mir gefallen, da er freundlich ſpricht,
Und edel ausſieht, daſs man eines Göttlichen
Erfreulich ſchöne Gegenwart empfinden muſs.
Ich dächt', ich wendete mich um und ſprächʼ ihn an!

Er.

Wenn dieſes Mädchen, das ich nur von ferne ſonſt
Und auf der Flucht geſehen, nicht die läppiſche

Geſellſchaft mit ſich ſchleppte, die verhaſst mir iſt;
So müſst ich wünſchen, immer an der Seite mir
Die liebliche Geſtalt zu ſehen, die, der Hebe gleich,
Der Jugend Becher aus den holden Augen gieſst.
Sie kehrt ſich um, und ſpricht ſie nicht, ſo iſts an mir.

Sie.

Wenn wir uns zu den Göttern wenden, iſt es wol
Kein Wunder, da uns auf der Erde ſolche Not
Bereitet iſt und ich des edlen Mannes Kraft,

Die mich beſchützen ſollte, mir als ärg-
ſten Feind
Und Widerſacher finde. Solches hoff' ich
nicht!
Denn da ich noch ein Kind war, hört'
ich ſtets:
Der Jugend Führer ſei das Alter; bei-
den ſei,
Nur wenn ſie als Verbundne wandeln,
Glück beſcheert.

Er.

Dergleichen Reden hören freilich gut
ſich an:
Doch hat es allerlei Bedenkliches damit,
Das ich jezt nicht berühren will. Doch
ſage mir!
Wer ſind die Kreaturen beide, die, an dich

So faſt geſchloſſen, durch die Straſsen ziehn?
Du ehrſt dich mit ſolcherlei Geſellſchaft nicht.

Sie.

Die guten Kinder! beide haben das Verdienſt,
Daſs ſie, ſo ſchnell, als ich, durch alles durchzugehn
Gewohnt, die Menge theilen, die ich finden mag.
Nicht eine Spur von Faulheit zeigt das junge Paar,
Und immer ſind ſie früher an dem Plaz, als ich.
Doch wenn du mich nach Eigenſchaft und Namen fragſt;

Gelbſchnabel heiſst man dieſen! heiter tritt er auf
Und hat nichts arges weiter in der argen Welt.
Doch dieſen heiſst man Naſeweis, der, ſlink und raſch,
Nach allen Gegenden das ſtumpfe Näschen kehrt.
Wie kannſt du ſolchen guten, zarten Kindern nur
Gehäſſig ſein? die ſeltne Lebenszierden ſind.
Doch, daſs ich das Vertraun erwiedre, ſage mir!
Wer ſind die Männer? die, nicht eben liebenswert,
An deiner Seite ſtehn, mit düſterm, wildem Blick.

Er.

Das Ernſte kommt euch eben wild und düſter vor,
Weil ihr, gewohnt an flache, leere Heiterkeit,
Des Augenblicks Bedeutung nicht empfinden könnt.
Dagegen fühlet dieſer Mann nur allzugut,
Daſs in der Welt nur wenig zur Befriedigung
Des weiſen Mannes eigentlich gereichen kann.
Griesgram wird er daher genannt. Er muſs fürwahr,
Wie ich es ſelbſt geſtehe, der bepflanzten Welt
Und des geſtirnten Himmels Hochzeitſchmuck

Mit ganz besondern, wunderlichen Farben seh'n,
Die Sonne rot, die Frühlingsblätter braun und falb.
So sagt er wenigstens, und scheint gewiss zu sein,
Dass das Gewölb des Himmels nächstens brechen wird.
Doch dieser, den man **Haberecht** mit Recht genannt,
Ist seiner tiefgegründeten Unfelbarkeit
So ganz gewiss, dass er mir nie das letzte Wort,
Ob ich gleich Herr und Meister bin, gelassen hat.
So dienet er zur Übung mir der Redekunst,
Der Lunge, ja der Galle, das gesteh ich gern.

Sie.

Nein, ich werd' es nie vermögen,
Diese wunderlichen Frauen,
An der Seite des Verwandten,
Mit Vertrauen anzusehn.

Er.

Könnt' ich irgend einem Freunde
Meine würdigen Begleiter
Auf ein Stündchen überlassen,
Thät' ich es von Herzen gern.

Sie.

Wüßt' ich meine kleinen Schätze
Irgend jemand zu vertrauen,
Der mir sie spazieren führte;
Mir geschäh ein großer Dienst.

Er.

Mein lieber Griesgram! was ich dir bisher verſchwieg,
Entdeck' ich nun, ſo ſehr es dich verdrieſsen muſs.
Durch Stadt und Vorſtadt zieht ein frecher Mann und lehrt,
Und ruft: ihr Bürger merket auf mein wahres Wort!
Die Thätigkeit iſt, was den Menſchen glücklich macht.
Die, erſt das Guts ſchaffend, bald ein Übel ſelbſt
Durch göttlich wirkende Gewalt in Gutes kehrt.
Drum auf bei Zeiten morgens! ja, und ſändet ihr,

Was gestern ihr gebaut, schon wieder eingeführt
Ameisen gleich nur frisch die Trümmern aufgeräumt!
Und neuen Plan ersonnen, Mittel neu erdacht!
So werdet ihr, und wenn auf ihren Fugen selbst
Die Welt geschoben in sich selbst zertrümmerte,
Sie wieder bauen, einer Ewigkeit zur Lust.
So spricht er thöricht und erreget mir das Volk.
Und niemand sitzt mir an der Strasse mehr und klagt,
Und niemand flicht in einem Winkel jammervoll.

Ich brauche nicht hinzu zu ſezen, eile hin!
Und ſteure dieſem Unheil, wenn es mög-
lich iſt.
(Griesgram ab.)
Dich aber, edler Haberecht, beleidigt
man
Noch ärger faſt; denn in den Hallen an
dem Markt
Läſt ſich ein Fremder hören, welcher
ſchwört,
Es habe grade Haberecht darum kein
Recht,
Weil er es immer haben und behalten
will.
Es habe Niemand Recht, als wer den
Widerſpruch
Mit Geiſt zu löſen, andre zu verſtehen
weiſe,

Wenn er auch gleich von andern nicht
verſtanden wird.
Dergleichen hexeriſche Reden führet er —
(Häbrecht eilig ab.)
Du eilſt fort zu kämpfen? ich erkenne
dich!

Sie.

Du haſt die beiden wilden Männer fort-
geſchickt,
Um meinet willen merk' ich wol iſt es-
geſchehn,
Das zeiget gute Neigung an, und ich
fürwahr
Bin auch geneigt, die kleinen Weſen
hier, die dir
Verdrießlich ſind, hinwegzuſchikken,
wenn ich nur —

Auch ſicher wäre, daſs Gefahr und Not
ſie nicht
Ergreifen kann, wenn ſie allein im Volke
gehn.

Er.

Kommt nur! ich geb euch beiden ſicheres Geleit.
(Die Kinder treten aus dem Afl vor den Altar.
Geht nur ihr Kinder! doch erfüllet mein
Geſez,
Das ich euch wolbedächtig gebe, ganz
genau.
Gelbſchnabel ſoll dem Griesgram, wie
der Naſeweis
Dem Habrecht beſtändig aus dem Wege
gehn.
So wird es Friede bleiben in der edlen Stadt.

xxx

Sie.

(die aus dem Aſil tritt und ſich neben den Alten auf die Mauer ſezt)

Ich ſteige ſicher nun heraus
Und komme dir vertraulich nah.
O! ſeh mich an, und ſage mir:
Iſt möglich die Veränderung?
Du ſcheinſt mir ein jüngerer,
Ein rüſtig friſcher Mann zu ſein.
Der Kranz von Roſen meines Haupts
Er kleidete fürwahr dich auch.

Er.

Ich ſelber fühle rüſtiger
In meinem tiefen Buſen mich;
Und wie du mir ſo nahe biſt,
So ſtelliſt du ein geſittetes
Und lieblich ernſtes Weſen dar.

Den Bürgerkranz auf meinem Haupt,
Von dichtem Eichenlaub gedrangt,
Auf deiner Stirne sah ich ihn,
Auf deinen Lokken, wonnevoll.

Sie.

Versuchen wirs und wechseln gleich
Die Kränze, die mit Eigensinn,
Ausschliessend wir uns angemasst.
Den meinen nehm' ich gleich herab.
(sie nimmt die Rosenkrone herunter.)

Er.

(der den Eichenkranz herabnimmt)
Und ich den meinen ebenfalls,
Und, mit des Kranzes Wechselscherz,
Sei zwischen uns ein ewger Bund
Geschlossen, der die Stadt beglückt.
(er setzt ihr den Eichenkranz auf)

Sie.

Des Eichenkranzes Würde ſoll
Mir immer ſagen, daſs ich nicht
Der edlen Mühe ſchonen darf,
Ihn zu verdienen jeden Tag.
(ſie ſetzt ihm die Roſenkrone aufs Haupt.)

Er.

Der Roſenkrone Munterkeit
Soll mich erinnern, daſs auch mir,
Im Lebensgarten, wie vordem,
Noch manche holde Zierde blüht.

Sie.

(indem ſie aufſteht und vortritt.)
Das Alter ehr' ich, denn es hat für mich
gelebt.

Er.

(indem er aufſieht und vortritt.)

Die Jugend ſchätz' ich, die für mich nun leben ſoll.

Sie.

Haſt du Geduld, wenn alles langſam reifen wird?

Er.

Von grüner Frucht am Baume hoff' ich Süſsigkeit.

Sie.

Aus harter Schale ſei der ſüſse Kern für mich.

Er.

Von meiner Habe mitzutheilen ſei mir Pflicht.

Sie.

Gern will ich ſammeln, daſs ich einſt auch geben kann.

Er.

Gut iſt der Vorſatz, aber die Erfüllung ſchwer.

Sie.

Ein edles Beiſpiel macht die ſchweren Thaten leicht.

Er.

Ich ſehe deutlich, wen du mir bezeichnen willſt.

Sie.

Was wir zu thun verſprechen, hat Sie längſt gethan.

Er.

Und unſern Bund hat Sie begründet in der Stadt.

Sie.

Ich nehme dieſen Kranz herab und reich' ihn Ihr.

Er.

Und ich den meinen.

(ſie nehmen die Kränze herunter, und halten ſie vor ſich hin.)

Sie.

Lange lebe! Würdige!

XXXVI

Er.

Und fröhlich lebe! wie die Rose Dir es winkt.

Sie.

Sie lebe! rufe jeder wahre Bürger mit.

I.

D. Fenks Leichenrede

auf den höchſtſeligen Magen des Fürſten von Scheerau.

D. Fenk hielt die Predigt im Kloſter Hopf an die Patres, da ſie aſſen. Schon vor acht Jahren hab' ich jedermann in der unſichtbaren Loge *) berichtet, daſs er vorher in der Kloſterkirche die Diſpoſition dazu entworfen, während daſs man

*) I. B. S. 114.

den Magen beiſerte. Seit dem las ich in Moſers Archiv, daſs aus Leichenpredigten auf Fürſten vieles von ihrer Geſchichte zu ſchöpfen ſei; ich vertheile daher mit Freuden einige Exemplare vom Sermone an die Welt, zumal da man mich feſt verſichert, daſs ſelber der Konſiſtorialdirektor Fromman, der (nach Moſer) ſieben tauſend fürſtliche Leichenpredigten aufgeſpeichert, die D. Jenkiſche noch nicht hat erwiſchen können.

Die Patres im Kloſter Hopf verdienen hier meinen öffentlichen Dank und Preis, daſs ſie den Spaſs, der den ernſten Mann oft mitten in der Trauerrede auf den hohlen Magen überfiel, ganz gut verſtanden und vergeben haben. Dieſes vermag die katholiſche Kirche leichter als unſere. Gerade in die andächtigſten Zeiten fielen die Narren- und Eſelsfeſte, die Myſterienſpiele

und die Spaßpredigten am erſten Oſtertage, blos weil da das Ehrwürdige noch ſeinen weiteſten Abſtand von dieſen Traveſtirungen behauptete, wie der xenofontiſche Sokrates vom ariſtofaniſchen. Späterhin verträgt die Zweideutigkeit des Ernſtes nicht mehr die Annäherung des Scherzes, ſo wie nur Verwandte und Freunde, aber nicht Feinde einander vor den komiſchen Hohlſpiegel führen dürfen. —

Fenk machte ſchon vor dem Eſſen die Patres dadurch aufmerkſam, daſs er anmerkte, er würde nie, wenn er auf dem Throne ſäße und davon tod herunterſänke, ſich in ſo groſsen breiten Bruchſtükken begraben laſſen wie die öſterreichiſchen Erzherzoge, nämlich nie, wie dieſe, blos Herz und Zunge in die Lorettokapelle bei der Hofkirche zu den Auguſtinern, Eingeweide und Augen in die h. Stefanskirche

und den Torſo in die Gruft bei den Kapuzinern: — ſondern jeder Stummel, ſchwur er, und jede Subſubdiviſion ſeines Gemächs müſste wie vom Oſiris in ihren eigenen Gottesakker einlaufen. Denn — fragt' er die Väter — warum ſoll ein Regent nicht nach dem Tode eben ſo gut überall in ſeinem Lande ſein, wie vorher, und zwar durch Repräſentanten, wozu ſeine Glieder ſich ſo gut wie Staatsglieder verſtehen? Und wenn das gelte, fuhr er fort, ſo könn' er ja recht gut das geheime Kabinet zur Begräbniskapelle für ſeine Schreibfinger erleſen, die Antichambre für Milz und Leber, den Audienz- und Landtagsſaal für die Ohren, die Kammer für die Hände; den Regensburger Re- und Korrelazionsſaal als Familiengruft für die Zunge: — ja er könne die Königswege zur geweihten Erde ſeiner erſten Wege ausheben und den fernen Fuhrleuten die letzten geben, und die

Landſtände können ſich (die Reſidenzbeſitze ſein Herz) in ſeine einſaugenden Gefäſse theilen. „Mich dünkt — ſagt' er etwas „ſtolz, da er auf einmal die ganze ſchöne „Idee überſchauete — gegen ein ſolches „topografiſches Univerſalbegräbnis kommt „wohl wenig das elende kleine Parzial- „begräbnis auf, wozu es einer und der „andere gekrönte Stammhalter dadurch „treibt, daſs er noch bey Lebzeiten nach „dem Chirurgus ſchickt." — —

Die Eskongregazion fand den Doktor ſo oratoriſch, daſs ſie ihn bat, ſtatt des Novizen, der eine Predigt über die Speiſetafel hinleſen wollte, ſelber eine eigne zu halten. Er zog ein Sonvenir heraus und ſagte, dieſes ſez' ihn in Stand, dem eingefargten Magen eine kleine rührende Tiſch- und Trauerrede zu halten; er bitte ſich blos vom Auditorium die Gefälligkeit

aus — weil er im Redefener etwas vor sich sehen müsse zum Ansehen und Anreden, — dass es einen im Zimmer zum Knäul aufgewikkelten Retter und Schirmer (oder wars ein anderer Jagdhund) für den Leichenmagen halte, und sich sämtlich für das Trauerkondukt des Schirmers. Dann trat er nach dem ersten Tischgebet ganz bewegt als Parentator vor das Thier, befah es lange und hob an:

Betrübte Trauerversamlung!

Nun haben wir unsern Landesmagen verloren; hier liegt sein kalter Rest auf die Bahre hingestreckt. Er, der sonst für uns arbeitete, wenn wir schliefen, ruht endlich aus von seiner Bewegung, welche so peristaltisch war. Wir wollen über das Staatsglied, das wir hier zur Ruhe bestatten, zugleich die allgemeinsten und be-

ſonderſten Betrachtungen durch einander werfen.

Ein Fürſt repräſentirt das Volk, aber nicht blos mit dem Herzen den allgemeinen Willen, ſondern auch in mehren Ländern mit dem Magen den allgemeinen Appetit; in Spanien ſezen die Reichsgeſeze dem Könige täglich eine Schüſſelnzenturie vor; und in Frankreich lieſsen ſie für ihn nach dem Tode — denn der König ſtirbt da nie, nach der Fikzion — gerade ſo viele Tage lang kochen als Chriſtus hungerte, nämlich 40 *), ja die Bienen weiſen auf etwas Ähnliches; ihre

*) Erſt 40 Tage nach dem Tode wurde ein gallikſcher König begraben; und ſo lange ſpeiſet' er auf der Serviette. Ein Prälat oder Kardinal verrichtete das Tiſchgeben mit ihm.

Dogaressa oder Fürstin wird durch zwei Umstände gros und thronfähig, durch eine grössere Zelle — ein Bienen-Louvre und Eskurial — und durch fettern Fraß, aus zerdrückten Bienenzungen bereitet. Im Letzten hält sich der König von Makoko ganz wörtlich an die Natur; er läßt sich täglich (nach Dapper) 200 gesottene und gebackte Landeskinder ferviren. Wie hart! Wär es nicht genug und etwas Ähnliches, wenn er entweder wie ein durchpassirender aufschwaufender Pascha Zahngeld für das Abnützen seiner Hundszähne eintriebe, oder für die Vakanz derselben blos außerordentliche Steuern einfoderte? —

Daher wird sogleich nach der Krönung der Thron als ein Sessel an den Estisch gerückt, und Speisen ist der erste öffentliche Aktus des Neugekrönten; daher muß der

Erbherr auf Bardolf, der die Grüze auf die brittiſche Königstafel trägt, der Herr von Lyſton, der das Gebäck auffezt, der Erbherr auf Skoulton, der Oberſpeckverwalter iſt, ſamt andern „Erblandkuchenmeiſtern und Erblandvorſchneidern" früher ihrem Poſten vorſtehen, als andere Staatsbedienten von weniger Wichtigkeit, z. B. der Lord-Major oder der Sprecher des Unterhauſes.

Darum wird in beſſern Ländern darauf geſehen, daſs der Mundkoch nicht mit dem Regierungsrat, den man sogern über jenen heben möchte *), in Eine Klaſſe ge-

*) Im Kölniſchen aber erhielt (S. Magazin zur geiſt- und weltlichen Statiſtik 1. Jahrgang VIII 2.) der Mundkoch 602 Rthlr. Salar und ein Regierungsrat 250 Rthlr.; ſo daſs jeder nach Verhältnis das bekam, was er fodern konnte.

worfen werde, da jener doch am Ende für die längere Seſſionstafel arbeitet.

Daher ſpeiſte der verewigte Magen, den wir hier verſenken, ſo oft öffentlich vor ſeinem ganzen Fürſtentum, um dieſem das Regieren zu zeigen, wie der Groſsſultan eben deswegen jeden Freitag in die Kirche geht. Der Dalai Lama hält es für hinlänglich, wenn er die Folgen von der Sache ſehen läſst. Der Negerkönig iſt ſo deſpotiſch, daſs er ſtets hinter der Dekke iſst.

Das Geſandtenperſonale glaubt ſeinem repräſentirenden Karakter durch Gaſtmahle genug zu thun, die es theils giebt, theils beſucht. Auch geringern Staatsdienern darf er nicht ganz fehlen. Es verdient bewundert zu werden, wie ich ſonſt in der Fleiſchſcharre einer Provinz ſtand,

und mehrmals aus einem Rind, das eben ausgehauen wurde, den Adreßkalender der Honoratioren ſo komplet herſtellte, wie die Paſſionshiſtorie aus einem Hechtkopf; ich theilte die Männer blos, wie Friſch die Vögel, nach dem Futter ein. Dem regierenden Konſul, der am meiſten zu ſagen hatte, ſtarb vom Thier die Zunge an — fette Kollegen erhielten Fettſtükke — innere Ratzglieder hintere Rindglieder — äußere nur vordere — der magern Kanaille, die nichts an ſich hat, als Haut und Knochen und einen leeren Magen, gehörte Maßſtück, auch nichts Beſſeres.

Von den Opferſchaalen, welche die Künſtler den alten römiſchen Kaiſern wie dem doriſchen Fries anbilden und anmolen, behauptete ich ſtets, daß ſie nicht das Ausgießen, ſondern das Einſchöpfen vorſtellten. In der Natur fließt zwar von

den Bergen den Thälern festen Erde zu; aber im Staate müssen besser die Tiefen die Höhen. So ist der päbstliche Thron zwar ein Hungerthurm, aber nicht für den Bischof Hatto droben, sondern für die zappelnden Kirchenmäuse unten, die nicht hinauf können.

Betrübter Trauer- und Ehrentag! Du seufzest unter dem Genuss des Leichenmahls, womit du das Abscheiden unsers Magens feierst, und die Bissen treiben dir Thränen aus. Wische sie ab; seze deine Trauer darein, dass du in den Fußstapfen des hingegangenen Gliedes wandelst. Ihr wisset, Leidträger, dass ihr im Kirchenschiff, euerem Proviantschiff, nicht umsonst fahret, sondern dass euer Leben ein langes Nachtischgebet sein soll, hingebracht nicht in gelehrter Zerstreuung, sondern in genossener. Da der Kierus-Magen

in den Kloſter-Prytaneen der erweichte Vogelkropf am Staats-Tonix ſein ſoll: da die Kirche euch blos darum, wie den Epikur und andere Alte ſo oft faſten laſſen, um den Hunger zu reizen, und ſie euch ſogar das Gelübde des Schweigens unter dem Eſſen auflegt, damit es euch alles beſſer anſchlage: ſo ſeid ihr verbunden, der groſsen Welt voranzugehen, die ſo ſchwache Esluſt und doch ſo viel zu eſſen hat: weil ſie das Brokardikon Mazius, gilt nicht blos auf Dokumenten, einſchränkt: *non solent, quae abundant, vitiare scripturas*; d. h. es thut nichts, was zu viel daſteht. — Ritter Michälis bewies, daſs die Prieſter des alten Bundes bloſse Schlächter waren; und das ſei für euch!

Muntern euch keine Staatglieder auf, die in ihren Pflichten ſtarben? — Hier liegt ein betrübtes aber groſses Beiſpiel

vor uns; der hierunten seinem Erwachen entgegenschlafende Magen kam durch Arbeitsamkeit an den Ort, wo wir ihn betrauern. Er wollte zu viel auf sich nehmen und in Saft und Blut verwandeln — er wollte gleich den Wassern der Neptunischen ganze ausgeleerte Austernbänke für die Nachwelt abessen — er wollte eine europäische Niederlassung wichtiger Konsumtibilien werden und alles einführen: — jetzt schläft er.

Wird er aber wieder erwachen, unser hoher Magen zum Lohne seiner Arbeiten? —

Hoch - Hochwol - Wol - Hochedelgeborne Trauerversamlung! Das ist ausgemacht. Nicht zwar der irdische schwere Magen erflehn, aber der verklärte. Bonnet und Platner handschafteten im jetzigen Körper und Seelenorgan einen zwei-

ten Körper aus mit seinem zweiten Seelenorgan, und führen Gründe an, die es glauben lassen, dafs sich das zweite konservire und letztlich aufschwinge. Ist das, und füttert in der That ein feiner Unterzielmensch den äufsern groben aus: so mufs sich auch in dem ersten Magen ein präformirter ätherischer aufhalten, wie beim Krebs der alte im neuen. Schon Van Helmont wikkelt die sensitive Seele in die Magenhaut und Parmenides gar den ganzen Geist — — Wie, sollte keine glückliche Erfahrung die Hypothese eines Äthermagens stützen? — Woher kommt es denn, dafs die vornehme Welt, wenn sie den Erdenmagen angefüllet hat, sich doch immer nach feinerer Zehrung für den Himmelsmagen umsieht? —

Himmel! was sind denn Schauergerichte? — Sind das nicht eben die vol-

len Schüſſeln für den ewigen Magen, der ſo daher blos mit den feinſten Fruchtſpitzen, mit den Sehnerven aufzehrt? Das Phänomen der Schaugerichte wurde bisher noch ſchlecht erklärt; und wenige Leute in Schulen wuſten, warum ſie den Namen Schau-Eſſen Materien und Formen laſſen ſollten, die höchſtens nur für den Vogel Strauß brauchbar und nahrhaft wären. Allein es fährt Licht in die Sachen, wenn man erkennt, daß eine ſpeiſende Hoftafel ja nicht blos die untern Seelenkräfte des Unterleibs, die nur materielle Trebern fodern, ſondern auch die obern Seelen- und Magenkräfte, die wie bey den Krebſen im Kopfe, und zwar im Auge ſitzen, entwikkeln will an optiſchem Manna. Veredelte überſinnliche Seelen dieſer Art, welche, dem Volke des Elefias ſo ungleich, das ſich nur vom Geruch der Früchte erhält, viel feiner von der Fyſiogno-

mie derſelben leben, dieſe haben in ihrem eignen Bewuſstſein den gewiſſern Beweis einer ſchönern hohern Natur, gleichſam des Magens eines neuen Adams; und blos darauf können ſie die Hoffnung ihrer Dauer bauen. Die Volker, welche Todten Speiſen vorſetzten und mitgaben, die er mit dem geſtorbenen Magen nicht verdauen konnte, ſcheinen etwas von einem fortlebenden ſupponirt zu haben. Indeſs, ſo wie ein Laſterhafter im ganzen Himmel kein Vergnügen fände, ſo würde ein Hungerleider — voll grober Begierden — in einer ganzen Garküche voll Schaugerichte keine Sättigung gewinnen; er muſs erſt veredelt (oder ſaturirt) ſein. Gebildete Damen haben meiſt den irdiſchen Magen dermaſsen ertödet, daſs ſie — ſo wie Chriſtus (nach dem Klemens von Alexandrien) Eſſen genoſs, nicht weil ers brauchte (eine himliſche Kraft macht' ihn ſatt) ſondern

um sich nicht das Ansehen eines Schein-körpers zu geben — dass die Damen gleicher Weise grobe Sachen essen (Schaugerichte beköstigen sie genug) sondern um zu zeigen, dass sie selber keine Schau- oder Schein-Körper sind, um so mehr, da ihre Pariser Schau- oder Schein-Wangen - Adern - Haare so leicht diesen Irrtum weiter säen.

Und so wird denn der selige Magen von uns einst die irdischen Schlakken abschütteln und geläutert erwachen, und im Anschauen ewiger Küchenstükke leben." — —

So weit war D. Fenk, als der Pater Küchenmeister aus Bosheit den Schirmer mit einem Tritt auf den Schwanz erwechte, und ihm ein leeres Markbein zuwarf, so dass der Hund anfing, mit dem Bein im Maul herum zu gehen. Inzwischen da der

Leichenredner nur noch fünf bis sechs Kadenzperioden nachzutragen hatte: so ging er lieber fortfahrend hinter dem Thiere her und sagte: „Und wir, wenn „wir Landes-Waisen einst unserm hohen „Magen wieder begegnen und ihm danken „wollen für" — — Da aber der Retter voll Verdruss über das Nachsezen, vielleicht präsumirend, man woll' ihm den Knochen nehmen, zu murren anfing, und sich wehren wollte, so fiel jezt die Sache ins Komische, und selber der Parentator musste mitten im Jammer lachen, und brach ab. . . .

Jean Paul Fr. Richter.

II.

Das Gewitter.

Nach der Schwüle des Tages entwandelten Theon und Ida
Schmachtend dem engeren Raum, froh in die Kühlung des Hains.
Glühend senkte sich tief ins schwebende Dunkel der Wälder
Schon die Sonn', und im Süd thürmten sich Wolken empor!
Fliehend schlüpften die Vöglein ins still umblätterte Neſtchen,
Und in den dichteren Forſt tauchten die Vögel der Nacht.

Furchtſam ſuchet ſich Schutz wer nur das Leben begehret,
Doch der entfeſſelten Bruſt ſteiget dann höher der Geiſt!
Langſam irrten die Freunde durch leicht verſchlungene Pfade,
Ihnen entgegen floſs lieblich das purpurne Licht:
Wechſelnde Schimmer verweilten im Laubnez ſteigender Buchen,
Strahlenregen zerfloſs tropfend am weislichen Stamm;
Tief aufatmend erſtiegen ſie jezt den grasigen Hügel,
Der aus der Tiefe des Hains herrſchend die Scheitel erhebt.
Ebenen dehnen ſich dort mit ſtreifichtwallenden Saaten,
Und im hohen Geſtad ruhet ein ſilberner See!

Lieblich wogten die Fluten von sinkender Sonne gerötet,
Die verschwunden schon halb ruht' auf dem zitternden Blau.
Wer vermag ohne Wehmut dich heilige Sonne zu schauen,
Sinkest du glühend, voll Kraft, still zu den Manen hinab?
Ida seufzete tief — „Und wenn einst du mir so hinsinkst,
„Theon, dann leuchtet kein Tag fürder mir Ruh' in die Brust!
„Ida, mein Abendrot weilt, du sinkst im welkenden Schimmer!
„Ida, du lebtest für mich! Ida, du stirbst auch mit mir!"
Ida lächelte sanft, wie Thau an der hangenden Blüthe,
Und sie irrten verstummt wieder den Hügel herab.

Hoch im Äther entglommen die ſchnellen ziehenden Wolken,
Tiefein wühlte der Sturm, Regen ergoſs ſich herab.
Abwärts im düſteren Hain vertieft ſich ein heimlicher Weiher,
Welchen der einſame Forſt kränzet mit grünlicher Nacht.
Weit hin deckte den Himmel der Donnerwolken Gewoge,
Und durch das ſchwärzliche Blau murmelten Donner dahin.
„Theon, wie bebt mir das Herz, von ſchweren Lüften umfangen;
„Hier auf der ſinkenden Höh atmet ſichs leichter empor" —
Lauter heulte der Sturm hervor aus den ſchäumenden Fluten,
Tobte mit ſchnellerem Flug wild durch die Wipfel dahin.

„Weil' o Freundin allhier, wo aus einer Wurzel entsprossen
„Dieser Zwillingsbaum stolz sich vom Abhang erhebt!
„Sicher ruhest du hier am moosigen Stamme gelehnet;
„Und der Bruderstamm schützt freundlich den ruhenden Freund."
Beide nun atmeten still, den Blick in die Wolken geheftet,
Blize zuckten herab, sanken im wogenden See!
„Ida, der sengende Blis, er kühlt sich in irdischen Fluten —
„Flamme des Geistes, dich kühlt niemals ein irdischer Quell!
„Theon, ein lächelnder Jüngling entküsset die Flamme der Lippe,
„Nur im Erdbad verglüht sanft das zerschmolzene Herz!

Theon neigte ſich leiſ' an Ida's zitternden Buſen,
Und es ſenket ihr Haupt ſich auf des Ruhenden Stirn.
Himmel und Erde verſchwand den beglückten Ewiggeliebten —
Aber mit drohendem Ernſt wandelt die Wolke heran!
Regen tropfet nicht mehr; gefeſſelt ruhet die Windsbraut —
Ferngeſehen, und hoch zieht die Gewitternacht hin!
Weither flammet der Strahl hinab in die Wipfel des Baumes,
Und die Vereinten enthebt Zeus der umwölkenden Nacht.

Fr. Brun geb. Münter.

III.

Hugdieterich und Hildburg.

Nach dem Heldenbuch.

Zu Konstantinopel sass vor Zeiten ein reicher und gewaltiger König, der hiefs Hugdieterich, und konnte durch Gott und seine Tugend wol leben von Kindheit auf. Er war schön von Körper und sein bescheidenes Antlitz rosenfarben. Seine Haare waren reizend, schön, kraus

und blond und gingen ihm wol bis über die Hüften herab.

Sein Vater war der König Alfus oder Attenus, ein Herr in Griechenland. Der hatte einen Mann auferzogen, aus dem ein edler, kühner und loblicher Herzog geworden war, des Namens Bechtung, der Weise von Meran. Ihn liefs der alte König Alfus eines Tages zu sich rufen und sprach zu ihm: Sechzig Jahre lang habe ich, dich ohne Verdrufs erzogen, das lafs mich nun auch geniefsen. Ich fühl' es, der Tod will mit mir fechten, und ich mufs die Welt nun verlaffen; darum o klarer Held, lafs dir meinen Sohn Hugdieterich, den lieben Erben mein, und auch mein Königreich befolen fein. Und mit fchwächerer Stimme fagte er weiter: Ich mahne dich jezt daran, dafs ich dich Werfen und

Springen gelehret, dir auch eine tugendliche und edle Herzogin zur Gemalin gegeben habe. Solches lehr' und thu' auch, so lieb ich dir sein mag, an meinem Sohn Hugdieterich.

Die umstehenden Ritter und Knechte, als sie hörten, dass der alte König die Annäherung des Todes fühle, geriethen in grosen Jammer, der treue Bechtung aber sprach: Nehmet hin die Treue mein, was ich euren Sohn lehren kann, das soll gewiss geschehen; ich traue aber auf Gott den reichen, dass ihr noch genesen sollt. Der alte König antwortete: Nein, das mag nicht mehr geschehn!

Am andern Morgen starb der edle König. Da erhub sich viel Klagen und Sorgen, wie seine Zucht es verdient hatte, und man begrub ihn mit grosen Ehren. Bechtung aber nahm seinen jungen Herrn

zu ſich und erzog ihn bis ins zwölfte Jahr und lehrete ihn, wie der alte König verlangt hatte. Eines Tages ſagte ſein Herr zu ihm: Bechtung, du muſst mir jetzt mit aller deiner Treue raten. Nach einer ſchönen Jungfrau ſteht mir der Mut, und gerne möchte ich eine ſchöne. Weil ich nun Ehre und Gut habe und mein Reich gar weit iſt, wer wollte mein Erbe ſein, wenn ich alſo ſterben ſollte; darum ſollt du mir eine Jungfrau werben.

Dem Bechtung war dieſe Äuſserung gar nicht unlieb. Er ſprach: Ich habe die Reiche der Heiden und Chriſten durchſtrichen, aber ſicherlich weiſs ich kein alſo ſchön Mägdlein, welche dir hier in dem Reiche der Griechen zum Weibe behagen könnte. Die eine, wäre ſie auch trefflich von Gemüte, iſt ſie doch

eine Unfreie und Dienſtweib; die andere, obgleich ſehr reich, iſt eine Schwarze, und ſo weiſs ich mit allem Sinnen keine Königin für dich zu gewinnen, wie ſie dir gebürlich ſein möchte.

Da ſandte Hugdieterich ſeine Boten in das Land, ſeine Dienſtmannen zu entbieten, und mancher kühne Mann verſammelte ſich um ihn, und er bat ſie alle ſehr um ihren guten Rat. Aber ſie ſprachen: Lieber Herr, den kann dir nur Hechtung geben. Da wandte er ſich abermals an Hechtung und ſagte zu ihm: So gieb mir nun treulich deinen Rat, wegen einer feinen Jungfrau, die mir im Griechenreiche gebürlich ſein möchte. Hechtung antwortete: So thue ich dir denn, mein Fürſt, hiermit kund, daſs der König Walegund zu Salnck, nebſt ſeiner ſchönen Frauen Liebegard, eine ſchöne

und zarte Tochter erzogen hat. Hildeburg heifst dieſes minnigliche Mägdlein, und ihres gleichen findet man nirgends in allen Landen, weder von Adel noch von Schönheit, ſo daſs ſie dir zum Weibe wol gar gebürlich ſein möchte. Nicht genug kann ich dieſes Mägdlein rühmen, denn ſie iſt von Schanden frei, Zucht und Schönheit, Liebe und groſse Tugend, Güte und Beſcheidenheit wohnen bei ihr und zieren ihre Jugend; ja dieſe hochgeborne iſt ſo wonniglich, daſs ihr Vater zu den Heiligen geſchworen hat, ihr nimmermehr einen Mann zu geben. Darum hat er die Wonneſame gar ſehr vermauert; denn in einem ſtarken Thurm, der auf einem guten Felſen ſteht, von gar viel hohen Mauern und drei ſehr tiefen Gräben umgeben, wohnt ſie, und auſser dem Vater und der Mutter kommt niemand anders zu ihr. Ein

Wächter mufs ihrer beständig hüten, ein Pförtner bringt ihr die Speifen und eine Jungfrau dienet ihr, und fo ift fie wol behütet. Wol zwanzig Jahre vor eures Vaters Tode ritt ich einmal hin zu dem König Walegund, da fah ich zu dreienmalen diefes fchöne Mägdlein, und ich kann es wol unverholen fagen; dafs fie nicht fchöner fein könnte. Was hilft es nun aber, dafs ich euch geraten und von der minniglichen gefprochen habe, da wir fie doch laffen müffen, und mit allen unfern Sinnen nicht holen und nicht gewinnen mögen.

Der König antwortete: Du weifst wohl, dafs meine Jugend noch gar nicht gefchickt ift zu Stürmen und zu Streiten und nicht weifs, was fie in der Not thun foll; darum rate mir durch Gott das Befte, fo wirft du wol thun. Weil

mir aber der Mut nach der ſchönen Königin ſteht, ſo wollte ich wol, wenn es dir gut dünkte, ſpinnen lernen und nähen mit Seide und mit Faden, und mich in allem unterrichten, was einer züchtiglichen Frauen wol anſteht. Darum gewinne mir eine Meiſterin, die mir im Rahmen nähen lerne, nach meiſterlichen Pflichten wild und zahm, und wie man ſchöne Hauben wirket, mit breiten und ſchmalen Zirkeln, mit Hirſchen und Hunden, und andern lebendigen Thieren, und dann hoffe ich wol die edle Königin zu überwinden.

Bechtung und die andern, die ungegen waren, ſahen ihren Herrn voll Verwunderung an, daſs er, als ein Jüngling von zwanzig Jahren, ſo weiſslich ſprach, und der Herzog antwortete ihm: Ich will dir eine Meiſterin verſchaffen, welche

dich alles, was du verlangeſt, lehren ſoll. Und Hugdieterich lernte beinahe ein ganzes Jahr recht und züchtiglich, bis er alles, im Rahmen und ſonſt mit ſeinen Händen machen konnte, was ihn die alte Meiſterin lehrte. Er bemühete ſich auch, den Sinn einer Jungfrau anzunehmen und kleidete ſich als eine Königin, daſs ſein ſchönes Haar bis auf die Hüften herabwallte, und ſo, in einer Jungfrauen Gewand, lieſs er ſich ſehen, indem er nach der Kirche ging. Und wunderbar genug, fragte jedermann, wer die Minnigliche wol ſein möchte? Der glückliche König freute ſich gar beſonders darüber, daſs ihn die Welt nicht erkannte, der Mut erhöhte ſich in ſeinem Herzen, ſein Schmerz war vergangen, und er gedachte bei ſich ſelbſt, es werde nun gut werden. Er ſagte zu dem getreuen Bechtung: Weil du geſehen haſt,

wie es nun um mich ficht, ſo gib mir jetzt deinen Rat, welcher Geſtalt und Weiſe ich von hinnen fahren ſoll, die edle Konigin zu überwinden.

Da antwortete der alte Herzog: ſolches kann ich dir wol ſagen, lieber Hagdieterich. Nimm mit dir funfzig Ritter, ſchön angethan und vierhundert Mannen, in wohlbereitete Ringe gerüſtet, dazu ſechs und dreiſſig Jungfrauen, auch wonniglich bekleidet, und ein ſchönes Gezelt mit ſeidenen Schnüren. Damit ziehe in das Feld vor Salnock, befehle deinen Dienſtmannen, das Gezelt künſtlich aufzuſchlagen, ſetze dich darunter und laſs die andern vor dir ſtehen. Nicht lange, ſo wird man einen Boten zu dir ſenden, dich zu fragen, durch welche Abentheuer du in das Land kommeſt? Dann, mein lieber gnuter Herr, antworte dem Boten,

du wäreſt meine edle Königin aus Griechenland und von deinem Bruder Hugdietrich vertrieben worden. Zwar wäreſt du gerne in deinem Königreich geblieben, aber er habe dir einen heidniſchen Mann geben wollen, mit ihm zu leben und den habeſt du nicht gewollt. Darnach laſs den hochgebornen König bitten, daſs er dich behalten und mit Gewalt vor dem Zorn deines Bruders ſchützen möge. Ich weiſs, er wird es ſchier thun, denn er iſt ein Biedermann, und ſo bleibe du dort und ſende die andern wieder zurück. Haſt du bis ins dritte Jahr zu deinem Frommen geworben, ſo werde ich ſelber kommen, dich zu ſehen und ob dir kein Abentheuer zu Salnek geſchehen ſei.

Dieſes guten Rates wurde Hugdietrich gar froh und ſchnelliglich bereitete er ſich demſelben gemäs, mit den

Rittern und den vierhundert Mannen in Ringelrüſtungen, und den ſechs und dreiſsig Jungfrauen wonniglich bekleidet. Auch ein Zelt von ſeidenen Schnüren und ander Geſchmeide wurde ihm bereitet, und er ritt von dannen und zog ohne Aufenthalt immer weiter, bis er am fünfzehnten Morgen vernahm, daſs er vor Salnck angelangt ſei.

Vor Salnck fanden ſie ein ſchönes und weites Feld, da ſchlug man ſogleich das Gezelt des Königs auf, und die Kopfe gaben Glanz und wonniglichen Schein, daſs Walegund die Gaſte bald erblickte. Er ſprach: Was mag das wol ſein und ſchickte Hertgund, den Held zu ihnen, ſie zu fragen, durch welch Abentheuer ſie in das Land kämen? Und der alte Ritter ging, wie es die Sitte mit ſich brachte, hinaus für die Pforte und empfing den

König Hugdieterich, welchen er in einer Jungfrauen Weife vor ſich ſitzen ſah, gar tugendreich mit folgenden Worten: Zarte und anmutige Jungfrau, ich bin zu euch geſandt, zu fragen, um welche Abenteuer ihr in dieſes Land gekommen ſeid?

Hugdieterich antwortete ihm unverzagt: Ich bin aus dem Griechenlande, eine elendreiche Magd; denn mein Bruder Hugdieterich hat mich vertreiben und gerne möchte ich hier bleiben, bei dem tugendreichen König, und daſs der hochgeborne mich nicht verſtieſse, bis mein Bruder von ſeinem Zorn gegen mich abläſst. Gar oft iſt mir geſagt worden, wie er ein frommer Mann ſei, das ſoll er mich arme Magd nun heute noch genieſsen laſſen.

Hertgund ging in die Feſte zurück, und als er den König gefunden hatte,

ſagte er: "Herr, fremde Gäſte ſind in das Land kommen." Es iſt eine edle Königin aus Griechenland, die kommt ohn' alle Schande hier auf die Gnade dein; die ſollt ihr nicht verſchmähen, Herr König, ſondern alſogleich ſchön empfangen. Und Walegund, der tugendliche, ging ſogleich hinaus. Hugdieterich ließs ſich vor ihm wieder auf die Knie und ſprach: Laſst euch, mein lieber trauter Herr und auserkorner König, mein ſanftes Grüßen angenehm ſein und behaltet mich ſelb viert, bis mein Bruder ſeinen Zorn vergeſſen hat. Der König antwortete: Bei meiner Treue, ſeid ihr eine Königin, ſo ſollt ihr euer Knien gegen mich ſein laſſen. Zeigt mir an, was ihr wollt und was euer Herz begehren mag, denn als ihr euch gegen mich ſtellet, das bin ich doch nicht wert. Ihr ſollt nebſt eurem Geſinde ſtets bei mir bleiben, und Speiſe,

Zeitvertreib, Roſſe und gute Kleider ſollen auch durch meinen Willen werden. Hugdieterich ſprach: Leider mag das nicht alſo geſchehen; denn ein edler und mächtiger Herzog Bechtung, deſſen Land Meran iſt, hat mich mit ſeinem Heer nur gelöſet und nimmt es wieder mit ſich, darauf habe ich ihm meine Treue zum Pfand gegeben. Walegund entgegnete ihr: Bechtung, den ihr mir nennet, karte und kühne Jungfrau, den hab' ich ſchon vor vielen Jahren gekannt. Da er ſchenkte ihm ſchöne und koſtbare Kleider, und ſchickte ihn wieder heim in ſein Land, Hugdieterich aber blieb da.

Walegund, der reiche König, nahm die Jungfrau tugendlich bei der Hand, und führte ſie in ſeine Burg. Da kam ihr die alte Königin entgegen und empfing ſie mit freundlichem Sinne. Darauf ſah ſie ihren

Herren an und ſagte: Wenn ihr mir's nicht verwehren und meine Rede verſtehen wollt, ſo muſs ich euch ſagen, daſs es mir in meinen Sinnen dünkt, dieſe Jungfrau ſei ein Mann, und will uns vielleicht unſer Kind mit Liſten abgewinnen. Die Rede laſſet ſtehn, ſprach der König Walegund, ihre Farbe iſt ja minniglich, wie möchte ſie ein Mann ſein. Nun ſo rede ich auch kein Wort mehr, ſagte die Königin, ob es mir gleich gar ſehr mein Herz entzündet hat.

Und man hieſs einen Seſſel herfürtragen für Hugdieterich, mit Seide umwunden und mit Gold wol beſchlagen und der König fragte die Jungfrau, wie ſie hieſse, und ſie antwortete ihm: Ich heiſse Hildegund. Darnach begann ſie ſehr fein und klar zu ſpinnen, als es nie von einer Königin beſſer geſchehen, und zeigte, wie

ſie Gold und Seide in einander drehen, auch mancherlei Vögelein gut ſchön und künſtlich nähen konnte. Als die alte Königin dieſe hübſche Kunſt ſah, ſprach ſie mit ſanfter, ſüſſer Stimme zu Hugdieterich: Das ſollt ihr mir zu Ehren zwei kleinen Mägdlein lehren. Er antwortete: Nun, das ſoll ſein. Ich will es euch wol lohnen, ſchöne Jungfrau, ſagte die Königin, und euch darum hold ſein und mein Silber und Gold geben. Und Hugdieterich lehrte ihren Mägden wol ein halbes Jahr lang allerlei Jagdſtükke ſchön mit klarem Golde wirken. Auf lieblichen Tiſchtüchern und ſchmalen und breiten Handtüchern, wie man ſie den Königen bei groſſen Feſtlichkeiten reichet, ſah man an den Enden Papageien und Zeiſige, Troſcheln und Nachtigallen. In der Mitte fand man Greife und ſchöne Adler und weiterhin einen Falken, wie er nach

dem Wahlfog und andere gemeine Vögel ihm folgten. An einem andern Ort ſah man einen Lindwurm, vor dem ein Löwe ſtand, der ihn angreifen wollte: oder man ſah einen Hund, der gar behende einen Haſen trug; oder einen Leoparden, der von Hunden, von rotem Golde gemacht, verfolgt wurde; auch waren ſonſt noch Hirſche, Hunde und Fiſche darauf genäht.

Manch hochgeborner Mann ſah über Tiſche dieſe künſtliche Arbeit und der König Walegund fragte: wer mag dieſe ſeltſame Wunder, die da vor uns ſtehen, genäht haben? Einer ſeiner Helden antwortete ihm: das thät die ſchöne Hildegund aus Griechenland. Das ganze Hofgeſinde wurde ihr deswegen hold. Man ſuchte dem König ſchnell alle ſein geſponnenes Gold, und er bat die Jungfrau

allein, ihm eine Haube blos von lichtem und klarem Golde zu wirken. Hocherfreut ſprach ſie: das ſoll geſchehen, edler Fürſt, und als die Haube fertig war, rief ſie ihn, die werte Königin, und ſetzte ihm die ſchöne Haube auf, indem ſie ſagte: Die ſollt ihr ohne Schande vor euren Gäſten tragen, damit wenn ſie wieder in ihre Heimat kommen, ſie ſagen können, ihr trüget ein wonnigliches Kleid. Tugendlich dankte der König der hochgebornen Magd. Ihr habt mir meine Bitte wohl gewähret, viel ſchönes Mägdlein, ſprach er, darum was ihr von mir begehret, ſoll euch immer geſchehen, und was euer Herz verlangt, zarte und ſchöne Jungfrau, ſoll euch bei meiner Treue gar bald von mir gewähret ſein. Mag das beſtändig ſo ſein, entgegnete Hugdieterich. Ja, antwortete der König, bei meiner Treu. Nun ſo heißet, lieber Herre,

eure Tochter zu mir kommen, dann will ich auch nichts weiter, wegen dieſer Hauben haben. Euer Verlangen ſei euch gewähret, ſprach Wolegund, und hättet ihr, reine Jungfrau, noch viel anderes begehrt, Bürger oder Land, Gold oder Silber, bei meiner Treu zum Pfande, ich hätte es euch geben wollen.

An einem Pfingſttag brachte man das werte Mägdlein, und Hugdieterich empfing ſie tugendlich und lieſs ſich vor ihr auf die Knie zu der Erde nieder. Da ſprach die junge Königin: Ach minnigliche Jungfrau, laſst euer Knien ſein. Während dem erhob ſich ein Getümmel des Hofgeſindes in dem Pallaſt, wie man die Tiſche richtete in dem Saal. Als nun der König in Begleitung manches hochgebornen Mannes zum Eſſen gehen wollte, verlangte die alte Königin mit den zwei

königlichen Jungfrauen allein zu Tiſche zu gehen. Dem geſchah auch alſo, und man ſezte die Beiden einander gegenüber. Wie mag dem Hugdieterich doch wol geweſen ſein, als er jezt der Minniglichen gegenüber zu Tiſche ſaß? Er ſchnitt ihr das Brod vor, und betrug ſich gegen ſie mit viel hübſcher Hofzucht. Liebegarde, die viel werte Königin, erblickte und beobachtete ihr beider ſchön Geberde und ſprach: Du ſollt auch Hofzucht lernen, meine viel liebſte Tochter.

Walegund, der feſte König, war unterdeſſen, wie es ſich ziemte, bei ſeinen Gäſten, die er geladen hatte. Ein Graf fragte ihn: ach edler König, wer hat euch denn das ſchöne Hauptgewand und köſtliche Kleid hergeſandt? Das thät eine wonnigliche Magd aus dem Griechenlande, antwortete der König, die mein

Gesinde und hier bei meiner Tochter ist. Darauf ging er geschwinde hin zu den Gespielen und sie sassen da beide und hatten hohen Mut und wer sie hätte scheiden wollen, das wäre nicht gut gewesen. Hildburg, des Königs Tochter, wollte die Hildegund nicht entbehren, und sprach zu dem König: Lieber Vater mein, ich bitte, dass es euch gefällig sein möchte, die minniglicho Magd mit mir kehren zu lassen, sie wollte mich gerne auch reiche Hauben wirken lehren. Der reiche König antwortete: darum würde ich ihr hold sein, ihr willig von meinem Silber und Gold geben und wollte ihr, auf meine Ehre einen König unterthan machen. Hildegund sprach: Mein lieber Herr, ich will keinen Mann.

Nachdem die Festlichkeit bei Hofe ein Ende hatte und die Gäste wieder von

dannen geſchieden waren, nahm der König die beiden Geſpielen bei der Hand, führte ſie ſchnel auf den Thurm, und ſchloſs ſie da mit einander ein. Noch nie ward Hugdieterichen eine Freude ſo groſs. Der König thät, wie er ſollte, und lieſs ihnen ein gut Gemach und alles, was ſie nur haben wollten, nach ihrem Willen bereiten und ſchaffen. Der Wächter und der Pförtner muſsten ihnen dienen, und was ihr Begehr war, das gab man ihnen hinein

Hugdieterich lehrte nun dem holden minniglichen Mägdlein das rote Gold ſpinnen, welches er mit Seide vermehrte und ſie darnach unterrichtete, wilde und zahme Thiere damit in dem Rahmen zu ſtikken. Und nun höre man, ob der reine Furſt nicht groſser Tugend pflog! Wol zwolf Wochen lag er allein bei der

ſchönſt Mägd, ohne daſs ſie es innen ward, wie er ein Mann wäre. Endlich aber entbrannten die ſtarken Sinne ſein Herz, er wollte nicht länger warten und konnte ſich nicht mehr verhelen. Er umſchloſs ſie mit beiden Armen und erwarmte von Liebe, daſs es das Mägdlein verdroſs und ſie zu ihm ſprach: Ach meine traute Geſpiele, was meinſt du mit dieſen Liebkoſungen, und wovon mag die Rede ſein? Da antwortete er: Ich bin ohn' alle Schande kein minniglichs Mägdlein, ſondern der König Hugdieterich aus Griechenland. Um deinetwillen hab' ich groſse Arbeit erlitten, das ſoll mich aber nicht gereuen, du kaiſerliches Mägdlein, und ich ſchwöre dir hier, du wolgethane Jungfrau, daſs du mit Ehren

unter der Krone gehen ſollſt. O weh! der gröſsen Not, ſprach die Königliche, wird es mein Vater innen, ſo iſt es unſer beider Tod. Er aber überredete die Gute, daſs ſie ihr Weinen lieſs, und hieſs ſie zu ihm rükken, dem ſo wol zu Mute war.

Seitdem lebten ſie nun wieder wol ein ganzes Jahr und ſechs und dreiſsig Wochen mit einander, ohne daſs es jemand innen oder gewahr werden mochte, wie er ein Mann wäre, obgleich die alte Königin oft und häufig zu ihnen kam; bis endlich die reine Königin empfand, daſs ſie ein Kind unter ihrem Herzen trage. Gar heiſs fing ſie da an zu weinen, wand ihre Hände und ſprach mit groſsem

Leide: O lobenswürdiger Fürſt, unſer beider groſse Freude muſs nun ein Ende haben; dann ich hab' es wol empfunden, daſs ich ein Kindlein trage und wir müſſen zu der Stunde nun beide geſchieden ſein, obgleich, ſo viel wir auch ſinnen mögen, wir doch nicht hinab kommen werden. Hugdieterich antwortete ihr: Schweig, du liebe Königin, und gehab dich wol durch Gott! denn bei Gott im Himmelreiche, der dir, ſchönes Mägdlein, Seele und Leib erſchaffen hat, ſteht unſer beider Leben. Er wird uns gnädiglich helfen und uns ſeinen Rat geben, darum ſo ſollt du nicht verzagen, du kaiſerliches Weib.

Als nun die alte Königin Liebegard darnach mit Freuden nach dem Thurme

kam, die beiden feinen Mägdlein zu beſehen und zu erfahren, ob ihnen nichts geſchehen wäre, ſprach Hildburg gar ſittſam: Ach meine liebe Mutter, ich wollte dich gerne bitten, ob es nicht dein Wille ſein möchte, daſs du mich mit dem Mägdlein hinaus auf die Zinne gehen lieſseſt, damit wir unſere Augenweide an dem freien Felde hätten. Die Königin ſagte: das mag dir nicht ſchaden, daſs ihr euch auf der Zinne ergötzet, und ſie faſste mit jeder Hand eines der Mägdlein und führte ſie hinaus an das Ende der Zinnen. Da ſahen ſie zu derſelben Stunde auf dem Gefilde einen Haufen daher eilen mit Speer und Schild, und manchen hochgebornen Mann im Sturmgewand.

Die ſchöne Hildegund merkte ſogleich was es war und ſprach: die dort her reiten, ſind mir wol bekannt. Es iſt der reiche Herzog von Meran und gewiſslich hat ſie mein Bruder Hugdieterich hergeſandt und will ablaſſen von ſeinem Zorn. Hildburg erſchrack gar ſehr, er aber ſagte: bei aller Frauen Ehre, nun ſchweig du fein! So laſs dieſe Rede ſein, antwortete ſie, denn wenn ich dich in alſo kurzer Stunde verlieren ſollte, du ſchöne Hildegund, man müſste mich tod hinwegtragen. Da entgegnete ihr Hugdieterich: Du liebſte Geſpiele mein, wäreſt du auch ſo lange in fremdem Reiche und in ſolchen Schmerzen geweſen, und man ſendete nun nach dir, du würdeſt dich gewiſs auch von Herzen freuen, das glaube mir.

Unterdessen war nun Bechtung, der so gewaltig, von manchem kühnen Weigand begleitet, in das Land gekommen war, vor der Burg des Königs angekommen. Mit Gesang kamen sie auf den Hof geritten und wurden gar schön und nach ritterlicher Sitte empfangen. Sie übten da ihre Kräfte, bis man ihnen Essen und Wirtschaft genug brachte und verschaffte, als sie nur immer brauchen mochten.

Die alte Königin ging nun von den Jungfrauen weg, um zu schlafen, und der König Hygdieterich that auch also. Als er nun aber auf dem Bette lag, hatte er mancherlei Gedanken und es rang in seinem Herzen, wie die Sachen einzurichten wären, wenn er jetzt von hinnen

ſcheiden ſollte; daſs er die Ehre der Königin behielte. Er ſprach zu ihr: Du minnigliche Frau, weil ich dir gelobet habe, daſs du im Griechenreiche unter der Krone gehen ſollſt, ſo laſs es dich nicht verdrieſsen, mich jezt zu verlieren, denn ich will es dich genieſsen laſſen. Wenn nun die Zeit kommt, daſs du mit unſerm lieben Kinde, welches wir von Gott haben, zur Arbeit gehen ſollt, dann winke den Wächter herein, und heiſs ihn dir eine feine Jungfrau bringen, die laſs es auf dein Begehr in das Münſter tragen, damit ihm ein werter Prieſter die Taufe nicht verſagen möge. Und du, minnigliche Königin, wenn es ein Knäblein wird, ſo heiſs es Dieterich, als ich dir lieb ſein mag.

Sei es aber Tochter oder Knabe, erziehe es würdig, und magſt du, reiche Königin, ſo komme zu mir hinab. Zu deinem Dienſte nimm vier Ritter und Mägdlein mit dir, der Wächter und Pförtner werden mir mein Kindlein bringen. Beginnt ihr euch nun dem Griechenlande zu nähern, ſo werde mir eilends ein Bote geſandt, dann will ich dir mit manchem werten Mann entgegen eilen, und dich über alles, was ich zu der Zeit haben werde, gewaltig machen. Hildburg antwortete: Lieber Herr, wenn ich deinem Rat folgen ſoll, ſchäm' ich mich doch allzu ſehr, darum durch Gott thu' ſo wol und gewinne mir die, die du gerne haben willſt.

Hugdieterich ſtand auf von dem Bette, ging dahin, wo er den Wächter fand, nahm ihn bei der Hand, führte ihn in eine Ekke und ſagte: Ich habe ein Anliegen, und wollte, daſs ich es dir ſagen dürfte. Wüſste ich daſs du ſo verſchwiegen wäreſt, es zu vertragen, ich wollte dir mein Herz aufſchlieſsen, und du ſollſt es wol genieſsen, wenn du verſchwiegen ſein willt. Der Wächter ſprach: Ach hehre Jungfrau, ich gelobe euch, daſs mir nimmermehr kein Wort für meinen Mund kommen ſoll.

Nun ſo behüte die junge Königin vor aller Not, ſagte Hugdieterich, bis ſie ein kleines Kindlein hier gebären wird, dann ſollt du Gevatter werden und es

mir heim tragen. In grofsen Ängſten ſprach der Wächter: Ihr wiſst nicht, was ihr ſagt! Vernähme der König Walegund dieſe Mähre, es würde mir warlich übel ergehen, denn er liefs mich zur Stunde aufhängen. Wie hätte ich denn gehütet, wenn jemand herein kommen wäre? Ach übergütete Jungfrau, laſst dieſe Rede ſein.

Ohne alle deine Schuld iſt es ſo hier gethan, und der edle König wird dir auch ferner ſeine Huld nicht entziehen. Ich bin keine ſeine Jungfrau, ſondern ich heiſse Hugdieterich, und wiſſe, von mir trägt Hildburg das Kindlein. Und nun Wächter, merke auf, was ich dir ſage, und unterbreche mich nicht. Bei

meiner Treue, eine ganze Grafſchaft will ich dir darum geben, die forthin dein eigen ſein ſoll, wenn du mir die Frau und mein Kindlein bringeſt. Nimm vier Ritter zu dir und vier Mägdlein, auch den Thorwächter, darzu mein Kindlein, und bringt ihr mir meine Frau, ſo gebe ich euch, bei dem Pfande meiner königlichen Treue, ein Land dafür.

Der Wächter, dieſer guten Gelübde froh, und auch der Pförtner, gelobten dem Könige ihre Treue feſt zu halten, daſs es verſchwiegen bleibe, und auch das Beſte zu thun, wenn die Königin geneſen würde. Hugdieterich ging nun wieder zu ſeiner Frauen und ſprach gar tugendlich zu ihr: Wenn ich nun das

Land räume, du hehre Königin und kaiserliches Weib, hab' ich wol für dich und deine Ehre gesorgt.

Als nun der Tag heraufdringen wollte, that man aufstehen und die Messe singen hören, und als das gethan war, begann Bechtung zu sagen: Möcht es mit Willen sein, so wollt' ich gerne die edle Königin sehen, nach der ich von meinem hochgebornen König bin gesendet worden, und die Fahrt nun vollendet habe; denn sein Zorn ist vergangen, und ich soll die wolgethane nun aus der Fremde wieder in die Heimat führen. Da nahm Walegund behende das Wort und sprach: Ich werde sie nimmer lassen, denn ich habe sie meiner Tochter

für eigen gegeben, der ſoll ſie Treu erzeigen, dieweil ſie das Leben hat, und das hat die wolgethane mir auch ſicherlich verſprochen. Rechtung ſprach: Reicher Fürſt, man ſoll mich ſie ſehen laſſen.

Da holte man die beiden Mägdlein von dem Thurme herab, und es mag keinem Menſchen ſo Leid geſchehen, den man zugleich zum Grabe des Vaters und der Mutter führet, als Hildburg geſchah, da ſie gedachte, daſs ſie nun Beide ſcheiden müſsten. Hugdieterich aber als er ſeinen Meiſter ſah, empfing ihn gar freundlich und ſie ſprachen folgendes mit einander.

Ach mein lieber Meiſter, ſo lieb ich euch ſein mag, ſagt mir, was thut

mein junger Bruder? — Hochgeborne Jungfrau, antwortete Berhtung, er will seinen sehr grosen Zorn von euch ablassen, das gebe ich euch meine Treue zum Pfande, lobenswürdige Jungfrau: er will auch, dass euch Burgen und Lande untertan werden und euch nicht vertreiben.

Walegund sprach: Feine Jungfrau, ihr sollt durch meinen Willen jezt hier bleiben, sagt mir nur was ihr wollt; denn was euer Herz begehrt und wohin nun euer Sinn gestellt sein mag, das soll euch gewährt sein. Da sagte Hugdietrich seinem lieben Meister ins Ohr: Ich habe zwar die edle Königin erworben, aber lass dich nicht abtreiben und fahre

mich mit dir davon, denn wenn du mich hier bleiben lässt, ist es um mich gethan.

Die beiden Mägdlein sassen darauf mit einander bei Tische, die eine im grossen Leide, die andere aber gar froh. Hildburg in grossen Schmerzen weinete inniglich, worüber sich Hugdieterich von Herzen erfreuete. Und er stand auf und ging hin zu dem König Walegund, liess sich tugendlich vor ihm auf die Knie nieder und sagte: O Herr und tugendhafter Mann, gebt mir Urlaub; Gott dank' euch eure Ehre, die ihr mir gethan habt. Walegund antwortete: Gegen euren Willen soll euch Niemand haben; aber wer wird Hildburgs Trauer stillen, deren Freude nun vergraben wird?

Da zog der Held ein güldenes Fingerlein von der Hand, ging hin zu Hildburg und sagte: Sieh hier meine liebe Freundin, trag das um meinetwillen an der Hand; ich werde gewiſs dein Trauern ſtillen, dafür gebe ich dir meine Treue zum Pfande.

Der reiche Walegund hieſs ein Gewand herbringen, das war fein gewirket, und gar wonniglich mit rotem Golde und kleinen edlen Perlen beſchlagen. Er ſprach zu Hildegund: Nimm es hin durch den Willen mein, du reine Jungfrau. Und nun wurde ein Wagen, künſtlich von Gold bereitet, vorgeführt, die Königin zu empfangen und mit drei ſeinen Jungfrauen hinweg zu führen.

Walegund ſchickte ſich auch ſelbſt an, ſie zu begleiten, und er ritt mit ihr wol eine Meile Weges. Beim Abſchied ſagte er: Edle Königin, ich wollte gerne, es wäre euer Wille geweſen, hier zu bleiben. Hugdieterich antwortete: Ach Walegund, mein Herr! laſs dir Hildburg gnädiglich befolen ſein.

Nun ritt Hugdieterich recht gewaltig weiter und heim in ſein Land. Viel manche reine Ritter kamen ihm entgegen und empfingen ihn, wie es ſich wol geziemte. Unverdroſſen kamen ſie nach Konſtantinopel, und nach ritterlicher Sitte ſtiegen ſie von den Roſſen. Da führte man den König unter lautem Schall, der von allen Seiten ertönte,

in seinen Pallaſt. Wol ein ganzes Jahr lebte dieſer Fürſt nun hier allein und ohne ſeine reine Frau, aber ſo oft er an die minnigliche gedachte, war es ihm, als müſſe er ohnmächtig werden.

Hildburg ging, als die liebe Geſpiele ſie verlaſſen hatte, wieder zurück auf ihren Thurm, aber in groſsem Leide, ja ihr bitterliches Leid, Hagdieterich nicht mehr um ſich zu ſehn, war ſo groſs, daſs ſie ſich die ſchönen, ſeidengleichen Haare vom Kopfe riſs. Da ſprach der Wächter zu ihr: O edle Königin, laſſet eures Herzens Trauren und euer Klagen ſein, bis daſs euch, klare Jungfrau, der liebe Tag erſcheint, den ihr erwartet. Dann helf' ich euch für-

wahr, ſo gut ich nur immer mag. Die minnigliche Hildburg verbarg nun zwar faſt ihren Kummer, aber er war ſo gar kräftig und ſtark, daſs ſie doch oft und häufig weinen muſste, bis die Zeit kam, daſs die Reine eines ſchönen Sohnes genaſs. Es geſchah Morgens, ehe noch die Sonne aufging, daſs ſie im Verborgenen ein Söhnlein gebar. Bald darauf winkte ſie den Wächter herein, und der brachte ihr ohne Beſchwerde eine ſchöne Jungfrau. Da ward das kleine Kindlein gewaſchen und gereinigt, und Hildburg befal der Jungfrau, es in das Münſter zu tragen, und nicht nachzulaſſen, bis man es taufen und Dieterich heiſsen würde. Auch begann ſie gar geſchwinde aufzumerken und zu ſpähen, ob ſie kein Zei-

chen an dem Kinde sehen möchte, und als sie es umwande, fand sie ein Kreuzlein, an dem sie es als ihr Kind wol erkennen konnte. Als es nun aus dem Bade genommen war, legte man es hübsch in reine, seidene Tücher und wikkelte es in ein wohl bereitetes Kissen, um welches man, statt des Wiegenbandes, einen reichen, seidenen Gürtel wand.

Indem erschien die alte Königin Liebegard, die mit Freuden zu ihrer Tochter gehen wollte, vor dem Thurm, und bat den Pförtner sehr, sie einzulassen. In grossen Ängsten rief er der Königstochter zu: Verbergt das Kindlein, denn ich fürchte, dass es weinen wird, da es erst geboren ist, und so müssten wir alle zu-

ſammen das Leben verlieren. Sie ſagte: Herr Gott der reiche, der mich erſchaffen hat, der helfe uns gnädiglich und gebe uns ſeinen Rat. Da ſprach der Wächter: Habet guten Mut, ich habe eine Liſt erdacht. Wenn es euch gut dünket, wollen wir das kleine Kind, es heimlich zu verbergen, in den Burggraben hinablaſſen, bis wir wieder allein ſind und gute Weile haben. Hildburg fand dieſes gut, und ehe noch die Königin auf den Thurm kam, war das kleine Kindlein ſchon in den Graben hinabgelaſſen.

Gar züchtiglich kam nun Liebegard zu ihrer Tochter, als ſie dieſelbe aber erblickte, rief ſie aus: Wie biſt du doch

so blafs, und was ist dir heute geschehen? — Ach! ich wäre fast verdorben, sagte die Tochter, ich weiss nicht wie mir war und war wol dem Tode nahe, aber es wird mir durch Gott wol besser werden. Liebegard sorgte für ihr Leben und liefs edle und gute Speisen bringen, und bereitete dieselben, wie sie ihr nützlich sein konnten. Die junge Königin pflegte unterdessen doppelte Sorge in ihrem Herzen, dafs ihr Kindlein so unbehütet und allein in dem Hag lag und sie nicht wufste, wie ihm war, und dafs sie bald genesen möchte. Dieser Schmerz und solche grofse Pein drückten die Edle in ihrem Herzen und thäten ihr gar weh. Die Mutter aber blieb bis spät an den Abend, ehe sie von ihr ging.

Das kleine Kindlein lag unterdeſſen den ganzen Tag allein in dem Hag und pflegte ſeines Schlafes; denn da ihm durch Baden und Einbinden ſein Recht geſchehen war, ſchlief es geſchwind ein, daſs man es eben ſo wenig hörte als ſah. Ein Wolf, welcher oft in den Hag kam, Hüner und Kapaunen zu fangen, fand jezt das Kindlein, faſste es mit den Zähnen an dem Bande, und trug es hin in den Wald in eine Höle zu ſeinen vier jungen Wölfen, die waren erſt drei Tage alt und noch blind. Er legte es bei ihnen nieder, damit es ihre Speiſe ſein möchte; weil ſie aber wegen groſser Jugend noch blind wären und auch die Mutter ſuchten, ſo blieb das Knäblein unverſehrt.

Wir laſſen es jetzt bei den Wölfen lie-
gen, und hören wieder von der jungen
Königin erzählen. Dieſe, ſobald ihre
Mutter ſie verlaſſen hatte, winkte dem
Wächter, zu ihr hereinzukommen und
ſprach in groſsen Ängſten: Wo iſt mein
Kindelein? — Der Wächter flieg ſogleich
gar behende in den Burggraben hinab
und an den Ort, wo er das Kind hinab-
gelaſſen hatte, er konnt' es aber nirgends
finden, weil es hinweggetragen war.

Da dachte er gar geſchwinde: Was
ſoll ich dazu ſagen? Und ſein Herz
ſchwebte in groſsen Sorgen, bis er ſich
vornahm, dieſe Nacht hindurch bis an
den lichten Morgen hier zu bleiben und
dann der Königin zu ſagen: Sie hätten

des Kindlein taufen laſſen und heimlich verborgen. So bleibt es verſchwiegen, ſagte er zu ſich ſelbſt, wie es um daſſelbe ſteht; denn wenn ich der edlen Königin die Nachricht brächte, daſs es verloren wäre, ſo ſtürbe die Hochgeborne vor groſser Betrübniſs.

Und am andern Morgen, als es zu tagen begann, ging der Wächter in groſsen Sorgen zu ihr, und in eben ſo groſsen Ängſten ſagte ſie zu ihm: lieber, trauter Wächter, was thut mein Kindlein? — Man hat es heute getauft, edle Königin. — Da ſprach ſie mit ſanftem Sinne: Wer ſind denn die Gevattern mein? — Ich, und die reine Jungfrau, und die mein Herr noch gebeten hat; der Pförtner hat

heute, an meiner ſtatt, alleine gehütet. Darnach habe ich es einer guten Amme befolen, die wird es ſchön warten und tugendlich erziehen, wofür ich ihr ſechs Mark Goldes von wegen der Königin verheiſsen habe. — Sie ſprach: Fürwahr, dieſes Soldes ſoll ſie gewähret ſein.

Am folgenden Morgen als der König, wie er gewohnt war, jagen wollte, erblickte er den Wolf, welcher wieder in dem Hag des Burggraben lag. Man liefs die Hunde auf ihn los, und er floh gar ſchnell nach dem Walde hin zu ſeinen Jungen. Walegund wünſchte, dafs einer nachſchlüpfen mochte, aber es war Niemand ſo kühn, es zu unternehmen. Die Ritter und Knechte fingen aber unter

groſsem Geſchrei an zu graben, bis man die Wölfe in dem Loch erſtechen konnte.

Als man nun die Wolfe in ihrem Lager todgeſchlagen hatte, kroch ein Jäger hinein, ſie heraus zu holen; und als er wieder heraus wollte, da weinte das Kindlein. Er hob es auf und trug es ans Licht und da ſah er das wonneſame Kind. Und er ſagte: Schet, König Walegund, was ich hier für einen wonniglichen Fund gethan habe, ein ſchönes Kindlein, dem in aller Welt keines an Schönheit gleich ſein mag.

Da ſprach der hochgeborne König in groſser Treue: Es würde mich immer gereut haben, hätteſt du ſollen verloren ſein, was aber ſein oder werden ſoll,

das muſs geſchehen, und gewiſs möchte man auf dieſer Erden kein gröſser Wunder ſehen! Und der edle König, durch ſeine Tugend dazu genötiget, wikkelte ſein beſtes Kleid um das Kind, ſetzte es vor ſich nieder, verwahrte es ſo gut er nur konnte, und ſagte: Wir wollen wieder nach Salnek zurückkehren, Ritter und Knechte, und alle, wie wir hier ſind.

Da begleiteten ſie das Wild und auch das Kind unter groſsem Freudengeſchrei; und als ſie im Burghof eingeritten waren, ſtiegen ſie von den Roſſen, und der König ging mit dem kleinen Kinde hin zu der Königin. Er ſagte zu ihr: Nun ſehet, milde Frau, das Kindlein, welches ich bei den wilden Wolfen gefun-

den habe! Befolet einer Ammen, es wol zu erziehen, viel edle Königin, denn wenn es Gott haben wollte, daſs ein Mann aus ihm würde, tausend Mark ſchonen Goldes macht' ich ihm unterthan.

Liebegard theilte hierauf ihrer Tochter die Mähre von dem Kindlein mit. Da ward der jungen Königin das Herz gar ſchwer, denn ſie meinte in ihrem Sinne, man habe vielleicht ihr Kind hin zu dem König getragen. Als ihr aber die Mätter ſagte, wie man es gewonnen hätte, und wie es dem kleinen Kind ergangen wäre, da bat ſie die liebſte Mutter, es ihr auch ſehen zu laſſen, und wünſchte wol zu wiſſen, ob es getauft ſei, und meinte, daſs es wol ver-

edler Herkunft ſein müſste, weil es mit einem ſeidenen Band umwikkelt geweſen wäre.

Als aber die Mutter wieder weggegangen war, ſprach die junge Königin in groſsen Ängſten zu dem Wächter: Ach trauter Mann, ſage mir, was thut mein Kindlein? Er antwortete: Hehre Frau und traute Gevatter mein, man erzieht es nach groſser Ehre. Sie ſagte aber: Ich mahne dich bei der Stunde, die Gott über uns verhängt hat, thue mir die Wahrheit kund, wie es damit beſtellt ſei. Als ihn nun die arme Königin ſo recht und hoch mahnte, weinte er gar heiſs, wand ſeine Hände, und entgegnete ihr: O linde Frau, ich muſs die Wahrheit ſagen. Als ich es holte

wollte, wie es hinweggetragen, und ich konnte es nirgends finden.

Da ſtand die Königin traurig, denn ſie hatte Leids genug. Mit ihren ſchneeweiſsen Händen ſchlug ſie ſich ſelber, daſs das Blut von ihr rann und rief aus: O Gott vom Himmelreich, daſs ich es je gewann! hätt' ich es nicht geboren, ſo wär' ich ohne Schuld; nun aber habe ich Gottes Huld und auch mein Kind verloren und daran Hugdieterich, meinen lieben Herrn, von dem ich nun ewiglich muſs geſchieden ſein. Der Wächter ſprach: Laſſet euer Klagen anſtehen, denn ich ſage euch gute Mähre, die ich vernommen habe. Euer Vater hat ein Kind gefunden, wie mir geſagt

werden iſt, welches jetzt ohn' aller unſer Bemühen auferzogen wird; wollt ihr nun die Wahrheit ausſpähen, ſo bittet eure Mutter, daſs ſie euch das Kindlein ſehen laſſe; denn wenn ihr es nun beſehet, werdet ihr wol innen werden, ob es das eure ſein mag.

Liebegard, die Alte, wollte es nicht unterlaſſen, und kam mit mannichfaltiger Freude wieder zu ihrer Tochter, und erzählte abermals von dem Kind. Da ſprach die Tochter: Du liebſte Mutter mein, laſs es mich doch ſehen. Sie antwortete: das ſoll geſchehn, du ſchöne Tochter mein, denn ein ſchöner Kindlein magſt du nie geſehen haben. Dein Vater will es niemand laſſen, ſondern

es verſorgen. Morgen früh will ich der Amme befelen, es zu dir herauztragen.

Am andern Morgen bald kam die Amme mit dem Kinde zu ihr in den Thurm. Geſchwinde ſezte ſie's auf ihren Schoofs, wandt' es behend um, und da fand ſie das Kreuzlein, an dem ſie es wol erkannte. Sie zog ein Fingerlein mit Namen von ihrer Hand, gab es der Amme und ſprach in groſser Traurigkeit: Wäre ich, wo ich gerne wäre, ich wollte euch gnädig ſein.

Eines Tages nun als die alte Königin bei ihr ſaſs, und ſie von mancherlei Abenteuern dies und das mit einander ſchwäzten, ſprach die junge Königinn: Ach dürfte ich dir doch ſagen, was in

heimlicher Stille mein Sinnen beſchäftiget, und was mir geſchehen iſt. Die Mutter antwortete: du ſollt es mir billig ſagen, was dir geſchehen iſt, und bei allen deinen Tagen! es ſoll verſchwiegen ſein.

Nun ſo wiſſe, ſprach ſie mit ſanftem Sinne, das Kindlein, das die Wölfe genommen und in den Berg getragen haben, iſt mein, — und nun erzählte ſie ihr, wie ſie dazu kömmen wäre, und wie ſie das kleine Kindlein gewonnen hätte. Die Mutter ſagte beſonnen: Wer mag der Vater ſein? Das will ich dir kund thun, antwortete die ſchöne Hildburg, und nun vernimm die rechte Mähre. Der, welcher mich lehrte Hauben und

mancherlei zu nähen und zu wirken, war der König Hugdieterich aus Griechenland, und von ihm gewann ich das Kindlein. Da es nun nicht anders sein mag, und du meine Sinne weißt und wie es um mich steht, so kehre es auch zum Besten und gib mir deinen Rat, wie ich von hinnen kommen mag.

Deß sei Gott ewiglich gelobt! sprach die alte Königin, daß der edle König dein zum Weibe begehrt. Weil es denn also steht, so laß deine Sorgen entrinnen, und wie du von hinnen kommen mögest, dessen wird wol noch guten Rats werden. Hat denn das kleine Kindlein, die der Wolf gefangen hatte, die Taufe erhalten? — Ach meine liebe Mutter, das

war immer meine Klage: denn als du zu mir kamst, liefen wir es in den Hag und da hat es der Wolf weggenommen.

Darnach als die Königin Liebegard bei ihrem Herrn lag und sie sich von seltsamen Abenteuern unterhielten, sprach sie: Sorge will mich zwingen, o Walegund, Herre mein, wie soll man den Dingen thun, die nicht anders sein mögen und nicht mehr zu ändern sind? Die muss man fahren lassen, antwortete der König. — Nun so gib mir deine Treue, lieber Herr, dass es stets so sein möge. — Gerne, schöne Frau, und bei meinem Eide, entgegnete er.

Nun so muss ich dir, sagte Liebegard, seltsame Abenteuer erzählen, welche in

dieſer Zeit deiner Tochter begegnet ſind. Das kleine Kindlein, welches du gefunden haſt, iſt ſicherlich unſerer Hildburg. Wiſſe, die ſchöne Hildegund von Griechenland, welche ſie Hauben ſollte wirken lehren, war der König Hugdietrich, und von ihm hat ſie in dem Thurme das Kindlein gewonnen. Da es nun nicht anders ſein mag, ſo will ich dich bitten, es zum Beſten zu kehren. Darum ſende nach dem kühnen Helden und laſſe ihm deine Tochter, und mache ihm auch Land und Leute unterthan. Gleich als er zu uns geritten kam, ſah ich es in ſeinen Augen, daſs er ein Mann war, und ich ſagte es dir auch unverholen, aber du kehrteſt dich nicht daran.

Da gewann der hochgeborne König von dem grosen Zorn, der in seinem Herzen rang, gar manchen Gedanken. Er gedachte, die Mähre wär' erlogen, und sie wären von einem der Wächter hintergangen worden. Er glaubte, man habe sie beide betrogen, und konnte sich nicht vorstellen, dafs Hildegund ein Mann, sondern ein schönes und wolerzogenes Mägdlein gewesen sei, und meinte, dafs ihre Tochter auf den König Hugdieterich gelogen habe. Darauf liefs er die beiden Wächter fangen und binden; und als sie waren vor ihn gebracht worden, sprach er: Ihr müsset mir jezt sagen, von wem meine Tochter das kleine Kindlein getragen hat? Da antwortete der Wächter: Glaubet in der

Wahrheit, ich ſag' euch die rechte Mähre, und fragtet ihr mich auf den Eid, wie es die junge Königin begonnen hat, und bei wem ſie das kleine Kindlein gewann. Die minnigliche Hildegund nahm mich bei der Hand, führte mich nächtiglich hin an die Wand, und ſagte mir ſeltſame und unglaubliche Dinge, wie er der König Hugdieterich von Griechenland wäre. Er bat mich gar ſchön, ihn nicht zu verraten, und wie er mir eine ganze Herrſchaft zum Lehne geben wollte, die für meine Treue immer mein eigen ſein ſollte, wenn ich ihm ſeine Frau und ſein Kindlein bringen würde. Dieſer Gelübde froh, gelobt' ichs dem König. Mag es nicht alſo ſein, wie ich geſagt habe, ſo heiſſet mich aufhängen,

mein, trauter, lieber Herr. Alſo ſprach der Wächter und ſetzte noch hinzu: Was habe ich für Schuld an dem, was ihr ſelbſt ohne Gefährde gethan habt, daſs ihr den König allda an ihr einſchloſſet?

Iſt es dem alſo, ſo iſt die Schuld mein, ſagte Walegund. Zwar hatte ich es bei meinem Leben verſchworen, ſo keinem König zu geben, haben ſie es denn aber beide gethan, er und die Tochter mein, ſo ſages mir nun, wandte er ſich gegen die Umſtehenden, ob ich des Eides gegen Gott ledig ſein mag? Des Eides entbinden wir euch, ſprachen ſie alle zuſammen, und nun eilet mit dem Kinde, es bald taufen zu laſſen. Darnach als ſie hörten, wie Hugdieterich

das Mägdlein ſo liſtiglich gewonnen hatte, lachten die Herren alle, welche zugegen waren, und ſagten: Wenn die Sachen alſo ſtehn, ſo taufet es nach Ehren, denn es iſt eurer Tochter Kind.

Man gewann den Grafen Wolfelin, und die edle Markgräfin von Galizen und den werten Mann Sankt Jörgen, daſs ſie Gevatter wären, der Pförtner und Wächter aber muſsten jezt zurückſtehn. Darnach wurde das Kindlein zur Taufe bereitet, gar ſchön in reine, ſeidene Tücher gelegt: und als ſie ſittiglich damit fortgingen, ſagte die junge Königin: Nun nennet es Dieterich. Als man es aber aus der Taufe heben wollte, nannten ſie alle zuſammen den hochgebornen

Knaben Wolfdieterich, weil man ihn bei den Wölfen gefunden hatte. Graf Wölfelin gab ihm hundert Mark lautern Golden, das that auch die edle Markgräfin; Sankt Jörgen aber gab ihm fünfhundert und der Amme ein Fingerlein, worüber der König und auch die Königin sich verwunderten.

Als die Taufe ein Ende genommen hatte, sprachen sie alle zugleich zum König Walegund: Nun sollt ihr Boten zu Herrn Hugdieterich senden, ihm zu sagen, dass er zu seiner Braut komme, und dass ihr sie ihm gerne lassen und ihm auch Land und Leute unterthan machen wolltet. Da sagte der König: Wolfelin, werter Ritter und edler Graf,

nimmt Sankt Jörgen mit dir! Ihr ſollt die Boten ſein, denn ihr ſeid geſchickt zu ſolchen Dingen, und euch hab' ich auserſehn, mir den Helden Hugdieterich zu bringen.

Graf Wolfelin ward der guten Botſchaft froh, und er nahm ein und zwanzig ſeine Ritter, ſchön bekleidet, Sankt Jörgen aber, der gar weit bekannt war, nahm ihrer ſechzig, die ſollten mit ihnen reiten, hin in der Griechen Land. Da ſprach die junge Königin mit ſüſsem, ſanften Sinne: Ach edler Graf Wolfelin, weil ihr denn Bote ſein wollt, ſo ſaget dem reichen Fürſten, er würde wol noch wiſſen, was er geſagt habe, des Morgens als er von mir ſchied, und er möchte

weit und in seine Lande umher schikken, daß viel tapfere Helden in ihrem Staatsgewande kommen, damit man ihn hier zu Lande für einen Herren halten möge. Der Bitte seid ihr gewähret, viel edle Königin, antwortete der Graf. Darauf begehrten sie, er und Sankt Jörgen, Urlaub und eilten davon, bis sie am funfzehnten Morgen gen Konstantinopel kamen.

Zu Konstantinopel ritten sie gar herrlich, nach ritterlichen Sitten, recht und wie es sich ziemte, auf den Hof und gingen in den Saal und wurden überall schön empfangen. Graf Wölfelin ließ sich vor dem König Hugdieterich auf die Knie nieder und sprach: Gnade, reicher

Fürſt! durch euch ſind wir hier. Möchten wir, wie wir es gerne wünſchen, Botenbrod gewinnen; Hildburg, die Königin, hat einen ſchönen Sohn. Da fragte der klare Fürſt: Wann genas die Königin? — Es iſt mehr denn ein Jahr, mein trauter, lieber Herr. — Mit ſanftem Muto ſprach er: Wer ſind die Gevatteru mein? — Ich und der gute Sankt Jörgen und auch eine Markgräfin.

Hugdieterich ward den guten Gevattern froh, nahm jeglichen bei einer Hand und führte ſie hinein in ein Zimmer auf einen reichen Seſſel und lieſs ihnen klaren Wein bringen. Nun ſaget mir, ſprach er, was macht meine Frau? Wie hat es dem König und der Königin gefallen?

und wer der König wonig darüber? Ich möchte das gerne wissen. Da erzählten sie ihm die Mähre, wie es herausgekommen sei, wie der Wolf das Kind weggetragen und man es gefunden habe, und wie es beinahe das Leben verloren hätte. O dafs ich je geboren ward, sprach der reine Fürst, sollten die Wölfe meiner Kinder Ammen werden! Wie heifst denn nun des Kindes Name, meine lieben Gevätern? Wir hiefsen es Wolfdieterich, weil man es bei den Wölfen fand.

Darnach kam Herzog Berchtung in das Land geritten, und der junge Hugdieterich machte ihm die Mähre bekannt und sagte: Wir wollen nun hinreiten nach der Wolgethanen, und sie soll zu allen

Zeiten unter der Krone gehen. Wölfelin und seine Gefährten erhielten viele und reiche Gaben. Mit milder Hand gab man ihnen lichtes, rotes Gold, und Rosse und reiche Kleider als Botenlohn. Die Herren, welche mit ihnen waren, wurden nach grossen Ehren köstlich bekleidet, und mancher löbliche Ritter dergestalt mit Gold beschlagen, als es der König zu Salnek selber haben mochte. Bechtung, dem Meister sein, trug Hugdieterich auf, die edle Königin würdiglich zu empfangen. Darauf nahmen sie alle Urlaub und an dem achtzehnten Tag kamen sie gen Salnek.

Auf dem Felde vor der Burg hatte der reiche Walegund schöne Zelte und

auch köſtliche Gezelte, deren Knöpfe Glanz und hellen Schein gaben, bauen und errichten laſſen, die Gäſte, wenn ſie kämen, da zu erwarten. Sankt Jörgen ſprengte voraus, dem König die gute Mähr ihrer Ankunft zu berichten, und Walegund, der ſie noch nicht vermutet hatte, machte ſich auf und ritt dem Hugdieterich ein Stück Weges entgegen. Als er ihn nun erblickte, grüſste er ihn, wie es Sitte war, und ſagte: O ſchöne Jungfrau, wie freue ich mich, daſs mein getreuer Wächter nicht auf euch gelogen hat; denn bei meiner Ehre, ich wollte ihn aufhängen laſſen. Hugdieterich antwortete: Ach lieber Herr, da hättet ihr ihm unrecht gethan; weil ihr die hochgeborne Königin vor allen Männern

verſchworen hätten, muſste ich ſie alſo gewinnen. Darnach ritten ſie ein in die Burg, und wurden nach ritterlicher Sitte wol empfangen.

Hugdieterich ſagte darauf: Möcht' es mit Willen ſein, ſo wollt' ich gerne mein kleines Kindlein ſehn, das mir der Wolf genommen hatte, und an dem mir beinahe gar groſses Leid geſchehen wäre. Da kam die Amme mit dem lieben Kinde her, und Hugdieterich nahm es, küſste es gar lieblich auf ſeinen roten Mund und ſagte: Vor aller Welt mein Sohn Wolfdieterich, dein iſt das Königreich Konſtantinopel vor allen Kindern. Und der reiche König lieſs bei dieſen Worten einen köſtlichen Mantel von ſchönem Golde vor die Füſse hin fallen.

welchen er der Amme mit dem Kinde von dannen tragen hiefs. Dank euch, lieber Herr, sprach sie, für euer lichtes, rotes Gold, mit dem ihr mir meine Not gebüfset habt. Gott lafs euch ewiglich mit grofsen Ehren leben, denn ihr habt mir gar grofsen Lohn gegeben.

Unterdessen kam auch Liebegard mit ihrer Tochter gegen ihn daher gegangen, und zwei minnigliche Augen und ein rosenroter Mund empfingen ihn mit gar lieblichen Grüfsen. Liebegard sprach: Ach mein lieber Herr, wer hätte gemeint, dafs es meinem Kinde also ergehen würde, da ihr sie reiche Hauben solltet wirken lehren? Defs lachte der König Hugdieterich mit grofsen Ehren.

Man gab ihm nun tugendlich die liebliche Frau, und auch sein Königreich machte ihm Walegund unterthan, denn er und die Königin gaben die Hand darauf, dass es nach ihres Lebens Ende sein und ihrer Tochter eigen sein sollte. Der Hof währte vierzehn Tage, dabei wurde nichts gespart; und als sie nun von dannen fahren wollten, fragte Hugdieterich den König Walegund, ob er mit ihm in sein Land wollte, und Walegund gelobte es mit der Hand, ihm und seiner Tochter. Darauf nahmen die Herren Urlaub von der alten Königin. Für Hildburg waren hundert weisse Maulthiere bereitet, sie ohne Beschwerde nach Konstantinopel zu tragen. Die edle Markgräfin von Gallixen begleitete sie nebst sechzig

minniglichen Magdlein. Auf dem Wege kauften sie Alles, was ihr Herz begehrte, assen und tranken, und am funfzehnten Morgen kamen sie vor Konstantinopel an.

Rechtung hatte unterdessen manchen kühnen Helden um sich versammelt, und mit ihnen kam er jetzo entgegen geritten, die junge Königin, wie es sich geziemte, zu empfangen. Darnach ritten sie gar herrlich auf den Hof. Man empfing den reichen Fürsten nach ritterlicher Sitte, führte ihn und die schönen Jungfrauen in den Pallast, und es erhob sich von Freude ein wonniglicher Schall. Die Festlichkeiten, welche nun folgten, währten wol vierzehn Tage lang, dass man im Griechenlande noch davon saget. Nun be-

gehrte der König Walegund Urlaub, den man ihm gar ungerne gab, aber er wollte nicht länger warten. In kurzer Zeit kam er wieder nach Salnek und er konnte nicht aufhören, seiner Frauen kund zu thun, wie man ihn geehrt und was er gesehen hatte.

Die Gleichgültigkeit der Teutschen gegen ihre alten Dichter ist schon oft genug zur Sprache gebracht worden. Die hochgeachteten Stimmen der edelsten und trefflichsten Zeitgenossen sprachen mit Wärme und Patriotismus für die fast vergessenen Überreste alter, vaterländischer Poesie, — jedoch ohne Wirkung. Wie

möchte die Stimme eines Mannes, vielleicht nur durch die innige Liebe, welche ihn an dieſe heiligen Überreſte feſſelt, beglaubigt, es wagen, abermals auffordernd an dieſelben zu erinnern!

Genug, es iſt die allgemeine Erfahrung, daſs, einen Theil der Minnelieder ausgenommen, gerade die wichtigſten und koſtbarſten Hervorbringungen unſerer alten Poeſie, die Werke der epiſchen Muſe, bis auf einige wenige, demjenigen Publikum, welches im Beſitz höherer Bildung zu ſein glaubt, faſt noch gänzlich unbekannt ſind. Freilich iſt es ihm nicht zuzumuten, ſich mit der Sprache und Mundart des Zeitalters ihrer Entſtehung bekannt zu machen. Mit der Erlernung

fremder Sprachen beſchäftiget, durch jede Meſſe, in jedem Monat reichlich mit allen Arten ſogenannter literariſcher Unterhaltung überhäuft, darf die alte Mutterſprache keinen Anſpruch auf irgend ein kleines Opfer machen. Höchſtens nur in einer zweckmäſsigen Übertragung können ſich in unſern Zeiten und Verhältniſſen die Denkmäler derſelben vielleicht einiger Aufmerkſamkeit ſchmeicheln. Verſagt man ſie ihnen auch dann, ſo mögen dieſe heiligen Werke der Väter für die verartete Nachkommenſchaft verloren ſein und bleiben; — um nur hier und da die Einſamkeit der Wenigen, die ihren Wert zu ſchätzen wiſſen, deſto freundlicher zu erheitern.

Unter allen Heldengedichten des Mittelalters haben, seit Erfindung der Buchdruckerkunst, bis zum dreifsigjährigen Kriege, in diesen letzten Zeiten teutscher Selbstständigkeit, keine so viel Beifall gefunden und so grofses Aufsehen erregt, als jene drei, welche in der, unter dem Namen des Heldenbuchs bekannten Samlung zu uns gekommen sind. Kunstrichter, denen die alte Sprache derselben verständlich war, lasen sie mit Vergnügen, und fanden in dem Stoff einen eben so unerschöpflichen Reichtum an wunderbaren, romantischen Dichtungen und Mährchen, als in der Behandlung kühnen Wiz und lebhafte Einbildungskraft. Man bewundert den Reichtum sonderbarer und übernatürlicher Begeben-

heiten, die sie jemals wahrscheinlich zu finden. Man belacht die mancherlei lästigen Auftritte aus der Welt der duldenden Ritter, ohne sich im Ernst für ihre Schicksale zu interessiren. Man findet alles abenteuerlich und übertrieben, man glaubt nichts und liest doch alles mit anhaltendem Beifalle; weil der sinnreiche Witz der Erzähler die Thaten und Unfälle ihrer erdichteten Helden bis zur Täuschung grofs und unfehlend vorzustellen weifs. Man fand Stellen, die für Muster des malerischen Ausdrucks gelten können, und Beschreibungen, die bis auf die kleinsten Nüancen mit wahrer Kunst ausgeführt sind. Selbst Ariost soll die Fantasie nicht so lebhaft beschäftigen, als diese bilderreichen Sänger, die alle Unge-

heuer der sichtbaren und unsichtbaren Welt, mit Erscheinungen unaussprechlicher Schönheit vermischt, vor unsere Augen zaubern.

Ich setze nichts hinzu, denn es ist jezt und von diesem Orte nicht meine Absicht, über die Vorzüge und den poetischen Wert oder Nichtwert dieser Dichtungen zu sprechen, noch weniger sie zu loben; — vielmehr soll die voranstehende Probe nur ein bescheidener Versuch sein, sie durch und aus sich selbst dem lesenden Publikum verständlich, und dadurch schätzbar und lieb zu machen. Deswegen wurde die Episode, Hugdieterich und Hildburg, aus dem ersten epischen Gedicht des Heldenbuchs in unsere moderne Spra-

che überflügen. Sie ſei eine Anfrage an die Zeitgenoſſen, ob dieſes Unternehmen überhaupt und auf dieſe Weiſe fortzuſetzen ſei? —

Man hat vorgeſchlagen, unſere alten Gedichte gerade ſo wie ſie ſind, nur mit Interpunktionen und einem Gloſſarium verſehen, herauszugeben; allein es iſt zu zweifeln, ob ihnen auf dieſem Wege die Liebe des Publikums zu gewinnen wäre. Die Menge unverſtändlicher Worte und Redensarten, die erſt nachgeſchlagen werden müßten, würden den Genuß erſchweren und verderben, die zahlloſen Wiederholungen, durch den Reim veranlaßt, langweilen und ermüden. — Sie mit Beibehaltung der urſprünglichen Verſart zu

übertragen, möchte, unter andern wegen der erwähnten Wiederholungen, eben auch langweilig und ungenieſsbar werden; ein anderes Metrum aber würde durch notwendige Verſezungen und Wendungen, eben ſo gewiſs den kindlichen Mährchenton, wie jene eigentümliche knapp Form, Haltung und Vertheilung der Farben zerſtören, welche gerade den teutſchen Karakter des romantiſchen Zeitalters unſeres Volks ausmachen, mit welchem ſie uns durch ſich ſelbſt, als der ſchönſten Blüthe deſſelben, bekannt machen ſollen. Wer die beſondere Anordnung dieſer Gedichte, Versbau, Klang und Wortfall derſelben kennen lernen will, muſs ſich notwendig mit der Sprache und Mundart ihres Zeitalters bekannt

machen. Den Geiſt dieſer Kompoſizionen aber, Erfindung und Dispoſizion ihres Inhalts, Ton und Kolorit kennen zu lernen, iſt, nach unſerer Überzeugung, eine ſolche Übertragung, wie die verſtehende Probe, in welcher die alte Wortfügung in verſtändliche Proſa aufgelöſt wird, vollkommen hinreichend. Die Gründe dafür an einem andern Orte.

Nur die eine Bemerkung erlaube ich mir hier noch zu machen, daſs es mir ſcheint, die epiſchen Gedichte unſerer Väter wären weit eher einer zweckmäſsigen und ihrem Karakter unſchädlichen Übertragung und Nachbildung in die neuere Sprache fähig, als die Minnelieder; die erſte Epopöe des Heldenbuchs aber, aus

welcher die vorſtehende Probe genommen iſt, ſei unter allen dieſer Gattung gerade am wenigſten zu einer metriſchen Übertragung geeignet. Um jedoch auch denjenigen, welche weder Zeit noch Luſt haben, ſich mit der alten Sprache bekannt zu machen, einen Begriff von der beſondern pheriſchen Anordnung dieſer Gedichte zu geben, werde ich, bei künftigen Übertragungen derſelben, hier und da bei Dialogen, und wo es ſonſt zweckmäſsig ſein möchte, abwechſelnd die Versart des Originals beibehalten.

Friedrich Mejer.

IV.

Der frohe Junker.

Was kümmert mich die ganze Welt?
Ich habe Wein, ich habe Geld:
Ich lebe ohne Sorgen,
Vom Morgen bis zum Morgen.

Ich achte nicht der Groſsen Gunſt,
Des Ruhmes dünkelhaften Dunſt;
Mich preiſst beim vollen Becher
Der Kreis vergnügter Zecher.

Es werde Stern und Ordensband,
Der leere Titel eitler Tand,
Samt aller Langenweile,
Der Thoren Schaar'n zu Theile!

Fern sei von meinem hohen Schloss
Der Denker und der Dichter Troß!
Den Geist, den ich mir wähle,
Schlürf' ich in meine Kehle.

Der Wasserschlukker schecker Zahn
Zernage meinen Lebensplan!
Den Troß gereifter Trauben,
Soll mir kein Spötter rauben.

F.

V.

Die Nahen und Fernen.

O! Freundin, was die Menſchen trennt,
Sind nicht die fernen Hügel,
Iſt nicht die Zeit, die abwärts rennt,
Mit aufgelöſtem Zügel.

Die Sonne nahet nie dem Mond,
Der Süden nie dem Norden:
Doch was ſich liebet, wallt und wohnt
Vereint an allen Orten.

Die Menſchen trennt Verſchiedenheit
Der Wünſche und Gefühle;
Dem iſt der Buſen warm und weit,
Und dem verengt und kühle.

Ein Glück, das manchen hoch erfreut,
Kann mancher leicht entbehren.
Wo feſter Sinn die Stirne beut,
Da weint der ſchwächre Zähren.

Gefühle gleichen jenem Kraut,
Das die Berührung tödet:
Ein Herz aus zartem Stoff erbaut,
Iſt ſchüchtern und verödet.

Das Band, das traulich uns umſchlieſst,
Webt Gleichheit leiſer Triebe;

Wer in den Andern Seele lieſ't,
Der ſucht und findet Liebe.

E.

VI.

Die raſche Lebensreiſe.

Aufgeſeſſen, Schwager Kronos!
Tummle dich, die Nacht bricht ein. —
Laſs die Peitſche tüchtig knallen,
Raſch will ich durchs Leben wallen,
Und der ſchnellen Fahrt mich freuen!

Friſche Roſſe, Schwager Kronos!
Nimm das flüchtigſte Geſpann.

Eh' der ferne Strahl verſinket,
Eh' das Alter mich erhinket,
Ende mir die kurze Bahn.

Noch zwei Roſſe, Schwager Kronos!
Rauhe Wege drohen hier.
Mag die morſche Achſe krächzen,
Mag die dürre Nabe lechzen:
Bald erreicht iſt das Quartier.

Blaſe, guter Kronos, blaſe!
Dieſer Schild bringt Ruh und Raſt.
Sieh den Wirt mit kahler Rippe,
Nakt am Schädel, mit der Hippe —
Ha! er winkt dem neuen Gaſt.

E.

VII.

Ideenſpiele.

Der Menſch iſt einem Baume oder einer Pflanze zu vergleichen. Den Keim gibt ihm die Geburt; ſeine Erziehung iſt der Boden; und ſeine Schickſale das Klima.

Ein wirklich groſser Mann ſezt ſeinen Ruhm darein: daſs er ſich ſelbſt mit Überzeugung achten darf. Der ſtaunende Beifall Anderer iſt eine Folge dieſes Selbſtgefühls.

Die paſſive Nullität der meiſten Menſchen erniedrigt den filoſofiſchen Begriff von ihrer Beſtimmung und von ihren Anſprüchen. Wer die Menſchen in dieſem Lichte oft erblickt, der gewöhnt ſich daran, ſie gemisbraucht zu ſehen, er misbraucht ſie ſelbſt; und dieſe Gewohnheit endet in Verachtung.

Der rege, ſtrebende, eilende Geiſt unſeres Zeitalters macht in dem Gebiete der Wiſſenſchaften überall Aufſehn, und nirgends Epoche — und um ſo beſſer! denn Epoche machen, hieſse die Fortſchritte der Wiſſenſchaften retardiren.

Der Menſch hält ſich leicht an das Wahrſcheinliche, und iſt dennoch ſehr geneigt, etwas für unmöglich anzuſehn. Beides aus Bequemlichkeit. Dieſe Indolenz hat, in jedem Falle, nachtheilige Folgen für die Wiſſenſchaften gehabt. Doch iſt der zu leicht gefaſste Glaube verzeihlicher, als der zu raſch ausgeſprochene Unglaube: indem das Urtheil über Unmöglichkeit auf wenig poſitiven Erkenntnisgründen beruht; und der Begriff des Unmöglichen mithin viel unſicherer iſt, als der Begriff des Möglichen.

Der bekehrte Heide Akebar liefs ſich zugleich taufen und beſchneiden, damit er keinen Weg zum Himmel verfehlen möchte. Mancher betritt den Weg zur wiſſenſchaftlichen Wahrheit mit einem eben ſo unbefeſtigten, ſchwankenden Glauben, wie jener beſorgliche Konverſus.

Nachſicht gegen die Nachläſſigkeiten Anderer iſt ſelten Güte; öfterer eigene Nachläſſigkeit. Man kann daher von einem ſchlecht bedienten Herrn und ſeinen Dienern mit Recht ſagen: Wie der Herr, ſo die Knechte.

Den geſchäftigen N. — drükken ſeine häuslichen Sorgen nicht: denn ein unruhiges Treiben iſt das Element, in dem er ſich am beſten befindet.

Schach Balſu war ein Freund der Freigebigkeit: darum übte er ſeine Unterthanen im Geben. Auch war er ein Freund des Friedens: darum duldete er keinen Widerſpruch.

Grobe Leute halten ſich für ehrlich, und es gelingt ihnen meiſt, dieſe Überzeugung von ſich auch auf Andere überzutragen.

Der Geizhals ſollte, wie der Verſchwender, bevormundet werden. Beide ſind dem Staate gefährlich: Jener verdämmt und vertrocknet die Quellen des allgemeinen Wolſtandes; dieſer führt Überſchwemmung herbei.

Die Frauen halten ſich an die Handlungen der Männer, ohne die Triebfeder derſelben genau erforſchen zu wollen; daher verſtehen ſie die Männer nicht immer, aber ſie kennen ſie. Ihre Herrſchaft über die Männer wird durch empiriſche Behandlungsnormen geleitet.

Univ. Bibl. München

Eigenſinn iſt immer Beſchränktheit; Eigenwille iſt zuweilen Kraft.

Vernünftiger werden — oder älter werden, iſt bei vielen Menſchen eine gleichbedeutende Sprachform.

Wenigen iſt das Auge des Adlers verliehen, um wie er der Sonne ins Auge zu ſchaun.

Ein Freund kann zu viel Vollkommenheiten haben; aber eine Geliebte deren nie zu viel.

Der Unredliche hat Waffen, die der Redliche nicht führen mag. Bei diesem ungleichen Kampfe gebührt dem Besiegten der Ruhm.

Wer viel übersezt, sagt ein bekannter französischer Schriftsteller, der wird nie in den Fall gerathen, selbst übersezt zu werden. Diese Behauptung ist zu allgemein. Wer mit Auswahl übersezt und dies Geschäft als ein Studium behandelt, der kann sich einen eigenthümlichen Stil und einen sichern Geschmack erwerben, der ihm — so wie dem mit Kunstsinn kopirenden Maler — auch als Erfinder zu statten kommt.

Auge und Ohr: Beide Sinne dienten von jeher der Wahrheit und dem Irrtume. Welcher von beiden erniedrigte uns, wenn er getäuscht wurde, am meiſten?

Einem eitlen Menſchen genügt der Schein des Vorzugs; ſeine Anmaſſungen ſind daher erträglicher und unſchädlicher, als die Anmaſſungen des Ehrgeizigen.

Die Begeiſterung des Dichters iſt kein Rauſch, wie man zu ſagen pflegt. Sein Geiſt ruht auf dem Gegenſtande ſeiner Dichtung, mit der höchſten Beſonnenheit; nur ſich ſelbſt vergiſst der Dichter dabei.

Man ſagt: ein groſser General müſſe immer das Gegentheil von dem thun, was der Feind vermuten kann. Wer moraliſch groſs handeln wil, der thue nie, was der groſse Haufen von ihm erwartet.

Bei gelehrten Streitigkeiten ſind die Beweiſe das Haupttreffen; der Wiz im Hinterhalte, und die Schmähungen kann man dem groben Geſchüze vergleichen, das beim eilenden Rückzuge aufs gerathewol gegen den nachſezenden Feind abgebrannt wird.

E.

VIII.

Elegien.

Erſte Elegie.

Frei nach dem Franzöſiſchen.

Horchet, geliebteſter Mann! im wilden
Getöſe der Waffen
Auch der Sehnſucht Ruf, zärtlicher
Klage dein Ohr?

Und, wenn Ares gewaltig den flammenden Mut in der Bruſt dir
Anfacht, möchteſt du wol Thränen der Liebenden ſehn?
Welch Entſezen ergreift mir den bangen Sinn! ſchon verbreitet
Sich von der nahenden Schlacht lauter das dumpfe Gerücht.
Daſs der bedächtige Held, bei deſſen Fahnen du ſtreiteſt,
Rings mit ſiedendem Wall fruchtlos das Lager umthürmt.
Vorwärts ſchreite der Feind, der kühne; — mit Zittern vernehm' ichs, —
Lokke mit trozigem Hohn euch in der Schlachten Gefild.

Schauer durchbeben die Bruſt, mir ſtarret das Blut in den Adern,
Iſt es Ahnung, daſs bald mich das Entſetzliche trifft?
Auch dich reizet der Ruhm, du ringſt nach dem blutigen Lorbeer,
Kühnheit flügelt dir wild hin zu Gefahren den Schritt.
Solch aufblühender Reiz ziemt nicht so feurigem Krieger,
Solch ein trotziger Sinn ſteht dem Geliebten nicht an!
Hätten die Götter, als ſie dich bildeten, weniger tapfer,
Oder dich minder geliebt, weniger liebend gemacht!

Niemals kannt' ich die Furcht, die ſtets gefangen das Weib hält,
Kühnheit erfüllet das Herz, wie es die Liebe durchglüht.
Warum ward mir verſagt, an deiner Seite zu ſtreiten?
Folgt' ich, Geliebter! nur dir, faſste kein Schauer den Geiſt.
Ja, ich trotzte dem Tod, und hielt mit gefühlletem Arme
Über das theure Haupt lanzenabwehrenden Schild.
Deine hohe Geſtalt, und die Züge männlicher Anmut,
Jener ſtrahlende Blick, der mir die Seele durchdringt,

Stets verwundende Waffen in Eros lieblichem Streite —
Sind, wo Ares gebeut, nichtiges Zaubergeschoss.
Mörderisch wütet das Schwerd, der luftedurchschwirrende Pfeil trifft
Unerbittlich, der nicht Schönheit und Jugend verschont.
War Adonis nicht einst, wie du, mit Reizen geschmükket? —
Auch an Kühnheit ihm gleich droht dir das gleiche Geschick.
Trostlos sah Kytherea den Jüngling erblassen, die Göttin
Trauerte, denn ihr verschwindet ewig der Tartarus nicht.

Zwar mißfelet ihr Reiz, doch fühl' ich an Liebe mich gleich ihr,
Heiter, gingst du voran, eilt' ich zum Hades hinab.
Aber ich flehe dich an, o ewig holde Kytherе!
Du des zärtlichen Glücks Geberin, welcher der Scheu
Folget, mit fröhlichem Schritt, wenn dir gefällig, o Göttin!
Je dein süßes Gesez rühmte des Mädchens Gesang.
Wenn den lächelnden Sohn ich pries, und die goldenen Pfeile,
Die er in jegliche Brust flammenentzündend versendet:

O so lass, dem Olimp entschwebend, leuchten die Blikke,
Welche den trotzigen Gott, sanft ihn entwaffnend, besiegt.
Ja — erhalt' es von ihm, dass nicht er dem Herrlichen schade.
Doch, was sich ich? dir droht, Thörin! die ärgste Gefahr!
Sihe Küpris den Mann, für den ich flehe, sie würde
Nebenbulerin mir, Ares entflammte der Neid.
Ach! bei der Schreckuisse Menge vertrau' ich nur dir, o Geliebter!
Stets gedenke, dass du alles dem Liebenden bist.

Dir nur fließet die Zähre der Sehnſucht,
dir nur verſiegt ſie,
Und mit dem Stahl, der dich trifft, raubt
mir die Parze das Licht.

A.

Zweite Elegie.

Schweigt, ihr Wipfel! um mich, verſtumm', o Platanengeflüſter!
Nachtigall! flöte mir nicht, halte den Odem, Natur!

Denn, dort wandelt sie still die Buchengänge herunter,
Leis' im schwankenden Gras gleitet ihr Zefürosschritt.
Aber mit sinnigem Ernst, in des Schleiers leichter Umhullung,
Senkt sie das Haupt auf die Brust, blickt in die Ferne hinaus.
Jetzt an des kühlenden Baches Erfrischungen, jetzt an der Grotte
Moosdach steht sie, und wirft herbstliche Blüt' in die Flut.
Liebe! warum so ernst? — Die Wellen entführten die Blüte,
Ach, und die Stunden der Lust flohen im Strome der Zeit.

Dritte Elegie.

Hab' ich ſie recht gedeutet, des Blicks hinſchmachtende Sehnſucht,
War es der fernere Freund, dem er hinüber gefolgt?
Ach! und ich war dir ſo nah! in des Zitiſus dichter Umſchattung
Saſs ich geſchmiegt, und lauſcht', aber du wuſsteſt mich nicht.
Wol auch hab ich bemerkt, wie ſie flatterten, wie im Gewühle
Rings um dich ſich gedrängt Herren der feineren Welt.

Und du drehteſt den Hals und lächelteſt, aber im Lächeln
Zog ein ſtillerer Ernſt über die Stirne dir hin.
Ja — mir war ſie geweiht, die Erinnerung! weil du allein warſt,
Unter dem läſtigen Schwarm du und die Liebe allein.
Links umdufteten dich Hiazinthen, du dachteſt der Blume
Deines Freundes, und bliebſt ſchnell, ſie zu pflükken, zurück.
Und du wandeſt den Strauſs, und drückteſt ihn ſanft an den Buſen,
Da ergriff es mich, raſch drang aus dem Buſch ich hervor,

Alles vergeſſend, da huſtete dumpf die alte Duena,
Welche, beſorgt, die Zurückbleibende kauchend geſucht.
Und mich Trunkenen riſs ſelbſt Amor zurück ins Gebüſche:
„Raſender! zähmſt du dich nicht, trümmerſt du ſelber dein Glück?
„Achteſt du nichts den Verrat an der Liebenden zartem Geheimnis,
„Wiegt ein Moment der Luſt Jahre der Reue wol auf?“
Ach! wol waltet er mein mit Bedacht, doch — hab ich gefrevelt,
Warum warſt du mir nah, warum ſo lieblich und hold?

S.

Vierte Elegie.

Still umdämmert mich rings des Vollmonds ſanfte Beleuchtung.
Werd' ich ſie finden, die Spur, die ſie mich geſtern geführt?
Hier am rauſchenden Bach — Wie ſchön er die Sterne zurückſtrahlt!
Dort im zitternden Naſs biſt du nicht Heſperos Glanz?
Ja, er winkt — willkommen du mir, o Bote der Liebe!
Kündeſt im Spiel des Gewogs du mir am Ufer den Pfad?

Hin ins Platanengehölz — Wo bin ich? — Dichtere Schatten
Senken ſich rings um mich her, bergen den Schimmer des Sterns.
Aber entfloh auch er, die Wölbung des Hains, o Selene!
Spalte mit zweifelndem Schein. Liebenden biſt du ja hold.
Wird in der Vorzeit Lied doch Endymion ſelig geprieſen,
Denke des Freunds in mir, Amor umfängt mich, wie ihn.
Nicht den feindlichen Mann im Hinterhalt zu erlauern,
Oder nach Beute zu ſpähn, wandl' ich, ein Pilger der Nacht.

Ach! heut war ſie umgeben vom läſtigen
Drang der Geſellſchaft,
Einſam im dichten Gewül eilte der
Tag mir dahin.
Und da flüſterte ſie, kaum hörbar, mit
ſinnigem Handdruck:
„Liebenden dämmert der Hain!“ —
Helle mir, Göttin! den Pfad.

S.

Fünfte Elegie.

Ach! es ſagt es kein Lied, kein Lied ſoll laut es verkünden,
Was im Innerſten hier ſo mir die Seele durchbrennt.
Ach! vergäſs' ich es doch, und möcht' es entſchwinden der Seele,
Wie der dämmernde Rauch ſchnell vor dem Winde zergeht.
Blieb ihr kein Fuſstritt doch, kein Hauch, kein Atem zurükke,
Keiner der Blikke, der erſt Licht in die Finſternis goſs;

Nicht die Fülle des Augs, an dem du
zum Gott dich erſchaueſt,
Nicht dies wallende Haar, ſpreitend
die Dämmrung umher;
Nicht der lechzende Mund, die ſanft ſich
theilende Lippe,
Welche zum Kuſs auffchwillt, ſüſs vor
ambroſiſchem Thau,
Nicht dies volle Geſicht, und der Hals,
wie ein marmorner Pfeiler,
Noch, wo im trunkenſten Rauſch
ſchwelgende Seligkeit glüht.
Wo es einhertritt, ſchwebt und rauſcht
und ſtarrt um die Göttin,
Und die Luft um ſie her ſanfter zu
werden beginnt.

Wo vor der hohen Geſtalt kein verwegener Blick ſich empordrängt,
Nie der Bewunderung Aug ſich vor der Herrlichen ſchließt,
Jeder verlangt, und jeder empfängt, und jeder vor Durſt glüht,
Den kein rinnender Quell wechſelnder Seligkeit labt.
Ach unſingbar Gefühl! ach nie genanntes Verlangen!
Ach der Seligkeit Schmerz, den das Verlangen gebiert!
Iſts ein Traum, was Liebe du nennſt, wer lebt, als im Traume?
Welche Wirklichkeit füllet die Schatten mir aus?

Sag' es kein Mund, kein Wort ausſprech'
es, verſiegl' es im Schweigen,
Was dir mit voller Gewalt alſo die
Seele beſtürmt.

K.

IX.

Bertrand Du-Guesclin,

als Knabe und Jüngling.

Bertrand Du-Guesclin, Konnetable im vierzehnten Jahrhundert, einer der berühmtesten Helden in den Zeiten der Chevalerie und der grösten Männer seines Jahrhunderts, dessen Asche die freien Nachkommen seines Vaterlandes jetzt aufsuchen lassen, die heiligen Überreste des

von ihren Vätern allgemein geliebten Helden dankbar zu ehren; — war der älteſte Sohn des Robert Du-Gueſclin, eines durch ſeine Tapferkeit berühmten Nachkommen einer altadeligen Familie in Bretagne und der Johanna von Malemains aus der Normandie. Das Glück hatte ſeinen Vater wenig begünſtiget; denn auſser den geringen Zubehörungen ſeiner altväterlichen Burg Broon, in der Nähe von Rennes, beſtand ſein gröſster Reichthum in dem Ruhm ſeiner Tapferkeit und dem Adel ſeines Hauſes.

Nach einem unter dem groſsen Haufen der Menſchen ſehr gemeinen Wahn, ſollen auſserordentliche Männer durch eine beſondere und ausgezeichnete Gunſt

des Glücks über ihr Zeitalter emporgehoben werden, ja man bemüht sich, den kleinsten Umständen ihrer frühern Tage nachzuspüren, um zu erforschen, ob nicht vielleicht das Schicksal schon damals, wol gar noch vor der Geburt, einen Wink ihrer künftigen Grösse gegeben habe. So wurde auch aus dem Ruhm unseres Helden, in den schönsten Tagen seines Lebens, ein Traum seiner Mutter, welchen sie in den ersten Zeiten ihrer Verbindung mit Robert noch vor Bertrands Geburt gehabt hatte, für einen solchen Wink des Schicksals erklärt.

Ihr kam es im Traume vor, so erzählt die Sage, sie sei im Besiz eines Kleinodienkästleins, in welchem sie ihr und

ihres Mannes Bildniſſe erblickte. Auf der einen Seite wurde daſſelbe von einem einzigen trüben Stein bedeckt, welcher ihr wie ein roher noch ungeſchliffener Kiefel erſchien. Auf der andern Seite erblickte ſie drei Diamanten, drei Smaragden und drei Perlen, unordentlich unter einander gefaſst. Sie war entſchloſſen, den Kiefel wegnehmen zu laſſen, weil ſie glaubte, er ſei ſeiner Stelle nicht wert; allein ein Steinkenner gab ihr den Rat, ſie möchte ihn ja in Acht nehmen und ſolle ihn nur abwiſchen. Kaum war dieſes geſchehen, ſo erblickte ſie einen Brillianten, ſchöner, koſtbarer und glänzender, als ſie je einen geſehen hatte. Darnach kam es ihr vor, ſie habe eine der drei Perlen verloren, und voll Unruhe

über diesen eingebildeten Verlust erwachte sie.

Bertrand war ein heftiges, ungestümmes und eigensinniges Kind. Kaum konnte er laufen, so drohte er auch allen Menschen, die sich ihm näherten, ohne Ansehen der Person, mit dem Stock, und besonders seine Gespielen waren seinen Schlägen ausgesezt. Als er ein wenig älter geworden war, gab man ihm einen eigenen Aufseher, dem es zur Pflicht gemacht wurde, seine wilden Neigungen im Zaum zu halten und zu leiten, und ihn im Lesen und andern dem zarten Alter der Kindheit angemessenen Gegenständen des menschlichen Wissens zu unterrichten. Doch die Bemühungen desselben blieben

ohne Wirkung. Der Knabe zeigte die heftigſte Abneigung, Etwas zu lernen, und in der Hoffnung, daſs ſich dieſelbe mit den Jahren verlieren würde, nötigte man ihn vorjezt auch nicht weiter dazu. Weil aber alle ſeine Äuſserungen, Neigungen und Bewegungen das Gepräge einer rohen Heftigkeit und Wildheit trugen, behandelten ihn ſeine Ältern und die Bedienten des Hauſes gleichfalls mit Heftigkeit. Doch der wilde Knabe lieſs ſich dadurch nicht niederſchlagen, vielmehr wurde ſein Gemüt nur noch ſtörriger und widerſpenſtiger. Man hielt endlich ſeine Äuſserungen für die Folge eines böſen, verdorbenen Herzens, und ſeine Ältern, beſondors der weiche, ſanftere Geiſt ſeiner Mutter, betrachteten ihn nur

mit Schmerz und Bekümmernis, ja die letzte wünschte mehr als einmal seinen baldigen Tod, damit er nicht dereinst Schande über ihr Haus brächte. Es war nun so weit gekommen, dass er nicht mehr mit ihr und seinen Geschwistern an einem Tische essen durfte. In einer Ekke des Zimmers war ihm ein besonderer Tisch bestimmt, von wo aus er mit ansehen mußte, wie seine Brüder von der Mutter mit Liebkosungen und Lobeserhebungen überhäuft wurden.

Unter solchen ungünstigen Verhältnissen erreichte der Knabe ein Alter von sechs Jahren. Mit jedem Tag verzweifelte man mehr an seiner Besserung, und doch hatte man noch nie versucht, ihn

durch Liebe und Güte zu dem zu bringen, was man durch Zwang nicht erreichen konnte. Ein sonderbarer Zufall brachte zu rechter Zeit in der Art und Weise ihn zu behandeln, eine günstige Veränderung hervor, durch welche vielleicht sein ganzes künftiges Schicksal bestimmt wurde.

Eines Tages, während der Mahlzeit, sieht Bertrand, endlich von höchstem Gefühl der Ungeduld, sich beständig zurückgesetzt zu sehen, ergriffen, mit Heftigkeit von seinem kleinen Tischchen auf. Er nähert sich dem Tische der Mutter, der Vater war eben abwesend, und verlangt mit einem kühnen und befehlshaberischen Ton von seinen Brüdern, ihm

Plaz zu machen. Die erſchrokkenen Knaben, von einem weit ſanftern Naturel, thaten, was er von ihnen verlangte, und die Mutter, durch dieſe Aufwallung eines Kindes von ſechs Jahren, angenehm ergriffen, erlaubte ihm, ſich an den Tiſch zu ſezen. Kaum aber war dies geſchehen, ſo fuhr er unartig nach allen Schüſſeln, nahm die Speiſen ſo begierig und ungeſchicht, daſs ihm die Mutter befal, wieder wegzugehen, und hinzuſezte, er verdiene, um ſeines ſchlechten Betragens willen, in Zukunft mit den Bedienten zu eſſen. Bertrand, voll Verdruſs, ſich ſo übel behandelt und von dem kaum eroberten Ehrenplaz wieder verjagt zu ſehen, ſprang von ſeinem Stule auf und ſtieſs mit einer ſolchen Heftigkeit gegen

den Tiſch, daſs er auf ſeine Brüder ſtürzte. Die Mutter war eben im Begriff, ihn dafür zu züchtigen, als ſie durch die Ankunft einer Nonne, welche in demſelben Augenblick ins Zimmer trat, daran verhindert ward.

Dieſe Nonne war die Tochter eines gelehrten jüdiſchen Arztes, und nach dem Tode ihres Vaters zur chriſtlichen Religion übergegangen. Von ihm hatte ſie die Geheimniſſe ſeiner Kunſt als Erbtheil erhalten, und war nicht allein wegen ihres groſsen Verſtandes und ihrer Kenntniſſe in der Heilkunde, ſondern auch wegen ihrer genauen Bekanntſchaft mit der Kabala und dem mantiſchen Wiſſenſchaften der Hebräer und Chaldäer be-

kannt. Indem ſie jetzt die edle Hausfrau mit der Urſache ihres Beſuchs bekannt machte, erblickte ſie den kleinen Bertrand in einer Ekke des Zimmers, wo er ſich, von Ärger erhitzt, verborgen hatte. In dem Augenblick fielen ihr in ſeiner Phiſiognomie unverkennbare Züge von Stolz und Größe auf, welche das Verlangen in ihr erregten, ihn näher und ſchärfer zu betrachten. Sie geht näher zu dem Knaben hin und begrüßt ihn mit den Worten: Gott ſegne euch, mein liebes Kind! Bertrand, einer ſo ſanften und ſchmeichelnden Anrede nicht gewohnt, nahm es für Spott, hob ſeinen Stock auf und entgegnete ihr rauh und heftig: Laßt mich in Ruhe, oder ich werde euch den Kopf abſchlagen! Die Nonne

liefs sich dadurch nicht abschrekken, sondern benuzte diesen Moment, ihn genauer zu betrachten. Als sie ihre erste Beobachtung, besonders durch einen ausserordentlichen Zug im Auge, bestätigt fand, bat sie ihn, ihr nichts zu Leide zu thun, denn sie habe ihm die gute Neuigkeit zu sagen, dafs er dereinst einer der grofsten Männer seiner Zeit werden würde. Sie kehrte sich darauf wieder zu der Frau vom Hause und fragte sie, wer dieses Kind wäre. Mit Thränen in den Augen antwortete ihr Johanna, es sei ihr ältester Sohn, aber er habe ein so böses Naturel, dafs sie fürchten müsse, er werde dereinst die Schande und eine Geifsel seiner Familie werden, und sie würde es für ein Glück ansehen, wenn ihn Gott

wieder wegnehmen wollte. Auch ihr Gemal sei über dieses unglückliche Kind untröstlich und bilde sich ein, es wäre durch die Nahrung der Amme verwahrloset worden. Um dem unangenehmen Eindruck seines Anblicks zu entgehen, verweile er nur selten und auf kurze Zeit in seinem Hause, um in den Zerstreuungen der Abwesenheit Trost zu finden.

Die Nonne entgegnete der edlen Frau: Ihr habt keine Ursache, darüber, daß ihr die Mutter eines solchen Kindes seid, betrübt zu sein, und wisst nicht, welchen Schatz ihr besitzt. Aus diesem Knaben wird einmal der größte Herr des Königreichs, der tapferste Mann und berühmteste Ritter der ganzen Christenheit

werden.“ Sie ſagte das mit ſo viel Zuverſicht, daſs Johanna zum erſtenmal eine beſſere Meinung von ihrem Kinde faſste; denn wie gerne iſt das Mutterherz geneigt, zu hoffen, was es wünſcht! Die Unterredung wurde dadurch unterbrochen, daſs man Speiſen für die Nonne hereinbrachte. Unter denſelben befand ſich auch ein Pfau, ein damals gewöhnliches und ſehr beliebtes Gericht. Der kleine Bertrand erblickte ihn kaum, als er ſchnell ſeinem Winkel verliefs, auf den Bedienten zulief, welcher denſelben trug, ihm die Schüſſel aus der Hand nahm, und ſie der Nonne mit den Worten überreichte: Ich bitte euch, meine ungezogenen Reden zu vergeſſen und meine Übereilung zu verzeihen. — Hierauf ging

er an den Schenktiſch, goſs ein Glas voll Wein und brachte es ihr mit der Bitte, daſs ſie es ihm zu Liebe trinken möchte. Die Nonne, von der Artigkeit des Knaben gerührt, überhäufte ihn mit Liebkoſungen und ſagte: Seine Handlungen wären Zeugen ſeiner vornehmen und erlauchten Abkunft, und ſie könne ihm nochmals verſichern, daſs er dereinſt der gröſste Mann ſeines Jahrhunderts werden würde. Niedergeſchlagen erwiederte Bertrand: Ich ſehe keine Wahrſcheinlichkeit, das Glück, welches ihr mir verſprecht, zu erreichen; denn man kümmert ſich wenig um mich, und die niedrigſten Bedienten meines Vaters haben die Erlaubniſs, mir zu widerſprechen und mich zu ermuntern. Die Mutter, von

Freude ergriffen, ſagte zu der Nonne, ſie habe ihn noch nie ſo artig geſehen. Darauf antwortete der Knabe, welcher es gehört hatte: Eine Frucht die keine Flekken hat, geräth ſelten; die aber, welche Flekken hat, reift langſam, doch deſto beſſer.

Während der Mahlzeit wiederholte es ſich die gute Johanna im Stillen wol tauſendmal, was die Nonne über das künftige Schikſal ihres Bertrands geäuſſert hatte, und obgleich nicht kühn genug, ſich das geringſte zu verſprechen, konnte ſie ſich doch eben ſo wenig enthalten, den holden Schmeicheleien der Hoffnung nachzugeben. Nach dem Eſſen bat ſie die Nonne mit auf ihr Zimmer

zu kommen, wohin ſie auch den kleinen Bertrand rufen lieſs. Die kluge Jungfrau muſste noch einmal ſein Geſicht und ſeine Hände betrachten, und Johanna beſchwor ſie, ihr Alles zu ſagen, was ſie von ſeinem Glück und künftigem Schickſal halte. Sie erzählte ihr jenen Traum, welchen ſie in den erſten Zeiten ihrer Ehe gehabt hatte, und machte ſie mit allem bekannt, was nach ihrer Überzeugung dazu dienen konnte, ein Urtheil, an dem ihr ſo viel gelegen war, zu beſtimmen. Die Nonne verſicherte ihr nochmals, daſs ſie, nach Vergleichung aller dieſer Umſtände, ſich zu der Behauptung berechtiget fühle: dieſes gegenwärtige Kind trage groſse Entwürfe in ſeiner Bruſt verſchloſſen, auch wären Tapfer-

keit, Liebe zum Ruhm und alle diejenigen Eigenſchaften, welche zur Ausführung derſelben dienen könnten, in ihm verborgen, und es ſei nicht zu zweifeln, daſs dergleichen Anlagen vom Glück begünſtigt werden müſsten.

Mit der gröſsten Aufmerkſamkeit hatte Johanna dieſen Geſprächen und Äuſserungen der Nonne zugehört. Da ſie keine Urſache hatte, den Verſtand und die Klugheit derſelben in Zweifel zu ziehen, ſo überredete ſie ſich deſto lieber, daſs etwas Wahres daran ſein könnte. Sie befal allen Bedienten, ſich in Zukunft artiger und höflicher gegen den kleinen Bertrand zu benehmen, und alle Gelegenheit zu vermeiden, ihn zum Zorn zu

reizen. Auch Ee ſelbſt war von dieſem Tage an weit ſanfter und gütiger gegen ihn als vorher, und nicht lange, ſo bemerkte ſie ſchon, welche ſichtbare Veränderung dieſe Behandlungsart in dem Knaben hervorbrachte. Mit jedem Tage wurde er ſanfter und umgänglicher, welches, wie natürlich, nicht wenig dazu beitrug, die ſchönen Hoffnungen der Mutter zu befeſtigen.

Robert, als er von ſeiner gemachten Reiſe zurückkehrte, wurde ſehr angenehm überraſcht, ſeinen Sohn ſo vortheilhaft verändert zu finden. Johanna unterrichtete ihn von allem, was in ſeiner Abweſenheit vorgefallen war. Der tapfere und ehrenfeſte Ritter, ein ächter

Bretagner nach alter Art und Sitte, ohne Kunſt, Falſchheit und Aberglauben, lieſs ſich zwar von den ſchönen Verſprechungen, die man ihm von der dereinſtigen Gröſse ſeines Sohnes machen wollte, weder ſchmeicheln noch täuſchen; da ihm jedoch die auffallende Veränderung, welche mit dem Knaben vorgegangen war, nicht entging, und dieſer ſelbſt, mehr als einmal, voll Zuverſicht zu ihm ſagte, er würde einmal ein gröſser Mann werden, — ſo ſah er nun wol ein, daſs es ihm nicht an Geiſt fehle, und daſs er zum Guten geleitet werden könne. Er beſchloſs von nun an, allen Fleiſs auf die Erziehung deſſelben zu wenden, und nicht lange war dieſes geſchehen, ſo wurden ihm mit jedem Tage die glücklichen Anlagen, mit wel-

chen die Natur den Knaben ausgeſtattet hatte, immer deutlicher; und er fing ſelbſt an zu glauben, daſs die Erfüllung deſſen, was man ihm von demſelben habe verſprechen wollen, nicht unmöglich ſein könnte. Er verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit auf ihn, unterhielt ihn von ſeinen kriegeriſchen Abenteuern, von den Schlachten, welchen er beigewohnt hatte, unterrichtete ihn von der dabei beobachteten Schlachtordnung und den groſsen ausgezeichneten Thaten, welche dabei vorgefallen waren. Er erzählte ihm von Alexander und Cäſar, ihren Thaten und Eroberungen, und bemerkte mit Wohlgefallen das Vergnügen, welches dieſe Geſchichten dem Knaben gewährten, wie er mehr als einmal vom ſchönen Nacheifer

ergriffen, den Wunſch äuſserte, eine des Ruhmes der Nachwelt würdige That zu thun, und beklagte, daſs ſein Alter es ihm noch nicht erlaube.

Nachdem Bertrand mehr herangewachſen, gröſser und ſtärker geworden war, fing Robert an, ihn in den Künſten des Kriegs zu unterrichten. Er lieſs ihn mit dem Bogen ſchieſsen, lehrte ihn mit dem Streitkolben, dem Degen und der Lanze umgehn, lieſs ihn ringen und ſpringen, reiten und ein Pferd regieren, Soldaten in Ordnung ſtellen und was dergleichen in jenen Zeiten gewöhnliche kriegeriſche Übungen mehr waren. Er machte ihn mit dem ganzen Dienſt der Reiterei und des Fuſsvolks bekannt, und der fähige

Knabe zeigte viel Gelehrigkeit, und bei allem, was er that, ſo viel Anſtand als Verſtand.

Unter dieſen Beſchäftigungen erreichte er ein Alter von vierzehn Jahren. Aus eigenem Antrieb war er nun darauf bedacht, ſich in dem, was ihn zeither gelehrt worden war, auch praktiſch zu üben. Deswegen verſammelte er mit raſtloſer Thätigkeit zwei- bis dreihundert junge Leute ſeines Alters aus der Nachbarſchaft um ſich her, dieſe theilte er in Kompagnien, erklärte ſich als ihren Anführer, gab ihnen Geſeze, unterrichtete ſie in der Art zu ſtreiten, ſtellte ſie in Schlachtordnung, ließ ſie mit einander kämpfen, ließ kleine Feſtungen aufwerfen, dieſe angreifen und vertheidigen,

ſezte Belohnungen aus für diejenigen, welche ſich durch Tapferkeit oder Geſchicklichkeit auszeichneten, belohnte und ſtrafte, und mit einem Worte, bewies ſich überall als ihr Anführer. Mit ſeinem Beiſpiel ging er ihnen vor, und zeigte auf der einen Seite eben ſo viel Tapferkeit und Unerſchrokkenheit, als auf der andern Würde und Gerechtigkeit. Dieſe unſchuldigen Kriege waren aber nicht ohne Gefahr für die Kämpfer. Jeden Tag wurden einige und oft ſchwer in den Schlachten und kriegeriſchen Übungen verwundet, und Bertrand blieb ſo wenig wie die andern von Streichen und Wunden befreit. Faſt jeden Tag kam er mit Staub und Blut bedekt in die väterliche Wohnung zurück. Eben ſo oft liefen neue Klagen

der Ältern ſeiner Kameraden ein, daſs keiner derſelben unverwundet ſei: ſo daſs Robert, nachdem er eine Zeitlang zu dieſen Kämpfen geſchwiegen hatte, es für notwendig hielt, ihnen durch ein ernſtliches Verbot ein Ende zu machen.

Durch dieſes Verbot wurden nun zwar die öffentlichen Verſammlungen der jungen Krieger, ihre allgemeinen Ring- und Schlagpartien unterbrochen; ſo oft aber Bertrand einem ſeiner alten Kameraden und Kriegsgefährten begegnete, nötigte er ihn, mit ihm zu ringen oder zu kämpfen. Gewöhnlich ſchickte er ſeinen Gegner mit einem zerbrochenen Arm oder Bein nach Hauſe, und täglich wurde ſein Vater mit neuen Klagen beſtürmt. Die-

ſer, um den beſtändigen Unfertigkeiten des jungen Raufbolds auf einmal ein Ende zu machen, entſchloſs ſich endlich zu einer ſtrengen Maafsregel. Er lieſs ihn in ein Zimmer des Hauſes als Gefangenen einſchlieſsen. Alle ſeine Freunde muſsten ihn beſuchen und mit Vorwürfen überhäufen, welchen Schimpf er ſich dadurch, daſs er ſich mit den jungen Hirten eingelaſſen, zugezogen habe, wie ein ſolches Betragen eines jungen Edelmannes ganz unwürdig ſei, und er ſich dadurch vor der ganzen Welt verächtlich mache. Sie erinnerten ihn daran, daſs Alexander der groſse, deſſen Begebenheiten ihm ſo viel Vergnügen gemacht hätten, ſeinem Vater, als er ihn eines Tages aufforderte, bei den olümpiſchen Spielen mit den

jungen Griechen um den Preis zu kämpfen, geantwortet habe: er wolle es wol thun, wenn ſie nur junge Könige wären. Sie verſicherten ihm, daſs er bei einem ſolchen Betragen alle Anſprüche auf die Hoffnung jenes Glücks, welches ihm verſprochen worden ſei, aufgeben müſſe.

Dergleichen Geſpräche machten einen tiefen Eindruck auf den jungen Gefangenen. Er verſprach, nie wieder dergleichen Feler zu begehen. In der Hoffnung aber, daſs dieſe guten Vorſäze deſto tiefer in ſeinem Gemüt einwurzeln mochten, verſchob es der Vater von Zeit zu Zeit, ihm die Freiheit wieder zu geben. Vier Monate hatte Bertrand ſchon in dieſer, für einen jungen Menſchen ſeiner Art,

doppelt unerträglichen Lage zugebracht, als eines Morgens ein Dienſtmädchen des Hauſes in ſein Zimmer kam, etwas dort zu ſuchen. Dieſe günſtige Gelegenheit ließ er nicht unbenutzt. Schnell ſprang er aus dem Zimmer, verſchloſs das Mädchen in demſelben, und glücklich gewann er das freie Feld. Hier begegnete ihm ein Knecht ſeines Vaters, der einen mit zwei Stuten beſpannten Karrn leitete. Sogleich nahm er ihm eine derſelben ab, ſchwang ſich, obwol er weder Sattel noch Zaum hatte, darauf, und ſchlug den Weg nach Rennes ein, mit dem Vorſaz, einen Oheim, der dort wohnte und welchen er vorzüglich liebte, aufzuſuchen, in der Hoffnung, daſs ihn dieſer mit ſeinem Vater wieder ausſöhnen würde.

Als er nach Rennes kam, fand er seinen Oheim nicht zu Hause, sondern nur dessen Gemalin. Diese, als sie seinen schlechten Aufzug sah, fasste sogleich die Vermutung, dass er ohne Erlaubniss möchte gekommen sein, und machte schon Anstalten, ihn seinen Ältern zurückzuschikken, als zum Glück der Oheim nach Hause kam. Ihm erzählte Bertrand aufrichtig sein Abenteuer und bat um einen Zufluchtsort. Der Oheim hiess ihn herzlich willkommen, und versprach, alle Mühe anzuwenden, den Frieden zwischen ihm und seinem Vater herzustellen. Er blieb nun drei Monate in Rennes, ohne etwas Ungewöhnliches zu unternehmen. Jezt erfuhr er eines Tages, dass auf einem öffentlichen Plaz ein Ring-

ſpiel ſollte gehalten werden, und ſogleich nahm er ſich vor, dieſes Schauſpiel mit anzuſehen. Die Tante, davon unterrichtet, fürchtete ſeine Unbeſonnenheit, und ſuchte es zu verhindern. Sie wuſste es ſo einzurichten, daſs er mit ihr in die Kirche gehen muſste. Doch er fand bald Gelegenheit, heimlich zu entweichen, und nun eilte er ohne Aufenthalt nach dem Ort, wo die Wettkämpfe gehalten wurden, jedoch mit dem feſten Vorſatz, ſich nicht einzulaſſen. Als er dort ankam, zeigte man ihm einen Kämpfer, welcher ſchon zwölfe der ſtärkſten Gegner niedergeworfen hatte. Die Augen aller Zuſchauer waren auf ihn gerichtet und ein wetteifernder Beifall umgab ihn von allen Seiten. Da ergriff eine edle Eiferſucht

das Gemüt des Jünglings, und vom Taumel der Ruhmſucht und des Ehrgeizes ergriffen, waren im Augenblick alle ſeine ſchönen Vorſätze vergeſſen. Er tritt in den Kampfplatz und erklärt, daſs er zum Kampfe bereit ſei. Kühn kommt ſein Gegner auf ihn zu, in der Hoffnung, dieſen neuen Ankömmling ſeinen zwölf beſiegten bald beizugeſellen, um ſo mehr, da es ihm ein Leichtes ſcheint, einen jungen Menſchen von ſechszehn Jahren zu überwältigen. Doch er wird für ſeinen Übermut beſtraft. Kaum haben ſie mit einander angebunden, ſo liegt er auch auf dem Sand, und der Preiſs, welchen er ſchon mit Gewisheit zu beſitzen glaubte, wurde dem jungen Sieger zu Theil. Indem aber dieſer ſeinen Gegner nieder-

geworfen hatte, war er mit dem Knie dergeſtalt gegen einen Stein gerannt, daſs er ſich nicht mehr auf den Beinen erhalten konnte. Er muſste ſich nach dem Hauſe des Oheims tragen und dort zu Bette bringen laſſen.

In dieſem Zuſtand fand ihn die Tante, als ſie aus der Kirche zurückkehrte. Mit Bitterkeit äuſserte ſie ihr Misvergnügen über ſein Betragen, und wie ſchändlich es ſei, ſich auf dieſe Weiſe mit ſolchen gemeinen Menſchen einzulaſſen. In der heftigſten Bewegung bat er ſie um Verzeihung, und legte ihr einen Schwur ab, daſs er nie wieder Gelegenheit zu einem ſolchen Verweis geben wollte. Neun Tage muſste er an den Folgen der erhal-

tenen Wunde leiden. Unterdeſſen hatte ihn der Oheim wieder mit ſeinem Vater ausgeſöhnt; und nachdem er noch einen Monat in Rennes verlebt hatte, kehrte er in das väterliche Haus zurück. Robert empfing ihn mit der alten Liebe. Er gab ihm Waffen und ein Pferd, nahm ihn mit auf Turniere und zu andern Zuſammenkünften des Adels. Wegen ſeiner groſsen Jugend ſollte er noch nicht kämpfen, und Robert bat alle ſeine Bekannten darum, ihn nicht zum Kampf zu veranlaſſen.

Der junge Bertrand benahm ſich bei ſolchen Zuſammenkünften gegen Jedermann artig und zuvorkommend. Er lieſs keine Gelegenheit vorbeigehn, dieſem

oder jenem zu dienen und gefällig zu sein. Bald hatte er sich die Achtung und Freundschaft aller Nachbarn und Freunde seines Vaters erworben. Mit einem feinen und richtigen Beobachtungsgeist bemerkte er alles, was in seiner Gegenwart und um ihn her vorging. Die Berichte, welche er dem Vater abstattete, waren immer so zweckmäßig und treffend, daß er denselben mit jedem Tage neue Zufriedenheit und neue Hoffnungen erregte. So vergingen wieder zwei oder drei Jahre in dem väterlichen Hause. Bertrand vervollkommnete sich immer mehr in allen Kenntnissen und Übungen, welche in den damaligen Zeiten von einem Edelmann gefordert wurden. Durch seine Geschicklichkeit, seine Tugenden und liebenswür-

digen Eigenſchaften, erwarb er ſich die Liebe ſeiner Ältern und aller, die ihn kannten, in immer höherem Grade. Niemals hörte man aus ſeinem Munde ein unanſtändiges oder unſchickliches Wort gegen irgend Jemand auf der Welt; noch jene Flüche und Schwüre, welche andere ſeines Standes auch damals ſo oft im Munde führten. Was ſeinem Herzen vorzüglich zur Ehre gereicht, war, daſs beſonders die Armen ſein Lob erhoben; denn er konnte keine Bitte verweigern, und ging darinn oft ſo weit, daſs, wenn es ihm an Geld fehlte, er ſeine Kleider verkaufte, um die Bedürfniſſe unglücklicher Menſchen zu befriedigen.

Um dieſe Zeit wurde das Vaterland unſeres jungen Helden auf eine Zeitlang

ein Sammelplatz der Vergnügungen: denn alle gute Bretagner waren über die eben vollzogene Verbindung des jungen Karl von Blois mit Johanna, Gräfin von Penthievre, der Erbin von Bretagne, erfreut. Auch Robert Du-Guesclin verband sich, um diese erfreuliche Zeit zu feiern, mit einigen andern Rittern und Edlen seines Vaterlandes, und sie liessen ein grosses Turnier zu Ehren der Damen nach Rennes ausschreiben. Durch ganz Frankreich und nach England schickten sie ihre Briefe, um die Tapfersten der beiden Reiche zu diesem festlichen Schauspiel zu versammeln, bei welchem eine vornehme Dame den Sieger mit einem kostbaren Ringe belohnen sollte. Als die zur Eröfnung desselben bestimmte Zeit erschie-

nen war, reifte Robert in dem koſtbarſten Aufzug, der ihm nur möglich war, nach Rennes ab, unſern Bertrand aber lieſs er auf ſeiner Burg zurück. Der Verſuchung dieſer koſtlichen Gelegenheit, ſich im Angeſicht der groſsten und trefflichſten Männer ſeines Vaterlands vielleicht auszuzeichnen, konnte der ruhmbegierige Jüngling nicht widerſtehen. Kaum war der Vater fort, ſo war er auch ſchon entſchloſſen, ihm zu folgen. Aber auch nicht ein Pferd war zurückgeblieben. Doch das ſchreckte ihn nicht ab. Er nahm ein Mutterpferd aus der Stuterei, und eilte damit nach Rennes. Sein ſchlechtes Anſehen und ſeine elende Ausrüſtung zogen alle Augen auf ihn. Er war ein Gegenſtand des Spottes derjenis

gen, die ihn und seine Verdienste nicht kannten. Denn nach der Sitte jener Zeiten war es für den Edelmann Schande, eine Stute zu reiten.

In diesem traurigen Aufzuge mischte er sich unter die Menge der Zuschauer. Er erblickte nun die von Gold und Edelsteinen schimmernden Kämpfer, die wehenden Federbüsche und Helmdekken, und die schön gharnischten Pferde. Der laute Schall der Trompeten, das Jubelgeschrei dieser grossen Versamlung, welches die Sieger umtönte, drang in seine Ohren, und sein für den Ruhm geborenes Herz wurde von dem schönen Gefühl einer unüberwindlichen Nacheiferung ergriffen. Mit dem tiefsten Schmerz blickte

er auf sich selbst. Er beklagte es, dass sein elender Anzug ihm nicht erlaube, sich den Damen zu nähern, noch an diesen glänzenden Kämpfen Antheil zu nehmen. Der grausamen Härte seines Vaters, die ihn um dieses Vergnügen brachte, machte er in seinem Herzen die bittersten Vorwürfe. Traurig sah er mehrere Rennen mit an. Endlich bemerkte er einen Ritter, welcher, nachdem er wiederholt mit grossem Glücke gekämpft hatte, die Stechbahn verliess und nach seiner Wohnung zurückkehrte. Diesem folgte er auf dem Fusse und bis in sein Zimmer nach. Hier warf er sich vor ihm auf die Knie nieder, nannte seinen Namen und bat und beschwor den Ritter, ihm ein Pferd und Waffen zu leihen, damit er auch kämp-

pfen könne. Der Ritter, über die Lebhaftigkeit des jungen Knappen erstaunt und verwundert, gewährte sogleich seine Bitte, legte ihm selbst die Waffen an, und befal, ihm ein frisches Pferd zu geben. Bertrand, über den glücklichen Erfolg seiner sonderbaren Bitte höchst vergnügt, bestieg, von Freude und Hoffnung erfüllt, seinen Gaul, eilte nach dem Turnierplaz zurück und stellte sich in die Schranken.

Kaum war der neue Angreifer angekommen, so erschien, nach der Sitte dieser kriegerischen Spiele, ein Ritter von der Partei der Platzhalter in der Bahn, den Kampf mit ihm aufzunehmen. Bertrand winkte mit der Hand, die Trom-

peten gaben das Zeichen zum Angriff, die beiden Kämpfer liefsen den Pferden die Zügel fchiefsen und rannten mit unbefchreiblicher Gefchwindigkeit gegen einander. Da faſste Bertrand das Viſier feines Gegners fo gefchickt mit der Lanze, dafs er ihm den Helm vom Kopfe weghob. Der Stofs aber, welchen er ihm dabei verfetzt hatte, war fo heftig, dafs der Ritter unmächtig zur Erde ſtürzte, und nebſt dem Pferde auf dem Plaze lag. Nachdem er ſich wieder erholt hatte, hoffte er ſich bei einem zweiten Rennen Genugthuung zu verfchaffen; allein er war eben fo unglücklich als das erſtemal.

Hierauf erſchien Robert Du-Gueſclin, einer von der Partei des überwundenen

Ritters, in der Bahn. Bertrand bereitete ſich, gegen ihn zu rennen; als er ihn aber an ſeinem Schild und Waffenrock erkannte, ritt er zwar bis gegen die Mitte der Bahn auf ihn zu, neigte aber die Spize ſeiner Lanze gegen ihn und machte eine tiefe Verbeugung, zum Zeichen, daſs er aus Achtung nicht mit ihm kämpfen wolle. Die ganze Verſamlung erſtaunte über dieſes Benehmen und ſuchte den Grund deſſelben in dem groſsen Ruf des Robert; denn er war einer der tapferſten und gefürchtetſten Ritter in ganz Frankreich.

Ein dritter von der Partei der Platzhalter kam herbei, den Unfall des erſten wieder gut zu machen; allein Bertrand verſetzte ihm einen ſo heftigen Stoſs gegen

den Helm, dafs derſelbe auf zwölf Schritte weit flog, der Ritter ſelbſt aber, hart getroffen, vom Pferde ſtürzte. Funfzehnmal rannte der junge Held, und immer mit demſelben Glück; denn alle ſeine Gegner wurden bügellos. Die ganze Verſamlung war über die Geſchicklichkeit dieſes unbekannten Kämpfers erfreut und erſtaunt. Die Herolde nannten ihn den irrenden Ritter, und bei der ganzen Verſamlung ſtieg die Ungeduld, den Namen dieſes auſserordentlichen Unbekannten zu wiſſen, mit jedem Augenblikke höher.

Unter den Kämpfern, die zugegen waren, befand ſich ein Ritter aus der Normandie, der für einen der geſchickteſten in ganz Europa gehalten wurde. Dieſen

veranlaſste man, es mit dem Abenteurer aufzunehmen, und ihm das Viſier wegzuſtoſsen, damit man erfahren möchte, wer er wäre. Der Normann erbot ſich zum Kampf; und nachdem Bertrand ihn angenommen hatte, zerſtieſs er zwar gleich im erſten Anrennen das Viſier des jungen ſiegreichen Kämpfers; allein dieſer faſste, wie man erzählt, ihn im Vorbeirennen ſo gewaltig mit dem linken Arm, daſs das Pferd unter ihm weg lief. Nun ſchleppte er den Ritter bis an die Schranken der Bahn, und dann warf er ihn nieder. Indem aber dieſer lezte Sieg die höchſte Verwunderung erregte, hatte man auch ſchon erkannt, wer der tapfere Kämpfer ſei.

Robert, als er seinen Sohn erblickte, wurde bei dem Gedanken an die Ehre und den Ruhm, welche derselbe in Gegenwart des Herzogs, des ganzen Hofs, und der Edelsten seines Vaterlandes erlangt hatte, so lebhaft von Freude ergriffen, dafs er auf ihn zuging, ihn in seine Arme schlofs und vor der ganzen Versammlung versprach: er wolle in Zukunft nichts versäumen, ihm alle Gelegenheit zu verschaffen, diesen ersten so ruhmlichen Ruf vermehren zu können. Alle Freunde und Bekannte nahmen den lebhaftesten Antheil an dem Ruhm des jungen Helden. Einmüthig wurde ihm der Preifs des Turniers von der ganzen Versammlung zuerkannt. Begleitet von dem grofsten Theil des anwesenden Adels und

der Menge des Volks, ging er nach der Kathedralkirche, um Gott für seinen Beistand zu danken, und hierauf zu dem Ritter, der ihm Pferd und Waffen geliehen hatte, ihm seine Dankbarkeit zu bezeugen. Darnach führte man den glücklichen Sieger in den Saal des Festes, wo er von dem Herzog, den anwesenden Fürsten, Rittern und Edlen mit Glückwünschen überhäuft wurde.

Das war der Eintritt eines Jünglings in die Welt, begleitet von einem Glück, und einem Ruhm, welche für die Zukunft viel erwarten liefsen. Von nun an betrat er den grofsen Schauplatz der Begebenheiten. Seine schönen Tage fliegen herauf. Die Thaten des Mannes entspra-

chen den Hoffnungen, zu welchen die Beſtrebungen des Jünglings berechtiget hatten. Robert konnte in den lezten Augenblikken ſeines Lebens zu dem berühmten Sohne, an welchem er als Knabe verzweifelt hatte, ſagen: Ich habe immer gewünſcht, in deinen Armen zu ſterben, und der Troſt deiner Gegenwart iſt mir um ſo gröſser, da ich in dir einen ſiegreichen Eroberer umarme.

Nächſtens werde ich dem Publikum eine vollſtändige Geſchichte des Lebens und der Thaten dieſes groſsen Helden und auſserordentlichen Mannes vorlegen. Die Achtung, welche noch jezt die Franzoſen ſeinem Andenken beweiſen, und die vorſtehenden Züge aus den Tagen ſeiner

Kindheit und Jugend mögen auf die Thaten und Schickſale des Mannes aufmerkſam machen. Gewiſs wird man bei dem Leſen derſelben andere und beſſere Begriffe von dem Geiſt und den Sitten der ſchönſten Zeiten der Chevalerie erhalten, als jene zahlloſen Ritterromane, mit welchen unſere Litteratur in den lezten Decennien des vergangenen Jahrhunderts überſchwemmt wurde, in Umlauf gebracht haben.

Friedrich Majer.

X.

Perſiſche Liebe.

Die Schöne, die mich an ſich zieht,
Gleicht einer jungen Roſe,
Die — wenn ſie gleich im Schooſe
Des Knoſpens ſpäter aufgeblüht —
Doch ſchon vor andern, feurig glüht.

Der Hauch aus ihrem Munde —
Wenn, ihrer Mirtenlaube Duft
Zu atmen, ſie mich zu ſich ruft —

Erquickt mich, wie die ſanfte Luft
Nach einer warmen Stunde.

Ein Feuer, das ich nie gefühlt,
Drängt ſich nach meinem Herzen,
Wenn oft bei unſern Scherzen
Der Weſt mit ihren Lokken ſpielt,
Und in ihr Heiligtum ſich ſtielt.

Berühr' ich ihre Wangen,
So ſeh' ich Erd' und Himmel nicht,
So hör' ich nicht mehr, was ſie ſpricht,
Und fühle nichts, als ihr Geſicht
Und brennendes Verlangen!

Lang hab' ich Perlen nachgeſpürt
In ſeichten, tiefen Gründen;

Die edelſten zu finden
Lieſs ich kein Waſſer unberührt,
Bis Sie das Glück mir zugeführt.

Weg eitler Ruhm der Helden!
Ihn gieſs ich aus, wie trüben Wein,
In Kot und Staub. — Ihr ganz allein
Will ich mein Blut und Leben weihn!
Wer kan, wie Sie, vergelten!

Aus Siegmund von Seckendorfs Nachlaſſe.

XI.

Chiron der Alte.

Der weise Chiron, als er seinen Zögling
Nun bald zum Manne reifen sah, begann
Er einsmals so zu ihm: — Geliebter Sohn,
O theurer Jüngling, würdig aller Sorgen!
Geh hin, und führe selber nun die Zügel
Von deinem Leben. Doch bevor du scheidest,
Vernimm annoch die Lehren deines Freunds.

Ob dir die Götter gleich die Jahre Neſtors
Verſagt, erſetze durch ein weis Betragen
Des Lebens Länge. Lerne leben, eh'
Du ſtirbſt. Geringes Land durch Fleiſs erbaut
Iſt mehr als wüſte Königreiche wert.
Nicht von der Jahre langen Dauer, ſelbſt
Nicht von der hohen Götter Willen hängt
Das Glück des Lebens ab; der Menſch iſt ſich
Sein guter oder böſer Genius.

Denk nicht, o Prinz, daſs dein erhabner Stand,
Geburt und Ehren und der eitle Name
Die Freude feſſeln können; unglückſelig
Biſt du, woferne du nicht ſelbſt dein Glück

Zu machen fähig bist. Das Glück ist stets
Dem Fleiſs gewogen; ob der Pöbel gleich
Es mit verſchloſsnen Augen malt, ſo iſt
Es meiſt rechtſchafner doch, als man es
denkt.
Es lächelt allen Ständen; jeder mag
In ſeiner Art des Glükkes Schooskind ſein.
Und ob nun alle nach ihm ſeufzen, wer
Erkennt's, wer fühlt's, wie man's erhal-
ten muſs?

Natur hat mütterlich für uns geſorgt.
Sie gab ſchon jedem Sinn Ergözlichkeit,
Und ſteckt ein reiches Ziel von Freuden aus
Dem, der's erreichen mag. Wann Trägſinn doch,

Wann blinder Unverſtand dahinten bleibt:
Wer zaudernd, zweifelnd ſich dem Ziele naht,
Der läſst dem Zufall, was nur Fleiſs und Müh
Erjagt. Auch iſt ein groſser Theil zu ſchwach,
Zu ungeduldig, harrt nicht bis an's Ziel,
Strebt allzuheftig, wol zu weit hinaus,
Und fällt, durch allzugroſse Weichlichkeit,
Verlangt zu viel und nun erhält er nichts.

Vermeid', o Sohn, vermeide, wenn du kannſt,
Die Feler ſolcher! Richte nicht dein Ziel
Zu hoch und nicht zu tief. Die allzuhoch

Gespannte Hoffnung bringt gar leicht Verzweiflung.
Jedoch vor allem merk' auf das, was du
Beginnst, sonst ist das Leben Spiel und
Traum.
Noch glücklich, wenn der Traum ergötzlich ist;
Doch unbewacht Vergnügen stirbt gar
schnell.

Lern du zu tragen; lerne, wie! und
wann!
Der sucht die Freud' umsonst, der Mühe
scheut.
Vergnügen ist ein ernstes Ding; es kauft's
Die Arbeit, Vorsicht, sittsame Geduld,
Und Richtigkeit im Handeln und im Sein.

O deine allzufeur'ge Jugend führt
Zu weit dich von dem Ziel! Von heftigem
Verlangen brauſend, ſtürmend immer,
immer
Dem jungen ungezähmten Roſſe gleich —
O braver Prinz, laſs Leidenſchaft dich nicht
Auf ihre irren Wege führen! denk',
Ein raſcher Augenblick verdirbt gar oft,
Was lange Jahre nicht erſezen mögen.

Wie wenn aus Thrakia der Sturm die
Fluten
Von dem Euxinus aufpeitſcht, und den See
Betrübt, ſo trüben Zorn und Haſs die Bruſt
Des Menſchen, und die heitre Ruhe fleucht,
Und Freud' und Glück mit ihr aus ſeiner
Seele.

Glück ſenkt den Anker nur in ruh'gen Sinn,
Und weiſe Biegſamkeit macht erſt den
Mann.

Erſtick' in deiner Bruſt die Flamme, die
Zu früh erwachſt, und ſtille ſie mit Lehren
Der Weisheit. Oder greife nach der Leier,
Die dir die Muſe gab. Such dieſe auf
In ſtillen Schatten; leſe der Götter Lob
Von deinen Saiten ſchallen; oder ſing'
Die Lieblinge der Götter, ſie, die Helden,
Die Weiſen jener alten Zeit. Verehre
Durch ähnliche Geſinnung dieſe. Wekke
Zu gleichem Thun dich durch ihr Lob.
So wirſt
Du beſſer bei der Saiten ſüßem Spiel,
Und kommſt beruhigter zu dir zurück.

Musik und Dichtkunst und die Einsamkeit
Besänftigen den allzuroben Sinn.

Nur darum lehrt' ich dich so früh die Kunst
Der Saiten, bildete nur Lei'r die Hand.
Nicht zum Vergnügen nur ist's gnug, den Weg
Zu finden, groß ist auch die Kunst des Trosts.

Es scheint, des Schicksals wunderbarer Schluß
Hab' eine eigne Gottheit ausernannt,
Die jedes Menschen Freuden dämpfen soll,
Wenn sie zu hoch erwachsen; daß auf Erden

Von Sorgen keiner frei. Ich halte, jeder
Zur Hälfte mindſtens mit dem Elend theile.
Was mehr iſt als die Hälfte, iſt gar meiſt
Ein ſchwärmend Bild, ein Werk der Fantaſie,
Das leicht zum Glück führt, aber auch zum Weh.

Faſſ allzumächtig Trauer deine Sinnen,
So rechne mit dem Schickſal; ſieh, wie viel
Noch unter dir! wie hoch du ſtehſt! dann denk
Das Schickſal weiſer Helden, großer Staaten!

Verſchmäh Ergötzlichkeiten nicht, die leicht
Sind zu erhalten. Nur der Stolz verſchmäht

Ein leichtes Spiel. Ich klage den, der schwer
Iſt zu ergötzen. „Wer Vergnügen nicht
Im Flug haſcht, kriegt es nimmer. Lang bereitet
Iſt es zu oft Verkleidung nur der Qual.

Wer von dem ſtillgefälligen Ufer weicht,
Um auf der hohen See zu rudern, gibt
Die zarte Bruſt den wilden Stürmen, gibt
Sein Heil den ungewiſſen Wogen dar.
So drängt der Ehrſucht Trieb des Lebens Glück,
Den Frieden, aus dem Sinn. — Nur Hoffnung bleibe!
Denn ohne Hoffnung iſt kein ſchönes Glück.

Thu' auch noch mehr als hoffen; zehr' dich nicht
In fleten Träumen beſſrer Zukunft auf.
Das Leben endet, es iſt Zeit, daſs du
Beginnſt!

Natur ſei dir Geleiterinn
In allem. Sie allein ermüdet nie.
Verachte, mit der Kunſt geſtricktem Schleier
Die Einfalt ihrer Reize zu verhüllen.

Leb' nicht in Nachahmung. So groſs der Mann,
Den du zum Bild dir wählſt, ſo klein biſt du,
Wenn du blos knechtiſch nachzuahmen ſuchſt.

Auch lafs der Menge Ausſpruch nicht Geſetz
Dir werden. Folge deinem eignen Trieb;
Und ſei dir treu, und leb' dein Leben dir!

Wann früh Aurora in dem zarten Oſt
Erwacht, und nun der Welt den Herrn des Tags
Verkündigt, eile du in's Feld, und ſuch'
Des Waldes tobend Ungeheuer auf;
Bezähm' ein mutiges Roſs, und bändg' es unter
Des Zügels Herrſchaft; oder geh hinab
Zum Spiel der kühnen Waffen; ſtark' den Arm,
Den mächt'gen Speer zu ſchleudern, feſt den Schild

Zu süßen! — Jedem rühmlichen Geschäfte
Ist stets die süße Morgenröte hold.
Dann laß am Mittag ein geringes Mahl
Die Sinnen dir ergötzen, kurzen Schlaf
In kühlen Schatten, freien, leichten Scherz,
Und künft'ge Freuden und vergangne Lust.

Wann nun der Abendstern sein Spiel beginnt,
So sind' auch er dich unter Freunden noch,
Gelagert an dem moosbedeckten Ufer.
Laß Wein und Scherz und Kränz' und Saitenspiel
Und Thaïs holde Lieder dir die Sorgen
Weit weg verbannen, junge Freuden rufen!

Also verjage du den schwarzen Kummer;
Und fürchte nicht das Übel, bis es kömmt.
O Peleus tapfrer Sohn, ob am Skamander,
Ob fern am Simois die Griechen gleich
Dein Schicksal einst beweinen — wann und wo!
Was kümmert's! Ist der Schlag bestimmt, so mag
Selbst Jovis Wille nicht ihn wenden. Drum
Sei du getrost; und fall' die kurze Bahn
Des Lebens mit erhabnen Thaten! Leb'
In Eile, weil das Schicksal Eil' gebeut!

Noch Eins, mein Sohn! dann fall nicht mehr dein Ohr
Die lange Lehre deines Freunds ermüden.

Lern', wie man Gutes thut, und thu's! dies iſt
Die Wiſſenſchaft, die wenige verſtehn.
Zu geben und zu ſchützen! iſt was gröſsers
Für eines Fürſten Herz! Was kann die Menſchheit
Mit höherm Adel ſchmükken! — Dieſes nur
Erwirbt Gehorſam dir und Liebe. Glück
Der Menſchheit ſei dein Glück! Nur dies beſeligt
Dich ſelbſt und rund umher dein Volk um dich.

Doch ſieh, Aurora führt bereits den Wagen
Des Tags herauf! und Peleus, zärtlich dich

Erwartend, ſchilt ob dem Verzug. Geh dann,
O edler Prinz, wohin dein Schickſal ruft!
Geh du beſtimmt den Weg, und fürchte nichts!
Was auch die Götter dir zum Lebensraum
Vergönnt, ſo iſt dein Name doch unſterblich.
Mehr als ein zweiter Peleus ſteigt in ihm
Empor. Es wird der Fürſt der Dichter einſt
Ihn künft'gen Zeiten preiſen; er nur wird
Begeiſtern zur Eroberung der Welt.

K.

XII.

Der Bramine.

In der zirkaſſiſchen Tartarei liegt ein labyrinthiſcher Hain, mitten in demſelben iſt eine Wieſe, die von duftenden Bäumen umſchloſſen wird. Mitten in dieſer Wieſe ſteht eine goldene Wiege und in dieſer Wiege liegt ein ſchöner Knabe. Eine wolthätige Fee kommt alle Nächte dahin, und reicht dem Knaben Zukker zur Nahrung. Neben der Wiege ſieht man rechts einen kleinen

Panzer, und links ein vielblättriges Buch: beide ſind Geſchenke eines Zauberers, und die Schweſtern des Schickſals haben in das Buch das Schickſal des Knaben geſchrieben, von der Morgenröte ſeiner Entſtehung an, bis zu dem Abendrot ſeines Daſeins.

Hinter der Wiege ſteht ein Palmbaum, an welchem folgende Deviſe hängt: eine Lilie am Bach, und über ihr in nächtlichen Wolken der leuchtende Mond mit der Inſchrift: *wachſe und gedeihe, ehe die Sonne des Mittags dich erblitzt!* Nicht weit von der Wiege iſt ein Grab in Felſen gehauen, welches von Roſenbüſchen beſchattet wird. Tiefſinnig verirrte ſich

einſt ein Bramine in dieſer Gegend und entdeckte die Wiege ſamt dem Knaben unter dem Palmbaum. Er eilte hinzu, ſah die Deviſe, die Inſchrift, wie auch den Panzer und das Buch: welches alles zuſammen ein höchſt magiſches Anſehen hatte. Der Knabe lächelte, und von Liebe angezogen rief der Bramine aus:

Glänzend ſei der Stern deines Schickſals, ſchuldloſes, freundliches Weſen, möge nie die Gunſt der Könige, Schmetterlingen gleich dich verderben, nie die Markſchreierei der Welt dich bethören, nie verführeriſcher Lorbeer dein Haupt drükken! — Ach! und mögeſt du nie dies

Roſenbette einſamer Wildnis mit vornehmen Palläſten tauſchen.

Als der Bramine dieſe Worte geſprochen hatte, ſo lies ſich eine Zaubermuſik in den Lüften hören, und es traten vier Männer zu ihm, welche von einem Geſpenſt geleitet wurden: aus ihrer Kleidung erkannte er ihre Stände und ihren Beruf; der erſte war ein Soldat, der andere ein Arzt, der dritte ein Narr und der vierte ein Todengräber.

Wer von euch — ſo redete der Bramine ſie an — iſt mir Profet über den Nebel der Zukunft, ein Vertrauter vom Geſtirn dieſes Knaben? Lehrt michs, und ob ich gleich ein Weiſer

bin, ſo will ich doch euer Schüler ſein!

Das Geſpenſt murmelte einige unvernehmliche Töne und verſchwand. Der Soldat erhub zuerſt ſeine Stimme und ſprach: Ich bin das Bild des Lebens, denn ein Kampf iſt unſer Daſein!

Hierauf nahm der Arzt das Wort und ſprach: Ich bin der Freund und der Tröſter des Lebens, denn ſiech und ſtrauchelnd iſt unſer Wandel!

Der Narr ſchüttelte den Kopf, daß die Schellen ſeiner Kappe klangen, und ſprach nichts.

Der Todengräber pfiff ein fröhliches Lied, und deutete mit ſeinem Spaden auf das nahe Felſengrab.

Der Bramine fand in dieſen Antworten wenig Licht, er redete alſo ferner dieſe vier Männer an, und bat ſie, ihn zum mindeſten klärer zu lehren, wie, und worauf das Glück dieſes Kindes gebauet werden könnte?

Auf Mut! ſprach der Soldat. — *Auf Vorſicht!* ſprach der Arzt. — *Auf Hoffnung* meiner Saat! ſprach der Todengräber. — Der Narr ſchüttelte abermals den Kopf, und lachte laut. Indem kam eine ſchöne Schäferin daher, der Narr ging ihr eilends entgegen, und führte ſie zu der Wiege des Knaben — Da! lieber Knabe, ſprach er, jage nach Hirngeſpinſten, ſei ein glücklicher Thor, und laſs dieſe Roſenwangen, dieſe Zauberblik-

ke dir deinen Himmel auf Erden werden!

E.

Nachschrift.

Vor mehren Jahren existirte in einer gewissen teutschen Stadt eine Gesellschaft gebildeter, zum Theil in der Litteratur rühmlich bekannter Personen, welche sich öfters freundschaftlich versammelten, ihre Arbeiten einander vorlasen, oder sich an kleinen dramatischen Übungen und geistreichen Gesellschaftsspielen ergözten. Wiz und Laune war hier die Losung, in ihr regte üppig der Genius der Fantasie die entfesselten Schwingen. Sie ist vorüber-

gegangen, wie ſo manches Gute aus jener Epoche. Zufällig haben ſich einige ihrer Papiere gerettet, aus denen der Herausgeber vielleicht künftig dem Publikum etwas vorlegen kann. Daher hie und da in einzelnen Aufſätzen die Beziehungen auf eine frühere Zeitgeſchichte.

Eine ihrer gewöhnlichen Unterhaltungen war die Wizkarte, ein Geſellſchaftsſpiel. Man ſaſs im Kreis, und hatte eine beſtimmte Anzahl Karten in der Hand, wo auf jeder ein einzelnes Sachwort geſchrieben war. Der erſte in der Reihe ſpielte ein oder zwei Blätter aus, und fing zugleich eine Erzählung an, in welche die auf den Blättern ſtehenden Worte verwebt ſein muſsten.

Sein Nachbar ſpielte ein andres Blatt aus, und ſetzte die Erzählung aus dem Stegreif fort, und ſo die Reihe herum. Einer aus der Mitte war Schreiber, und ſchrieb das Ganze auf.

So entſtand auch die voranſtehende Geſchichte, in der jedes anders gedruckte Wort aus den Blättern der Wizkarte genommen iſt.

S.

XIII.

Verſuch einer Beantwortung der Preisfrage:

Wie ſich eine unbeſchäftigte Geſellſchaft am beſten beſchäftigen könne?

Es gibt eine beſchwerliche Art von Menſchen, welche behaupten will, vernünftige Geſchöpfe ſollten gar keine lange Weile haben.

Dieſes Vorgeben, welches freilich nicht ohne alle Wahrſcheinlichkeit iſt, ſcheint auf das Publikum einen ſolchen Eindruck

gemacht zu haben, daſs man wirklich viele Perſonen ſieht, welche ſichs ordentlich zur Schande rechnen, dafür angeſehen zu werden, als ob ſie jemals lange Weile haben könnten; und welche daher, zu eben der Zeit da ſie z. B. bei Hofe den ganzen Tag von der daſelbſt graſſirenden langen Weile ſchwazen, und eben dadurch ihren betrübten Zuhörern mächtig lange Weile machen, gleichwol einmal über das andre gähnend verſichern, daſs ſie ſelbſt für ihre eigne Perſon niemals Langweile hätten.

Allein es iſt nichts gewiſſer, als daſs die tägliche Erfahrung einem ſolchen Vorgeben gerade zu widerſpricht. Es gibt augenſcheinlich Perſonen, welche

(ſo zu ſagen) das ganze Jahr durch nichts zu thun haben, oder, wenn ſie auch was zu thun hätten, nichts zu thun wiſſen, oder, wenn ſie auch was zu thun wüſsten, doch nichts thun mögen, und ſich daher alle Tage und Stunden ihres Lebens in dem Fall eines gewiſſen beliebten, kleinen Lottchens befänden, welches auf die Frage was machſt du? je und allezeit die Antwort bereit hat: Nix!

Wie dem aber ſein mag, ſo iſt wenigſtens zu vermuten, daſs die Frage, wie eine unbeſchäftigte Geſellſchaft vor langer Weile zu bewahren ſei, nicht wäre aufgeworfen worden, wenn es nicht Perſonen gäbe, die ſich entweder ſelbſt

in dieſem leidigen Falle befinden, oder doch ihrem darinn ſtekkenden Nebenmenſchen, aus Mitleid und Gutherzigkeit, zu Hülfe kommen möchten.

Der Verfaſſer des gegenwärtigen Aufſatzes glaubt, die Auflöſung des Problems gefunden zu haben, und, indem er allförderſt auf die verſprochne Belohnung als bewegenden Urſachen hiemit aufs feyerlichſte Verzicht thut, findet er ſich, ebenfalls aus bloſser Gutherzigkeit in ſeinem Gemüte gedrungen, ſolche der hochanſehnlichen unbeſchäftigten Geſellſchaft, welche derſelben auf eine oder andere Weiſe bedürftig zu ſein ſcheint, in geziemendem Reſpekt mitzutheilen.

Die unbeſchäftigte Geſellſchaft verlangt vor langer Weile bewahrt zu

werden. Dieſes iſt ſchlechterdings auf keine Weiſe zu bewerkſtelligen, als wenn ſie **beſchäftigt** wird. Die Frage muſs alſo, um der Auflöſung fähig zu ſein, ſo geſtellt werden: Wie iſt es anzufangen, um einer Geſellſchaft, die nichts zu thun hat, oder nichts zu thun weiſs, oder nichts thun mag, etwas zu thun zu geben?

Hier entſteht aber wieder eine neue Frage, nämlich; ſoll dieſe Geſellſchaft *in Corpore*, oder jede einzelne Perſon in derſelben **für ſich** beſchäftigt werden?

Uns dünkt, das Beſte wäre, wenn für **beides** geſorgt würde; und dies iſt es auch, was der Verfaſſer des gegenwärtigen Verſuchs unternommen hat.

Alſo fürs Erſte: Wie iſt eine unbeſchäftigte Geſellſchaft, in ſo fern ſie geſellſchaftlich leben und ſich gemeinſchaftlich beſchäftigen, das iſt, amüſiren will (denn dieſe beiden Wörter können als vollkommen gleichbedeutend angenommen werden) auf eine der Natur einer ſolchen Geſellſcaft angemeſſene Art am leichteſten und zweckmäſsigſten zu beſchäftigen?

Ich antworte:

1) Man mache eine Proviſion von einer Anzahl artiger Kinderſpiele, deren es eine unzählige Menge gibt, und aus welchen etwa 36 der lebhafteſten und kurzweiligſten ausgeſucht werden können.

2) Diese Kinderspiele vertheile man auf 36 Tage, dergestalt, dass auf jeden derselben Ein Spielchen komme, und dieses

3) spiele man dann den ganzen Tag (die Zeit des Frühstücks, Ankleidens, Theetrinkens und Nachtessens abgerechnet) an einem fort, so lange, bis die lange Weile, an welcher die Gesellschaft laborirt, entweder vergangen ist, oder bis eine angenehme Ermattung die sämtlichen Mitglieder derselben in einen sanften und süssen Schlaf versenkt; welcher bekanntermassen das allergewisseste und einzige *Universalmittel* gegen die lange Weile ist.

4) Sind die besagten 36 Kinderspielchen in 36 Tagen der Reihe nach durch-

gespielt, so fange man am 37sten Tage wieder von vorn an, und fahre damit fort, wie vorhin, bis zum 74sten: fange dann am 75sten abermals von vorn an, und treibe es immer so fort, bis die 36 Spiele insgesamt Zehnmal durchgespielt sind: da sich denn, ohne Adam Riesens Rechenbuch, gar leicht ergeben wird, daß man solchergestalt 360 Tage lang vor der leidigen langen Weile bewahrt worden ist; welches von 365 Tagen, woraus jedes gemeine Jahr besteht, gewiß mehr ist, als irgend ein unbeschäftigter Potentat in der Christenheit von sich wird rühmen können.

Was aber Zweitens das Mittel betrift, wie jedes einzelne Mitglied der unbeschäftigten Gesellschaft sich vor lan-

ger Weile bewahren kann, so nehmen wir uns die Freiheit, Eines in Vorschlag zu bringen, von welchem wir uns versichert halten, dass ihm vor allen Möglichen der Vorzug gebühre, sintemal es nicht nur fähig ist, die angenehmsten Empfindungen und Vorstellungen in dem Gehirn einer unbeschäftigten Person hervor zu bringen, sondern auch die Eigenschaften hat, dass erstens nicht der mindeste Geldaufwand, zweitens nicht das mindeste Talent dazu erfodert wird, und dass es drittens zu allen Zeiten, Stunden und Augenblikken in unsrer Gewalt ist, welches von keiner andern Beschäftigung oder Ergetzlichkeit gesagt werden kann. Da wir nicht gemeint sind, uns mit fremden Federn zu schmükken, so bekennen wir aufrichtig.

dafs der Erfinder dieſes herrlichen Artikels der berühmte indianiſche Filoſof *Budda* iſt, von deſſen Jüngern und Nachfolgern ſolches bereits über 2500 Jahre lang mit beſtem Erfolg in Ausübung gebracht wird. Dieſes geheime Mittel hat auſser ſeiner erſtaunlichen Simplizität noch dieſe groſse Tugend, dafs man gar nichts dabei denken darf, und qualifizirt ſich alſo um ſo viel beſſer zum Gebrauch derjenigen, die aus Mangel an Beſchäftigung in Langweile zu verfallen pflegen, welches ihnen, wenn ſie denken wollten oder könnten, nicht begegnen würde. Es beſteht darinn, dafs eine ſolche Perſon ſtehend, oder ſitzend, oder in horizontaler Lage (welches die beſte iſt) ohne das mindeſte zu denken, unverwandt und mit aller Aufmerkſam-

heit, deren ſie fähig iſt, auf die Spize ihrer eignen Naſe ſehen, und in dieſer Kontemplazion ihrer Naſenſpize ruhig, ununterbrochen und gedankenlos ſo lange verharren muſs, bis ſie von allem andern, was um ſie her iſt, nichts mehr gewahr wird; da dann, nach der Verſicherung beſagter indianiſcher Filoſofen, eine unendliche Menge der angenehmſten Erſcheinungen mit einer unbeſchreiblich angenehmen Empfindung begleitet, dieſe Perſon in einen ſo wonnevollen Zuſtand verſezen werden, daſs der Filoſof *Budda* kein Bedenken trägt, ſolchen eine wahre Vergötterung zu nennen.

Das einzige, was wir dabei nicht unbemerkt laſſen dürfen, iſt der kleine Umſtand, daſs dieſes Mittel etwas ſtarke

Nerven erfodert, und daſs alſo ſehr zarte oder gar nervenſchwache Perſonen beiderlei Geſchlechts ſich deſſen entweder gänzlich enthalten, oder wenigſtens, wenn ſie es ja verſuchen wollen, eine vertraute Perſon mit einer Flaſche engliſchen Salzes oder *Spiritus Nitri* bei der Hand haben müſſen, um ihnen ſolches, ſobald ſie in Ohnmacht fallen wollen, unter die Naſe zu halten. Wegen ihres Verſtandes aber können die Perſonen, die ſich dieſes Mittels gegen die lange Weile bedienen wollen, völlig ohne Sorgen ſeim.

W.

XIV.

Madagaskarifche Lieder.

Aus dem Franzöfifchen des B. Parni.

— 1.

Fremder.

Wer iſt der König dieſes Landes?

Thürhüter. Ampanani.

Fr. Wo iſt er?

Th. In dem königlichen Hauſe.

Fr. Führe mich zu ihm.

Th. Kommſt du mit offner Hand?

Fr. Ich komme als Freund.

Th. Gehe hinein.

Fr. Heil dem König Ampanani.

Ampanani. Weiſser Mann, ich grüſse dich. Sei mir willkommen bei mir. Was iſt dein Begehren?

Fr. Ich komme, dein Land zu beſuchen.

Amp. Gehe, wohin es dir beliebt, und ſchaue frei umher. Aber jetzt nähern ſich ſchon die Schatten der Nacht. Die Stunde der Abendmahlzeit eilet herbei. Ihr Sklaven, breitet Dekken über den Boden! Leget weiche Bananenblätter darüber. Bringet Reis und Milch, und die gereifte Frucht des Baumes. Nelahe, komm herbei! das ſchönſte meiner Mädchen ſoll dem Fremdling bedienen. Ihr, jüngern Schwe-

fiern, erfreuet die Mahlzeit mit Tanz und mit Gesang. Dann, Nelahe, führe den Fremdling in die nahe Hütte! breite die Dekke über die Erde, und lafs ein weiches Bette von Blättern emporsteigen. Lafs den Gürtel, der deine jungen Reize bedekket, dir von der Hüfte fallen. Wann dir nun seine Augen das Verlangen der Liebe verkünden, wann seine Hand die deine sucht, wann sie zärtlich dich an sich zieht, und er dir sagt: „komm, schöne Nelahe, lafs uns die Nacht zusammen ruhn!“ dann seze dich auf sein Knie. Möge seine Nacht glücklich sein, reizend die deine. Kehre nicht wieder, als bis die anbrechende Tagesstunde dir in seinem Auge das Vergnügen der vergangenen Nacht lesen lafst!

2.

Wer wagt es, Ampanani zum Zorn zu reizen? Er nimmt ſeinen Haſſagei, mit dem ſcharfen Knochen bewehrt, und ſchreitet durchs weite Feld. Sein Sohn geht an ſeiner Seite. Wie ein junger Palmbaum des Berges erhebt er ſich von der Erde. Ihr reiſſenden Stürme, verſchont die junge Palme des Berges!

Die Zahl der Feinde iſt groſs. Ampanani ſucht den Einen, und findet ihn. Tapfrer Feind, dein Ruhm iſt glänzend! Der erſte Wurf deines Haſſagei hat Ampanani bluten gemacht. Aber nie ward dies Blut ohne Rache vergoſſen. Du fällſt, und dein Fall iſt deinen Kriegern das Zeichen der Flucht. Fliehend ſuchen ſie ihre Hütten auf. Auch dahin verfolgt ſie der

Tod. Schon rauchet das Dorf von der entzündendem Fakkel, und brennt zu Asche. Ruhig kehrt der Sieger zurück, und treibet vor sich brennende Heerden, gebundne Gefangene und weinende Weiber. Ihr unschuldigen Kinder, lächelt eurem neuen Gebieter!

3.

Ampanani.

Mein Sohn ist gefallen in der Schlacht. Weinet, Freunde, den Tod von eurem Königssohne! Lasst uns seinen Leichnam tragen in das Wohnhaus der Todten. Die Mauern umher sind hoch, und mit Häuptern gehörnter Ochsen geziert. Lasst keinen neugierigen Blick über den Wohn-

ort der Todten werfen. Sie sind leicht zu erzürnen, schwer zu besänftigen, und grausam ist ihre Rache. Weinet, Freunde, meinen Sohn!

Männer. Nicht mehr wird das Blut der Feinde rot von seinen Waffen rauchen.

Weiber. Nicht mehr werden seine Lippen fremde Lippen küssen.

M. Die Früchte reifen nicht mehr für ihn.

W. Seine Arme umschlingen nicht mehr den Busen der Geliebten.

M. Nie wird er seine Freuden mehr singen unter breitschattigen Bäumen.

W. Nie wird er der Geliebten am Abend mehr sagen: komm, laß uns noch einmal glücklich sein!

Ampanani: Ihr habt meinen Sohn gesung befungen. Laſst die Sorge der Freude Plaz machen, damit wir nicht morgen auch dahin gehen, wo er hingegangen iſt.

4.

Miſstrauet den weiſsen Männern, ihr Bewohner der Ufer! Zur Zeit unſrer Väter kamen die Weiſsen zu unſerm Eilande. „Hier habt ihr Land, das unſre Weiber bebauen! Seid gerecht, ſeid milde, ſeid unſre Brüder!“ Die Weiſsen verſprachens. Nun ſchloſſen ſie Wälle um ſich. Eine Feſte erhob ſich drohend. Sie verbargen den Donner ihrer Schlünde. Ihre Prieſter wollten uns einen Gott aufdringen, den wir nicht kannten. Sie ſprachen von

Gehorſam und Unterwerfung. — Eher den Tod! — Das Metzeln dauerte lang und war ſchrecklich. Sie ſchleuderten den Donner auf uns. Sie vernichteten unſre Heere: aber ſie wurden vertilgt.

Miſstrauet den weiſsen Männern!

Wir ſahen aufs neue die Würger. Zahlreicher und tapfrer als vorher. Sie errichteten ihre Zeichen an unſern Ufern. Für uns ſtritt der Himmel. Regen lieſs er auf ſie fallen, und Stürme, und verpeſtete Winde. Sie ſind fort, wir leben, und ſind frei.

Miſstrauet den weiſsen Männern, ihr Bewohner der Ufer!

K

XV.

B l a n k a.

Aus dem Spaniſchen.

„Schön biſt du, Sennora, ſchöner,
Als der lichte Sonnenſtrahl.
„Könnt' ich dieſe Nacht hier ruhen
Ohne Rüſtung und Gefahr!

„Denn ſchon ſind es ſieben Jahre,
Seit ſie dein Getreuer trägt.

„Seine Haut iſt ſchwarz wie Kohlen,
Da er nie ſie abgelegt.“

Kehret ein, Sennor, und ruhet
Ohne Rüſtung und Gefahr:
Denn der Graf iſt jagen gangen
Auf die Berge Aguilar.

„Tödt' ihm böſe Peſt die Hunde!
Raub' ihm ſeinen Falk der Aar!
„Von den Bergen bis nach Hauſe
Schleif' ihn rückwärts ſein Barbar!*)“

Alſo ſprachen ſie und thaten —
Unvermutet kam der Graf.
„Und was thuſt du, ſchöne Blanka,
Töchterchen von böſer Art?“

*) Ein barbariſches Pferd.

Ich, Sennor, kämm' mir die Haare,
Kämme ſie mit groſsem Schmerz,
Daſs du mich allein ſo lieſseſt
Und entwendeſt mir dein Herz.

„Alſo ſprichſt du, ſchöne Blanka?
Töchterchen von böſer Art.
„Weſſen iſt denn jener Zelter,
Den ich unten ward gewahr?"

Der, Sennor, iſt meines Vaters,
Zum Geſchenk Euch und zum Lohn.
„Und weſs iſt denn dieſe Rüſtung,
Neben auf dem Korridor?"

Die, Sennor, iſt meines Bruders,
Zum Geſchenk Euch und zur Zier.
„Und weſs iſt denn dieſe Lanze,
Dir und mir vor Augen, hier?"

Nimm, o Graf, o nimm die Lanze,
Ende ſtraks mein Leben hier!
Denn den Tod, den Tod, o Guter,
Wol verdient' ich ihn an dir.

B.

XVI.

An die Herzogin Amalia.

Nach einer kleinen theatraliſchen Vorſtellung geſprochen.

Den 24ſten Oktober 1800.

(Dieſe Vorſtellung geſchah einige Tage vor der Aufführung von Palaofron und Neoterpe, worauf ſich der Schluſs bezieht.)

Die du der Muſen reinſte Koſt geſogen,
Verzeihe dieſen bunten Augenſchmerz.
Daſs maskenhaft wir heut uns angezogen
Iſt auf den Brettern ein erlaubter Scherz.

Und billig biſt du dieſer Schaar gewogen;
Denn unter jeder Maske ſchlägt ein Herz.
O! könnteſt du enthüllt das Innre ſehen,
Es würden Ideale vor dir ſtehen.

Verehrung naht ſich mit durchdrungnen Mienen,
Und Dankbarkeit mit frei erhobner Bruſt,
Die Treue folgt. Mit Eifer dir zu dienen,
Iſt unabläſſig ihre ſchönſte Luſt.
Beſcheidenheit, in zitterndem Erkühnen,
Iſt ſich der ſtummen Sprache wol bewuſst,
Und Wünſche knieen an den goldnen Stufen,
Dir tauſendfältges Glück herabzurufen.

So ſcheint ein Tempel hier ſich zu erheben,
Wo erſt der Thorheit laute Schelle klang.
Der Bretter Knarren und der Spieler Beben
Erſcheinet nun in einem hohern Rang.
Dir ſegnet dieſe Schaar ein ſchönes Leben!
Und lächelſt du der Muſe leichtem Sang:
So höreſt du, von hier in wenig Tagen,
Mit etwas neuem dir das alte ſagen.

Göthe.

Inhalt.

Pallofron und Neoterpe. Ein Festspiel zur Feier des 25 Oktobers 1800. *von Göthe* - - - Seite III—XXXVI.

I. D. Fenks Leichenrede auf den hochseligen Magen des Fürsten von Scheeran, von *Jean Paul Fr. Richter* S. 1

II. Das Gewitter, von *Fr. Brun, geb. Münter* - - - - - - - - 20

III. Hugdieterich und Hildburg, von *Fr. Majer* - - - - - - - 28

IV. Der frohe Junker, v. *E.* - - - 111

V. Die Nahen und Fernen, v. *E.* - - 113

VI. Die rasche Lebensreise, v. *E.* - - 115

VII. Ideenspiele, v. *E.* - - - - - 117

VIII. Elegieen, v. *A. S.* und *K.* - - 127

IX. Bertrand Du-Gueſclin, v. *F. Majer*. S. 146
X. Perſiſche Liebe, aus *Siegmund von Seckendorfs Nachlaſſe*. - - - 194
XI. Chiron der Alte, v. *K.* - - - 197
XII. Der Bramine, v. *E.* - - - - 213
XIII. Verſuch einer Beantwortung der Preisfrage: Wie ſich eine unbeſchäftigte Geſellſchaft am beſten beſchäftigen könne? v. *W.* - - - 222
XIV. Madagaskariſche Lieder, v. *K.* - 234
XV. Blanka, von *B.* - - - - - 242
XVI. An die Herzogin Amalia, von *Göthe*. - - - - - - - 246

Verbeſſerungen.

S. 29. Z. 8. l. ſchauen, ſtatt ſchöne
— 37. — 4. — mit — von.
— 41. — 2. — verbehren — verwehren
— 47. — 6. — Burgen — Burger.
— 150. — 9. v. u. l. feindlichen, ſt. feidlichen.

Kleine

Schriften,

gröſstentheils

von Weimariſchen Gelehrten,

aus dem erſten Jahre

des Neunzehnten Jahrhunderts.

Zweites Bändchen,

verfaſst

von *Gerning*, *Gräter*, von *Hammer*, *Herder*, von *Knebel*, *Lüthemüller*, Fr. *Majer*, *Meſſerſchmidt*, *Rückert*, Friedr. *Schlegel*, Siegmund von *Seckendorf*, F. K. L. von *Seckendorf*, und von *Sonnenfels*.

Weimar 1801.

gedruckt und verlegt bei den Gebrüdern Gädicke.

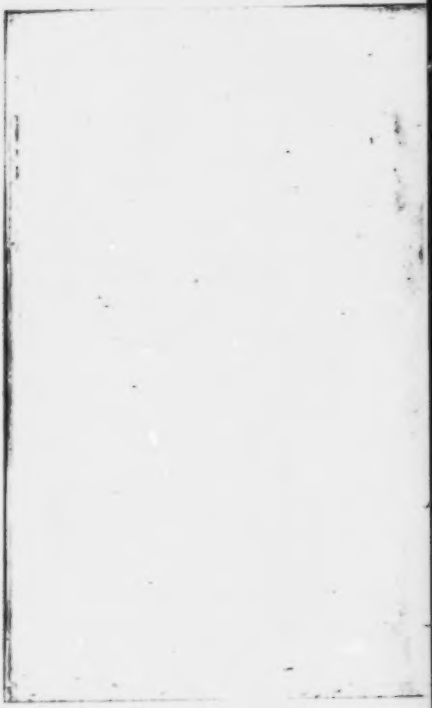
Bibl.
Acad.
Land.

Universitäts
München
Bibliothek

Dem neuen Jahrhundert.

Unter Thränen beginnt den lieblichſten Tag Aurora,
Und aus düſterer Nacht ſtralet die Sonne hervor.
Möge dein Bild dies ſein, Jahrhundert! das uns emporſteigt,
Und auf Blindheit und Nacht folge nun Licht und Vernunft.

Kosbel.



I.

Blumen.

1.

Die edlere Rache.

„Auf! rächе dich!“ sprach ein gerechter Zorn,
Der starkbewaffnet mir im Herzen saß,
„Auf! rächе dich! und gib der Welt und Nachwelt
Zu wissen Seine Schmach und Deine Unschuld.“

Ostern 1801. 1

Erschüttert ward mein Geist, wie auf den Klang
Der kriegrischen Drommet' ein edles Roß
Emporschnaubt und den Sporn verachtet.

Doch
Ein zweiter edlerer Gedanke flieg
In mir empor und hielt den Zügel ihm
Und bändigte mein Herz: „Wie? und du willst
Solch einem Namen, solcher niedern That
Noch Welt und Leben geben? Nimmermehr!
Erwarte ruhig, bis die starke Zeit
Dich rächet und dir sanft den Schmerz verwischt."

8

Die Rache nimmt ein edler ſtolzer Geiſt
An ſeinem niedern Feinde. Hochgemut
Verachtet er des Neides Schmach — und ſchweigt.

4

2.

Der eigne Schatten.

Al-Hallila Rede.

Erfreue dich des Lichts auf deinem Wege,
Du Erdenpilger, und geh rüstig fort,
Dafs dich die Nacht nicht übereile.

Sieh
Dort jenen Knaben, der sich seines Schattens,
Des langen Schattens in der Abendsonne
Frohlokkend freut. Er klopfet in die
Hände.

Daſs dies ſein Wahnbild ferne Hügel
dekt,
Und ſtehet ſtill und ſaumt. Indeſſen ſinkt
Die Sonne; finſtre, kalte, ſchwarze Nacht
Stürzt aus Frohlokken ihn in Herzens-
angſt,
Aus Angſt des Herzens in Verzweifelung.
Er höret Stimmen, Todesſtimmen.

Jüngling,
Wenn du dich deines eignen langen Schat-
tens
Erfreueſt, weh dir! ſo iſt deine Sonne
Dem Untergange nah. So lange Liebe,
Ein hohes Licht dich führt, vergiſſeſt du
Des Wahnes hinter dir und eileſt fort.

O Herr der Welt, die Menschen vor dir spielen,
Wie Kinder in dem Sande, nennen's Weisheit
Und hochberühmte Kunst: und messen sich,
Und zanken über ihres Schattens Schatten —
Indessen du auf Wettern fährst und Welten
Zehntausendmal zehntausend ordnend lenkst.
Wer sagt vor dir: hier bin ich? Sind wir doch
Ein Nichts, das du zu Etwas und o Vater!
Das du zu ew'gem, ew'gem Zweck erschufst.

3.

Dem Namlosen.

Al-Hallâs Rede.

O daſs mein Ohr dich hörte! daſs ich dich
Zu meiner Rechten mit mir wandelnd ſähe,
Denn in mir weint mein Herz vor Unmut, ich verhülle
Mein Angeſicht dem Läſterer deiner Lehre.

Wind iſt ſein Weſen, ein verſengender Wind aus der Wüſte, der den Hauch erſtikt,
Und jede Pflanze tödet.

Trau' ihm nicht,
Dem Höner der Religion, o Jüngling!
Er scherzt dir Thränen zu, und sendet
Pest umher.

Wie klapperndes Gebein am Rabenstein
Zu Nacht den Wanderer mit Grausen
füllt;
So tönt, so hängt zusammen seine Lehre,
Ein Pfuhl in Mittagshitze — bleib' ihm fern.

Wer naht dem Lager eines Drachen? Wer
Stürzt in den Abgrund sich? Und fahst
du je
Den Adelaar im Sumpfe wohnen? hörtest
Du aus Rauchfängen je die Nachtigall?

4.

Der Gaſtfreund.

Bei einem Neger in Guinea war
Ein Britte krank zurükgeblieben; treu,
Wie ſeinen Bruder, pflegt der Neger ihn.

Da kam ein ander europäiſch Schiff
Und ſtahl mit Tänzen, mit Muſik und Liſt
Der Neger viel hinweg. Sie jammerten,
Die Hände ringend auf dem flieh'nden Schiff,
Bis ſie der dumpfe Boden hart verſchloſs.

Der Flekken ward voll Aufrur. Väter, Mütter,
Und Bräute, Söhne, Weiber ſammelten

Sich um die Hütte, wo der Europäer
Danieder lag. Sie fodern Rache, Blut.

„Ihr Freunde, sprach der Neger, meinen Gast
Soll keine Rachbegier beleidigen.
Nur über meinen Leichnam geht der Weg.
Zu ihm. Er hat euch nichts geraubet, ist
Kein Europäer jezt in meiner Hütte;
Mein Gastfreund ist er und ein kranker Mensch."

Die lauten Haufen trennten murmelnd sich,
Und dankten ihm am Morgen, dass sie gestern

Von seiner Billigkeit geleitet sieht
Mit des Unschuldgen Blute nicht befleckt.
Also die Neger, Europäer, wir?

5.

Der ſpäte Kranz.

Nach dem Italiäniſchen.

Ich pflanzte früh ein kleines Lorbeerreis,
Und ſah gen Himmel auf mit ſtiller Bitte:
„Laſs, Himmel, dieſes Bäumchen glüklich wachſen,
Daſs es mit Zier einmal den Pflanzer kröne.“

Und bat den Zefir: „holder Zefir, breite
Die Schwingen ringsum über ſeine zarten,
Mir lieben Zweige. Wenn der Nordwind heuler,

O wehr' ihm, dafs er nicht dem Bäumchen
schade."

Ich weifs es wol, die zarte Fobuspflanze
Erwächfet langfam; unter allen Bäumen,
Die hier die Aue trägt, iſt ſie die ſpätſte.

Was kümmert mich ihr längeres Verweilen?
Denn endlich, wenn auch ſpät nach Müh und Arbeit,
Wird doch gekränzt, wer je den Kranz verdiente.

6.

Urſprung des Ideals.

Nach dem Italiäniſchen.

In ſchönſter Anmut glänzten Mond und Sonne
Dem Size der Natur im Paradieſe,
Als Sie dein Antliz ſchuf, o Göttinn,
Und es mit Reiz und allen Zügen ſchmükte.
Die Luft war heiter, wolkenlos der Himmel,
Und Heiterkeit mit allen Göttern ſchwebte
Zu dir hernieder. Alſo wölbte ſich
Die Stirn, das Auge. Pallas rührte ſie —

Die Wange Kypris und die Lippen
Pitho,
Das Augenbrau Aglaja an; und Eros,
Er wiegte sich auf deinen Augenliedern.

Und Zeus und Juno sahen freundlich an
Das ungesehne Werk voll süsser Einfalt,
Und nannten's der Natur Idee, und
schenkten
Den Menschen es zum schönen Ideal.

Las andre, Künstler, Dichter, schöne
Glieder,
Der Eine dies, der Andre Jenes preisen;
In dir vereinte sich des Schönen Schönstes.

7.

Der Wald und der Wanderer.

„Kom o kom in meine Schatten,
In der Ruhe Aufenthalt,
Wanderer der heifsen Strafse,
Wo dein Herz unruhig wallt.

Meine frifchen Zweige wehen
Lebenskraft dem Matten zu,
Und mein Atem duftet Balfam,
Neuen Mut und füfse Ruh.

Schöner geht die Sonne nieder
Hinter meiner grünen Nacht;
Schöner kömt der Morgen wieder,
Wenn der Vögel Chor erwacht.

Schöner blinkt in mir die Quelle
Und der einſam ſtille See,
Wo die treue Turteltaube
Girret deines Herzens Weh.“

Der Wanderer.

Rauſchen Geiſter in den Lüften?
Spricht die Nimfe mir im Quell?
Oder ſteigen Götter nieder?
Denn mein Blik wird rein und hell.

Mit der Fichte Gipfel ſteiget
Meine Seele himmelwärts;
Mit der Birke Zweigen neiget
Sanft zur Ruhe ſich mein Herz.

Und die grüne Fuſstapete
Wiegt mich ein auf ſeidnem Moos.

Neben dieſer goldnen Blume
Bin ich ſelig und wie groß!

Horch! Aus jener alten Eiche
Tönt ein Bardenton hervor.
Und der Fichten Gipfel ſauſen
Himmliſches; der Wald wird Chor.

„Wir, des Paradieſes Geiſter,
In der Ruhe Aufenthalt
Segnen dich. Genieße fröhlich
Unſern heiligen ſtillen Wald.“

8.

Meine Blume.

Sei gegrüſſet, kleine Blume,
Blume der Vollkommenheit,
Die die Heiligen und Weiſen
Namlos preiſen:
Denn des Herzens ſchönſte Zier
Wohnt in dir.

Nicht auf Höhn, im ſtillen Thale
Blüheſt du, am friſchen Quell.
Zeigſt des weiten Himmels Bläue,
Reine Treue,
Und in ihr der Sonne Gold,
Mild und hold.

Fragſt du mich, wie heiſst die Blume,
Die den hohen Schmuck uns zeigt?
Sonnenglut und Himmelsbläne,
Lieb' und Treue;
Nimm hier dies Vergiſs mein nicht,
Treu' und Licht.

9.

Die goldne Hochzeit.

Nach dem Schottiſchen.

Vor manchen, manchen Jahren.
Als ich zuerſt dich ſah,
War deine Lokke rabenſchwarz,
Braun deine Wange da.
Jezt iſt die Wange bläſſer,
Wie Silber glänzt dein Haar,
Und dennoch biſt du lieber mir,
Ja lieber,
Als mir der Jüngling war.

Des Lebens schroffen Hügel
Erstiegen Hand in Hand
Wir, wie es Wind und Wetter gab,
Hinüber Fels und Sand;
Jetzt ist der Abend milder,
Wir steigen sanft hinab,
Und dort am Fuss erwartet uns
Zusammen
Ein Brautgemach, das Grab.

Wolauf ihr Söhn' und Töchter,
Singt unsern Hochgesang,
Und streuet Myrten vor uns her
Den kurzen Weg entlang.
Und preiset jede Stunde,
Die uns der Himmel gab,

Je länger und je lieber,
Je lieber!
Umſchatt' einſt unſer Grab.

10.

Das neue Lied.

Ein neues Lied! ein neues Lied!
Gesundheit und ein froh Gemüt!
Wer unser neues Lied nicht kan,
Der fang' es heut zu lernen an,
Und sei zu üben es bemüht:
Gesundheit und ein froh Gemüt.

Wem weiht sich unser neues Lied?
Der Schönheit, die das Herz erzieht.
Wer solche Schönheit liebgewann,
Der stimme mit uns jauchzend an!
Sie lebe, die unsterblich blüht,
Die Schönheit, die das Herz erzieht.

Ihm, der für Recht und Wahrheit glüht,
Für Freund und Feind sich edel müht,
Nie Schlechtes thun und dulden kan,
Focht' ihn auch Haß und Misgunst an,
Ihm, Freunde, singen wir dies Lied,
Dem Edelsten, der vor uns blüht.

Der neuen Zeit, die vor uns blüht,
Dem Blik, der in die Zukunft sieht;
Wer für die Nachwelt leben kan,
Ist, auch verkannt, ein sel'ger Mann;
Ihn ehret froh der Zeiten Lied;
Gluk auf! der Zeit, die vor uns blüht.

Noch einmal stimmet an das Lied,
Der Kraft, die Herz an Herzen zieht.

Ihr weihen wir uns Hand in Hand
Und knüpfen ein unlösbar Band
Der schönsten Kraft, die in uns glüht,
Dir, Freundschaft, Liebe, Hochgemüt!

Herder.

II.

Fragmente aus den heiligen Schriften der Indier.

Das einzige höchſte Weſen zeigt ſich durch Schaffung, Erhaltung und Zerſtörung, unter dreierlei Formen; allein es iſt nur Eines. Sich zu einer dieſer Formen wenden, iſt ſo viel, als ſich zu allen wenden, das iſt zum einzigen höchſten Gott. Die Menſchen ſollen wiſſen, daſs es unter den Göttern, Wiſchnu, Brama

und Schiwen, keine wirkliche Verſchiedenheit gibt. Was ihnen ſo ſcheinet, iſt nur Täuſchung. Wer dieſes weiſs, und ſeine Pflichten gegen ſie thut, deſſen Gebete werden erhöret werden.

* * *

Zwiſchen Brama, Wiſchnu und Schiwen iſt kein Unterſchied. Wiſchnu iſt Schöpfer unter dem Namen Brama, Erhalter und Retter unter dem Namen Wiſchnu, und Zerſtörer unter dem Namen Schiwen.

* * *

Man ſage nicht, Wiſchnu ſei von den drei Gottheiten oder Attributen, welche

man die dreifache Macht nennet, nur eine. Er iſt die Grundquelle von Allem. Er iſt es, der das Ganze durch ſeine ſchaffende Kraft erſchaffen hat, der es durch ſeine Erhaltungskraft erhält, der es endlich durch ſeine zerſtörende Kraft zerſtört. Er ſchafft als Brama, und zerſtört als Schiwen. Die ſchaffende Kraft iſt vortrefflicher als die zerſtörende, die erhaltende vortrefflicher als die ſchaffende. So wird mit dem Namen des Wiſchnu der Begriff von dem Vortrefflichſten verbunden.

* * *

Wiſchnu iſt zuweilen gleichſam in ſich ſelbſt zurükgezogen und ohne Äuſserung:

zuweilen aber wird er ſich in ſeiner ganzen Gröſse offenbaren und eine Welt ſchaffen. Er iſt allenthalben, dem Feuer gleich, das ſich im Holz, in Steinen, im Waſſer und in der Luft findet. Ungeachtet der ſichtbaren körperlichen Geſtalt, die er ſehr oft angenommen hat, iſt er ſelbſt doch über den Wirkungskreis der Sinne erhaben. Ertheilet er Körpern übernatürliche Vorzüge, ſchafft er Götter, Menſchen und Thiere, ſo geſchieht es einzig nur darum, ſeine Güte fühlbar zu machen.

* * *

So oft die Erde von ungerechten Tirannen befleckt iſt, erſcheinet dieſer Gott jedesmal unter einer vorzüglichen Ver-

wandlung, ſie von dieſen Ungeheuern zu befreien.

* * *

Man hüte ſich vor der Einbildung, daſs er des Vergnügens und Schmerzes wirklich empfänglich ſei, deren Wirkungen er zu empfinden ſcheinet, denn dieſer Schein iſt bloſse Täuſchung. Seiner Natur nach von aller menſchlichen Veränderlichkeit frei, kennet er nur ſich ſelbſt, und jedem andern Weſen iſt er ein unbegreifliches Geheimniſs.

* * *

Werke, ſo vortrefflich ſie auch ſein mögen, gefallen dieſem Gott nicht, wenn

es nicht sich selbst darinnen abgebildet findet. Alle Handlungen, die nicht Verehrung des Wischnu zum Zwekke haben, sind wie Körper ohne Leben. Diese Andacht beseelet und gibt aller Tugend ihr Verdienst.

* * *

Dieses unendliche Wesen kan nicht vom All getrennt werden. Es ist wesentlich eins mit ihm. Wischnu ist in Allem und Alles ist in Wischnu. Obschon aber dieser Gott unendlich vielerlei Gestalten annimmt, und auf unendliche Weise wirket, so hat doch diese körperliche Täuschung keinen Einfluss auf ihn, gleich dem Träumenden, der sich zwar verschie-

dene Verrichtungen vorſtellt, die jedoch nichts Wirkliches ſind.

* * *

Wiſchnu iſt die Quelle der fünf Elemente, der Handlungen und Bewegungen, die Leben und Zeit veranlaſſen. Er ſelbſt iſt die allgemeine Quelle, wie der allgemeine Zwek: er iſt alles. Die Götter ſind aus ſeiner Geſichtsbildung entſtanden. Wahrheit, Weisheit und alle Tugenden liegen in ihm. Er befal dem Brama, dieſe Welt zu ſchaffen, ohne alle andere Abſicht, als ſein Wolgefallen.

* * *

Die Handlungen der Seelen, die in grobe Körper verſchloſſen, den Geſezen der äuſsern und innern Sinne unterworfen und durch täuſchenden Schein gleichſam bezaubert ſind, ſiehet Gott als ein bloſser Zuſchauer. Die Subſtanz der Seele und die Kenntniſs, die ſie hat, ſind nichts anders, als Wiſchnu ſelbſt. Am Ende ihrer Laufbahn kehret ſie in ihn zurük.

* * *

Wiſchnu, dieſes oberſte Weſen, iſt der Urheber und Schöpfer der Welt. Die Weiſen betrachten ihn in den vierzehn Welten, und zwar die ſieben obern als eine Darſtellung ſeiner Perſon, vom

Gürtel bis zum Kopf, und die sieben untern als eine solche, vom Gürtel bis zu den Füfsen. Einige betrachten die Erde als seinen Fufsschemel, und die sieben Prinzipien als das Schlagen seiner sieben Pulse. Man mufs daher vollkommen überzeugt sein, dafs die Welt nichts anders ist, als die Form des Wischnu. Was ist, gewesen ist, und sein wird, ist in ihm. Die Erde wird durch die Sonne erleuchtet und er macht alles sichtbar.

* * *

Vor dieser Schöpfung hat Wischnu allein sein Licht um sich her verbreitet. Weisheit, Freude, Wahrheit sind seine Glieder, seine Substanz. Er hat weder

die Eigenſchaft einer groſſen Maſſe, noch die eines kleinen Atoms, doch nimmt er zuweilen ihre Geſtalt an. Es iſt kein anderer Gott als er. Niemand kan von ſich ſelbſt den täuſchenden Schein durchdringen, oder ſich ihm entziehen, welchen er in der Welt verbreitet. Was iſt, wird menſchlichen Augen als nicht exiſtirend vorkommen, und was nicht iſt, als ob es vorhanden wäre. Sie werden einen Strik für eine Schlange und eine Schlange für einen Strik halten. Durch ſeine Unermeſslichkeit erfüllet er das All. Er iſt der Urſprung aller Dinge und hat ſelbſt keinen Urſprung gehabt.

* * *

Das Vermögen, das wahrnimmt, heiſst Truſcheten, das Werkzeug zum Wahrnehmen Truku, der wahrgenommene Gegenſtand Truſchiam. Dieſe drei Ausdrükke, die von einander verſchieden ſind, machen in Gott nur eines aus. Er iſt ſelbſt Truſcheten, Truku und Truſchiam. Gott, unendlich kleiner als ein Atom, iſt auch unendlich gröſser als die ganze Welt. In Beziehung auf dieſe Gröſsen heiſst er Teratpurufchen und Waſewaraiben, der alle Dinge in ſich enthält. Dieſer, der Unendliche, der ſich offenbaret hat, ſchwamm auf dem Waſſer, woher ihm der Namo Narajana gekommen iſt. Durch ein Spiel ſeiner Vor-

ſchung ſind die drei Kräfte, Prinzipien oder Qualitäten entſtanden, Tamadam, Rachadam, Satingam, und durch ſie verſchiedene für die Götter, Menſchen, Rieſen und Thiere ſchikliche Körper. Der Raum wurde durch ſeine Gedanken erſchaffen; dieſer Raum brachte die Luft hervor, dieſe das Feuer, dieſes das Waſſer, dieſes die Erde. Aus der Vereinigung dieſer Elemente ſind alle ſichtbare und unſichtbare Weſen entſtanden. Dieſes iſt das Geheimniſs der Schöpfung überhaupt.

* * *

Ohne Attribut, ohne Wirkungsakte, ohne Qualität, ohne Ort und Zeit unter-

worfen zu ſein, iſt Gott allein unveränderlich. Es gab keine anderen Weſen als ihn, da betrachtete er ſich ſelbſt durch ſeine anſchauende Kenntniſs. In dieſer Anſchauung erzeugte ſich das Wollen zu ſchaffen. Der Akt dieſes Wollens zu ſchaffen iſt das Verhängniſs. Dieſes brachte die zeugende Kraft und die zeugende Kraft den Akt der Zeugung hervor. Darauf erſchienen die drei Qualitäten, Prinzipien oder Kräfte. Satiagam erzeugte die Freiheit oder den freien Willen, welcher die Veränderung veranlaſste, die wir in der Welt ſehen. Raſchadam hat die Sinne hervorgebracht und Tamadam die Gegenſtände der Sinne, nämlich den Ton,

die Berührung, den ſichtlichen Eindruk, den Geſchmak, den Geruch. Der Ton brächte den Raum hervor und wurde eine Eigenſchaft deſſelben, der Raum die Luft oder den Wind und die Berührung. Die Luft das Feuer und den ſichtlichen Eindruk, das Feuer das Waſſer und den Geſchmak, das Waſſer die Erde und den Geruch. Nachdem alles erſchaffen war, blieben die erzeugende Kraft und die andern Weſen unthätig, indem ſie unfähig waren, ſich ſelbſt zu bewegen. Die zeugende Kraft verlangte, daſs alles belebt werde. Darum vereinigte Gott den Akt ſeines Willens und den Akt ſeiner Macht, und ſie waren einig und harmonirten.

Zugleich brachte er in sich selbst zwei andere Akte hervor, die Theilbarkeit und die Einfachheit, oder Einheit. So ist das All von ihm und in ihm.

* * *

Dieses einzige und einfache Wesen hat keine reelle Verbindung mit der Materie. Die vom Wasser zurükgeworfenen Stralen des Mondes scheinen zugleich mit dem bewegten Wasser in Bewegung zu seiu, ohne dass diese Bewegung in Beziehung auf den Mond einige Realität hat. Dies ist ein Bild der Vereinigung dieses Wesens mit allem, was man Materie, Attribut, Handlung, oder Leiden nennet.

Sie hat auch mit den Träumen einige Ähnlichkeit, die machen, daſs man täuſchende Gegenſtände gleichſam sieht und fühlet. Gott, wenn man vom Verhängniſs abſtrahirt, iſt in ſich ſelbſt verſchlungen und heiſst Nargumen, oder weder Attribut noch Accidens. Betrachtet man ihn als anſchauenden Zeugen des Verhängniſſes, ſo heiſst er Sorgumen, und genau zu reden, iſt dieſes kein weſentliches Attribut Gottes. Er wirket nicht zuerſt in ſich ſelbſt, es iſt blos ein Schein, den man Wilaſſarlam nennt; gleich der Sonne, die einzeln ſich doch ganz in vielen Gefäſsen mit Waſſer zeigt, ſo offenbaret ſich Gott in verſchiedenen Weſen. Aus

dem Verhängniſs ſind die Leidenſchaften und thätigen Kräfte entſtanden. So viel, mehr nicht, kan man von dieſen erhabenen Geheimniſſen ſagen.

* * *

Man muſs allem Verlangen entſagen, welches ſich ſelbſt, das iſt, der Seele fremd iſt. So lange die Seele zwiſchen Hoffnungen und Wünſchen vorübergehender Dinge getheilt iſt, ſchmachtet ſie in Unſchlüſſigkeit. Dieſe hindert die Kenntniſs ihrer ſelbſt, und ſo bleibt ſie im Dunkeln. Wer nach der Seligkeit ſtrebt, muſs demnach allem Hoffen und Wünſchen entſagen. Dieſes iſt das Geheimniſs

eines Geheimniſſes, welches Profanen immer ein Geheimniſs bleiben wird.

* * *

Wiſſet, daſs wir keine abſolute Freiheit beſizen. Gleich einem Stier, den man an einem durch ſeine Naſe gezogenen Strik leitet, werden auch wir durch die Entſchlüſſe des göttlichen Willens geleitet. Aller Geſchöpfe Vergnügen oder Schmerz hängen von dieſem höchſten Willen ab, dem nichts ſich entziehen kan. Der Weiſe wird mitten im Getümmel der Welt, wie in der Wüſte, ſein Heil bewirken können, ſo wie im Gegentheil der Verſtandloſe in der ödeſten Einſamkeit,

wie in der Welt, verloren geht. Es iſt rühmlich, mitten unter derjenigen Geſellſchaft, zu der man geboren iſt, ſeine Leidenſchaften überwinden.

* * *

Niemand glaube der Vater ſeines Kindes zu ſein. Wiſchnu allein verdient dieſe Ehre. In dem Namen Vater oder Sohn liegt eigentlich nichts Reales. Wir ſind in dieſer Welt gleich dem Gold und Silber. Wie dieſe oft ihren Beſitzer wechſeln: ſo ändern wir in einer unendlichen Zahl von Wanderungen aus Körpern in Körper, auf gleiche Weiſe den Leib. Hanget euch alſo an das Bleibende, ergebet

auch Gott, und entsaget ohne Vorbehalt und innerlich allem, was blos Täuschung ist.

* * *

Die Gottheit ist keiner Leidenschaft fähig, weder des Hasses noch der Liebe, des Zornes noch der Geduld. Allein durch das Verhängniss verbreitete sie einen Schleier der Illusion über die Dinge, indem es sie mit drei verschiedenen Qualitäten erschuf. Durch einen allgemeinen Trieb sollen die Geschöpfe einzig nach ihr streben, und auf eine geheimnissvolle Weise erreichet diese Strebung ihr Ziel auf die eine oder andere Art. Die Menschen

mögen nun die Gottheit haſſen und läſtern, oder ſie lieben, mit Leidenſchaft den Vergnügungen oder der Wolluſt nachhängen, oder Buſſe thun, ſo werden ſie zwar nach Verdienſt belohnt oder geſtraft; weil aber ihre Handlungen und Leidenſchaften auf die eine oder andere Weiſe die göttlichen Abſichten erfüllen, ſo werden ſie doch endlich, nach mehr oder wenigern zeitlichen Verwandlungen, Strafen und Belohnungen, ſich die Seligkeit erwerben. Die wichtigſten Perſonen, ſelbſt die Lieblinge der Gottheit, ſind in Ungeheuer und Rieſen verwandelt worden, nicht als in einen dauernden und bleibenden Zuſtand, ſondern blos um von gewiſſen Fehlern

gereinigt zu werden. Nach einer gänzlichen Abbüſsung ihrer Vergehungen wurden ſie in ihren vorigen Zuſtand hergeſtellt, oder in den Zuſtand einer unveränderlichen Seligkeit verſetzt, nach dem Guten, das ſie gewirkt hatten.

* * *

Die Sonne iſt ein lebhaftes Bild und Stellvertreter der dreifachen Macht, Brama, Wiſchnu und Schiwen. Sie belebt, erhält und zerſtört. Auf ihrem glänzenden Wagen durchläuft ſie ihre Bahn durch den Raum. Sie iſt die Quelle der Zeit und der Fürſt der Geſtirne.

* * *

Narain, das iſt, das Ens das in der Seele aller Beſeeleten iſt, und die Seele aller Beſeelten iſt in ihm. Dieſes Ens iſt Eins und hatte folgendes Wollen: Ich will, viel geworden, mich auſser mir zeigen, das iſt, ich will vom Eins zum Viel übergehen. Da erſchien aus ihm Alles, es erſchienen alle belebten Weſen, und alle verlieren ſich in ihm.

* * *

Die ganze Welt iſt das Auge des Brama, und Brama iſt das Auge der ganzen Welt.

* * *

Er gibt sich selbst, er gibt Stärke dem, der ihn kennet. Ihn kennen, gibt Leben: ihn verkennen, Tod.

* * *

Er ists, der alle an Grösse übertrift, der vor allen war; die ganze Welt ist völl von Ihm. Ihm gefällt die Welt, denn alle Formen sind seine Formen, und er ist die Form der ganzen Welt. Aus eigentümlichem Licht schleudert er Licht dem Feuer, dem Mond und der Sonne, und macht sie leuchtend und lebend.

* * *

Das Wesen, das Licht ist, das in und zwischen den Oberflächen alles enthält, ist auch durch alles verbreitet. Da es vor allem war, so ist's auch in dem Leibe der Mutter, ist das draußen, ist was gewesen, ist was sein wird, ist auch in allen Urtheilen. Dieses Wesen ist auf allen Seiten Gesicht, allen Seiten Mund, allen Seiten Ohr, allen Seiten Glieder. Es ist kein Anfang in ihm. Es erschien in der Form der Welt, und alle Formen sind seine Form.

* * *

Himmel und Erde bestehen durch Gott. Der Himmel, der den Regen herabgießt,

die Erde, die Nahrung hervorbringt. Beide sehen auf ihn, dem's zukommt, zu geben was gut, was nützlich ist. Sein Licht ist das Licht, das leuchtet und wärmet, das Licht der Sonne.

* * *

Er ist immer gewesen, war immer, und wird immer sein. Es gibt keinen zweiten, von dem er sagen könnte: er ist ich, und ich bin er. Er ist das Innere alles Innern. Er ist in allen Oberflächen. Er ist was ist, und auch was nicht ist.

* * *

Der Verſtand iſt ein Theil von der groſsen Seele des Ganzen, der allen Geſchöpfen eingeflöſst iſt, ſie auf eine gewiſſe Art zu beleben.

* * *

Die Seelen der Menſchen ſind von den Seelen der andern Thiere unterſchieden, indem ſie mit Vernunft und mit einem Bewuſstſein des Rechts und Unrechts begabt ſind.

* * *

Die Beſchaffenheit jenes verſchlungenen Zuſtandes, welchen die Seelen der guten Menſchen nach dem Tode genieſsen,

in dem ſie in Gott verſchlungen werden, iſt eine Theilnehmung der göttlichen Natur, wo alle Leidenſchaften gänzlich unbekannt ſind, und wo das Bewuſtſein in der Glükſeligkeit ganz verloren iſt.

* * *

Die Zeit war von Ewigkeit her bei Gott. Sie kan aber nur geſchäzt werden, ſeitdem die Bewegung hervorgebracht war; und man kan ſie nur aus ihrem eigenen beſtändigen Fortgang mit dem Verſtande begreifen.

* * *

Man ſieht auf dieſer Erde keine menſchliche Handlung ohne Selbſtliebe ausüben. Der Menſch mag thun was er will, er wird dazu durch einen Wunſch nach Belohnung angetrieben.

* * *

Wer immer gut handelt, ſeine Leidenſchaften bändigt, Geſchenke gibt, nach Sanftheit in ſeinen Sitten ſtrebt, Unglüksfälle geduldig erträgt, ſich nicht unter die Böſen miſcht, und keinem fühlenden Weſen Schmerz verurſacht, erlangt unendliche Glükſeligkeit.

* * *

Der, welcher in ſeiner eignen Seele die höchſte Seele bemerkt, die in allen Geſchöpfen gegenwärtig iſt, wird gegen ſie alle gut geſinnt, und zuletzt in das höchſte Weſen, ja in das des Allmächtigen ſelbſt verſchlungen werden.

M.

III.

Der Schuldner.

Im August 1798.

Wol! nun mögen daher die wakkern Gläubiger kommen,
Einzeln oder zumal, wie es dem Glükke gefällt!
Beides ficht gleich wenig mich an; denn zweifach verſchloſſen
Iſt mein Zimmer und wehrt draußen die Feinde mir ab.

Unleidſam ertönt mir mancherlei: kreiſchende Angel,
Alter Weiber Gekeif, nächtliches Katzengeheul,
Schnarr' und Sterbegeſang; jedoch vor allem unleidſam,
Kräht mich ein Mahner an, eifrig: Bezahl' er mich, Herr!
Und woher, beim Apoll! verfolgt mich vor allem mit letztem
Miſshall ſchadenfroh, wider Verdienſt, das Geſchik?
Oder leb' ich vielleicht nicht ein Muſter aller Genoſſen
Meines Alters und Stands? Niemand bezweifele dies!

Wie? ſo früh ſchon gepocht? Was iſt es? Ich glaube, die Nota
Meines Reſtaurateurs, Koch hier zu Lande benamt.
Kaum ſechs Monate hat er mich reſtaurirt, und ich wäre,
Kräftigte ſeine Koſt einzig mich, längſt ein Skeler.
Aber, bloſs wie die Not es erheiſcht, um das Leben mir leidlich
Aufzurichten, beſuch' oft ich den Patiſſier.

Alſo — was ſagte vorhin mein Vers? Ja, daſs ich ein Muſter —
Doch, das weitere fügt ſich in das Diſichon nicht.

Gut, ich beweiß es nun. — Zuerst steht
immer im Spieltisch
Täuschende Karten man mich wechseln
und bübende Geld.
Eine Bank, unselig umdrängt von des
Glüks und Betruges
Sklaven, erschrekt mich von fern schon,
wie ein Höllengericht.
Auch laß' Andern ich gern im privilegi-
reten Lotto
Große Hoffnungen sich kaufen, durch
Nieten erfüllt.
Ferner, auf Ball und Redut' ertrag' ich mir
Krankheit und Tod nicht,
Reizend wie mich dann Walzer und
Hopser auch lokt.

Spielen, ſo ohne Verderb und artig, wie
jezt ſie auch manches
Saubere Büchlein lehrt, bin ich zu Zei-
ten gefellt.
So dem Spiele, wo man einfältig fraget,
und wieder
Alberne Antwort erhält, wie auch bei
Ernſt wol geſchieht.
Auch dem Sprüchwortſpiele, ſind gleich'
die Spieler im Wize
Eben nicht überreich, was ich denn ſel-
ber nicht bin.
Oder ich rate Charaden und Logogrifen
und Rätſel,
Ungereimt und gereimt, treffend, und
ſeines Verſtands.

Über die Herrn Autoren der Taſchenbücher! man ſieht ſie
Gar zu gewöhnlich heut funkeln vor Laun' und vor Geiſt!
Freilich, noch andere Spiele verſtatt' ich mir. Trauert der Himmel
Dampfumwölkt, und ſind draußen die Pfade verweicht;
Oft dann ſtoß' ich den Ball auf grünbeſchlagener Tafel
Treffend ins klingelnde Netz, oder verfehlend vorbei,
Auch erfreuet Thalia's Spiel mich dreimal die Woche;
Doch wer tadelt mich? drum? Wahrlich kein Gönner der Kunſt!

Halt! da klopft es, doch ziemlich gemach; vermutlich mein Schneider.
Will er mir in die Kunſt freventlich reden? Hinweg! —
Murrend entfernt er ſich. — Fürwahr, die jetzige Zeit ſpielt
Höchlich frech mit der Kunſt. Kunſt iſt ihr modiſches Wort.
Bis in des Garkochs Napf nicht blos und die Büchſe des Kräuslers,
Nein, bis zu Scheer' und Pfriem zerrt ſie die edle herab.
Drum, wenn von ſchöner Kunſt ein ſchöner Künſtler beginnet,
Strake, als wär's ihr Gewerb, machen die Herren ſich laut.

Aber genug von Kunſt und Spiel! — Auf, Diſtichen, hüpfet
Sittig, mit leichtem Fuſs, jetzt mir hinauf und hinab!
Liebe von dir nun ſprech' ich! — O, traun! im Wandel der Liebe
Darf ich ein Vorbild mich preiſen der ſündigen Welt.
Zwar bin heutiges Tags ich beinah zum Manne gereift,
Und ſchon manches Jahr hab' ich mir ſelber gelebt.
Aber ich brauche mit nichten der Jugendzeit mich zu ſchämen;
Züchtig und tugendſam flohn mir die Tage dahin.

Fern ſei böſer Verdacht! Nicht kalt für die Frau iſt dies Herz mir,
So wie (ohne Vergleich!) Popen dem Britten es war.
Nein! in dem erſten pehlifchen R..k, mit Troddeln ſamtet,
Den ich als Preis mir erlief, pochte mein Herz ſchon verliebt.
Angeboren ward mir's. Stets huldigt' ich einer erkornen
Dan vor Glut, wenn gar manchmal nicht zweien zugleich.
Dennoch ging ich ſtets auf der Liebe ſchlüpfrigen Pfaden,
Sonder Glitt.
St! klopft draufsen nicht jemand? O nein!

Mich betrog mein zu banges Ohr. Drum weiter!

Es wundre

Keiner ſich meiner Zucht! Glük iſt ſie, nicht mein Verdienſt.

Fraget ihr wie? Wolan, ich erzähl' euch kürzlich die Sache;

Aber es hebet damit beſſer ein Diſtichon an.

Zweimal haftete Amors Pfeil ſchon früh mir im Herzen.

Ach, der erſte ſchuf lange mir grauſame Pein!

Die Holdſelige! ſprach ich ſie nie doch! Gräfliches Fräulein

War ſie; von fern allein durft' ich verſchmachtend ſie ſchaun.

Alſo brant' ich vier Jahre lang mit vergeblicher Flamme
Wehe! die Liebliche nahm, ſcheint es mir, nimmer mich wahr.
Dennoch verſchmäht' ich ſtandhaft ſtets die anderen Schönen
Alle, die Ein' allein liebend und eitelen Harm.
Drauf vom Geſchik der Holden entführt, verheilte die alte
Wunde mir kaum, ſo traf Amor von neuem mein Herz.
Einer Vermählten erglüht' ich jezt mit gewognerem Schikſal;
Nicht mit einſamem Gram ſeufzt' ich die Tage hinweg.

Oft ſprach ich die Geliebte, und bald erkante ſie meine
Flamme; jedoch ſie war ſittſam nicht minder als ſchön,
Zart und tugendlich hielt ſie die Lieb' in beſcheidenen Banden
Immerfort, und treu wandelte dieſe darin.
Dreiſig Monde verharrt' ich ſo. Drauf rufte das Schikſal
Mich von der Theueren ab in ein entlegenes Land.
Leicht nun ſiehſt du mein Glük. Wie zuvor, ſo lieb' ich auch jezo,
Kiteler Inbrunſt voll, oder mit züchtiger Scheu.

Ja, Gewohnheit iſt es, die zweite Natur, mir geworden;
Treibt mit der Gabel ſie aus, immer doch kehrt ſie zurük.
So geſchieht es mir nun, daſs ſtets geziemend und ehrbar
Würdigen Mädchen und Frau — Welch
ein verwegnes Gepoch!
Halt da! Sicher der Jude! denn ſo unchriſtlich zerſchlugen
Meine ſchuldloſe Thür andere Gläubiger nie.
Doch, mein Freund, nicht jedem, wer klopft, wird heutiges Tages
Aufgethan. Drum getroſt, närriſcher Jude! hinweg!

Aber der Unhold kam auch recht unzeitig gepoltert!
Grade den schönsten Vers brach in der Mitt' er mir ab:
Doch ich ergänz' ihn sofort mit hohem Vergnügen, und sage:
Würdigen Mädchen und Frauen huldigt mein zärtliches Herz.

Spiel und Liebe demnach sind nicht zu verklagen, wenn manchmal
Meine Thür, so wie heut, sorgsam verschlossen sich hält.
Und wo sonst denn wäre der Sorge Grund zu entdecken?
In dem Gaumen vielleicht? oder in eitelem Schmuck?

Was den Gaumen betrifft, so hat er freilich zu Zeiten
Wolstand, Haus und Hof, Städte, ja Länder verzehrt.
Heliogabalus lehrt's, wenn mir recht ist,
und in der Jetztwelt
Mancher prassende Herr, welcher am Gaumen ihm gleicht.
Doch nicht so der meinige! Zwar ein weniges lekker
Ist er, doch Haus, Stadt, Land hat er mir nimmer verschlemmt.
Nein! was auf fürstlichen Tafeln sonders hohen Geschmaks ist,
Und mit spizischem Wiz Hamburg* erfindet und Wien,

Wenig kümmert ihn diss. Kein Niesling
ist er: Passeru,
Torr' und Sardellensalat kösset nicht
selten er zwar,
Und dabei, zu guter Diät, ich weiss
nicht von welchem
Traubensaft —
Oho! draussen ein furchtbarer Sturm.
Ein Paar Feinde zugleich zum mindesten!
Welch ein Getöse,
Und Geschmäh! Ihr Herrn, artig! ich
bin nicht daheim.
Ei, fürwahr, was wollet ihr nur? Beim
Bakchus! ich soll wol
Leben von nichtigem Wind? Seid ihr
bei reiner Vernunft?

Sehet doch zu, was der Mittagskoch mir
für Speiſen bereitet!
Traun, ſie nährten kaum nüchterne
Geiſter der Luft.
Zwar auch ich bin ein Geiſt, doch nur
ein ſchöner, und ſchöne
Geiſter verſchmähn nicht ganz Speiſe
voll Kraft und Geſchmak.
Ja, um mit Kraft und Geſchmak zu dich-
ten, iſt ſolcherlei Nahrung
Ihnen Bedarf, wie ſchon Juan Huarte
euch erweiſt.
Schöner Kunſt zu gefallen, muſs minde-
rem häufig uns Andern
Edlere Speiſe das Herz labend und fein-
rer Trank.

Wehe! gemeine Koſt, ſie verhält unſterblichen Kuhm uns,
Und vergräbt die Welt tief in barbariſchen Wuſt!
Doch ich ereifere nutlos mich. Die Feinde der ſchönen
Kunſt da draußen, beſchämt zogen ſie ſchon ſich zurük.

Red' ich von Kleidung noch? Da erbiet' ich wenigen Stoff mir.
Eitler Schmuk, er ſchafft eitele Sorge mir nicht.
Mag die Mode die modiſchen Herrn mit ſich ewig verwandeln,

Mit protciſchem Spiel, zierlich und
läppiſch und toll;
Mag ſie jezo Geſicht und Kopf in Kravat-
ten verſenken,
Bis auf die Achſel das Ohr zerren mit
mächtigem Reif;
Jezo den Rok bis hoch an die oberſten
Schenkel verſtuzen,
Hoch in die Luft krummauf ſchnäbeln
den ſpizigen Schuh:
Keinem beneid' ich Zierden der Art. Die
Mode, ſie albert
So aus Verdruſs. Umſonſt bietet ſie gu-
ten Geſchmak,
Zwar als neu beliebt er der Welt, doch
heute nur; morgen

Wirft sie ihn schon als alt freudig um Possen hinweg.

Unverständig spielet das Menschengeschlecht, wie im Kleinen,
So im Grossen; es bleibt ewig ein launisches Kind.

Aber was wollt' ich sagen? — Nicht sanskülottisch, zum höchsten,
Lieb' ich zu gehn —
Doch still! Klopft da ein Gläubiger noch?

Ja, der Kaufmann vielleicht. Es ist Mittag draussen, und Mittags
Bin ich, bei offener Thür, weiss er, gewöhnlich daheim,

Handelsmänner verſtehen ſich wol auf richtige Rechnung.
Rechnen erhält die Welt! lautet ihr oberſter Spruch.
Rechnen? — Wie? — Ei, rechnet, ihr Herrn, und erhaltet die Welt nur
Und euch ſelbſt! Doch mich kümmern die Species nicht.
Schöne Geiſter verachten den ungeniali-ſchen Peſchek.
Graus wie Todengebein klappern die Zahlen mich an.
Beim Apoll! ſie vereiſen mir flugs die poetiſche Ader,
Schrekken mir vom Olimp Muſen und Götter hinweg.

Rechnen? Nein, nein! und erschienen der pochenden Mahner auch tausend!
Wehrt sie der Thüre Verschluss doch genialisch mir ab.

Lr.

IV.

Madagaskariſche Lieder.

5.

Ampanani.

Liebenswürdige Gefangne, welches iſt dein Name?

Vainah. Ich heiſſe Vainah.

A. Vainah, du biſt ſchön, wie der frühe Morgenſtral. Aber warum die Thräne über deinem langen Augenwimper?

V. König, ich hatte einen Geliebten.

A. Wo iſt er?

V. Vielleicht kam er um im Treffen, vielleicht rettete er ſich durch die Flucht.

A. Sei er gefallen, ſei er geflohn, ich will dein Geliebter ſein.

V. O König, habe Mitleid mit den Thränen, die deine Füſſe neſſen.

A. Was willſt du?

V. Ein Unglüklicher hat meine Augenlieder geküſst, er hat meine Lippen geküſst, er hat geſchlafen an meinem Buſen, er wohnt in meinem Herzen; nichts kan ihn da losreiſſen.

A. Nimm deinen Schleier auf, und bedekke deine jungen Reize.

V. Erlaube mir, ihn zu ſuchen unter den Erſchlagenen, unter den Entflohnen.

A. Geh, liebenswürdige Vaimah! Mag der Elende umkommen, der bethränten Wangen einen Kuſs entreiſſet!

6.

Süſs iſts, beim heiſsen Strale der Sonne niederzuliegen unter dem blättrigen Baum, und die Kühle der Abendwinde zu erwarten.

Komt näher, ihr Weiber! Während ich unter dem ſchattigen Baum liege, laſst mich hören eure ſüſsgehaltnen Töne! Laſst mich hören des Mädchens Lied, wan

ihre Hände die Binsendekken ausbreiten, oder sie am Reisfeld sitzend die hungrigen Vögel verscheuchen.

Meine Seele badet sich in Gesang. Euer Tanz ist mir süss, wie ein Kuss. Sanft sei euer Tritt und eure Geberden. Lasst sie den höchsten Reiz des Vergnügens in mir erwekken.

Die Abendwinde erwachen. Der Mond glimmt durch die Sträuche des nahen Hügels.

Gehet und bereitet die Mahlzeit!

7.

Sanhar und Niang erbauten die Welt. Zu dir, Sanhar, richten wir keine Gebete. Wozu den guten Gott etwas bitten? Niang müſſen wir beſänftigen. Niang iſt mächtig und bös.

Laſs den Donner nicht rollen über unſern Häuptern, laſs das Meer nicht aus ſeinen Ufern treten, ſchone der reifenden Früchte; laſs den Reis nicht in der Blüthe verdorren, ſchlieſse den Schoos unſrer Frauen nicht am unglüklichen Tag' auf, und zwinge die traurige Mutter, die Hoffnung ihres Alters zu ertränken! O Niang! Zerſtöre nicht was Sanhar uns

Gutes ſchenkt. Deine Herrſchaft ſei über die Böſen. Ihre Zahl iſt groſs. Plage die Guten nicht, o Niang!

8.

Schrekklicher Niang! Warum öffneſt du meinen Schoos an dieſem unglüklichen Tage!

Wie ſüſs iſt das Lächeln der Mutter, wann ſie herabneigt ihr Geſicht über den Anblik ihres Erſtgebornen! Wie grauſam die Stunde, wenn ſie ihn dem reiſſenden Strome hingeben muſs, und ihm das Leben nimmt, das ſie ihm erſt gegeben hat!

Kleiner Unſchuldiger! Der Tag iſt unglüklich, den du erblikt haſt. Sein böſer Einfluſs wird ſich auf alle Tage verbreiten, die ihm nachfolgen werden. Verſchone ich dich, ſo wird Häſslichkeit deine Wangen entſtellen. Heiſses Fieber wird durch deine Adern brennen, du wirſt unter Schmerzen erwachen, der Saft ſüſſer Früchte wird dir auf der Lippe verſauern, ein vergifteter Hauch wird die Reisfelder verzehren, die du gepflanzet haſt, die Fiſche werden deine Neze erkennen und fliehen, der Kuſs der Geliebten wird dir kalt und ohne Lieblichkeit ſein, trauriges Unvermögen wird dir in ihren Arm folgen.

Stirb! o mein Sohn! Stirb das Eine mal, um tausendfachem Tod zu entgehen. Grausame Notwendigkeit! Furchtbarer Niang!

9.

Mutter, reiſs mich nicht ans Ufer! Verkaufe mich nicht an die weiſsen Männer. Laſs mich nicht auf immer das theure Land meiner Herkunft verlaſſen. Ach, meine Mutter! Saugte ich nicht an deiner Bruſt? Bin ich nicht deiner Liebe erſte Frucht? Was hab' ich gethan, daſs

du mich zur Sklavin verkaufeſt? Hab' ich nicht dein Alter getröſtet? Hab' ich nicht die Erde für dich gebauet? Die Früchte für dich geſammlet? Für dich mir Mut genommen, den Fiſch des Fluſſes zu ergreifen? Hab' ich dich nicht vor dem kühlen Abendthau bewahrt? Hab' ich dich nicht am Mittag unter die duftenden Schatten geführt? Hab' ich dir nicht die Fliegen vom Lager deiner Ruhe verſcheucht? O, meine Mutter! Was wirſt du ohne mich machen? Wird der Preis meiner Verſtoſſung dir eine andre Tochter geben? Ach du wirſt im Elend umkommen. Niemand wird dich warten, wann du alt

und krank bist, und ich werde mich grämen, dass ich dir nicht helfen kann.

Mutter! Mutter! verkaufe mich nicht; mich dein Einzig Kind!

Knebel.

V.

Der neue Protagoras.

Eine Erzählung.

Ich ſah oft ohne Tugend Glük, und
fragte mich:
Wie dieſes möglich iſt?
Sah Tugend ohne Glük, und fing zu
zweifeln an:
Ob eine Vorſicht iſt?
Sah Tugend von dem Laſter unterdrükt:
Und ward ein Atheiſt.

Nein! es iſt kein Gott, keine Vorſicht, noch Weltregierung: blinder Zufall allein herrſchet. So läſterte ich, ein neuer Protagoras: *) als plözlich Gewitterwolken den Tag verfinſterten; Blize die Luft kreuzten, und furchtbar im Donner eine Stimme erſcholl. Verwegner, der du hoch-

*) Protagoras, erſt ein Lastträger, dann ein Schüler Demokrits, berüchtigt durch die Lehre, welche das Daſein einer Gottheit zweifelhaft machte. Sein Buch, deſſen Einleitung mit dieſem Zweifel anfing, ward öffentlich zu Athen verbrannt und der Verfaſſer aus dem Gebiete der Republik verwieſen.

mütig dich anmaſſeſt, eine höhere Leitung zu bezweifeln: dein blödes Auge ſei geſchärft: du ſollſt ſehen — und ich ſah:

Sah Krösus — und im Schooſse ſeines Glüks
Ihn ſtets von Solons Wort *) beängſtigt leben!

*) Die bekannte Warnung des griechiſchen Weiſen, als Krösus gegen ihn die Größe ſeines Glüks erhub. Niemand, verſezte Solon, kan vor ſeinem Tode glüklich genannt werden. Die Erinnerung an dieſe Lehre und der dabei aufgerufne Name des Solon rettete dem von Kürus gefangenen, und zum Scheiterhaufen verurteilten Krösus das Leben.

Sah Epiktet — und auf des Sklaven Stirn
Der Freiheit Merkmal, Seelenruhe schweben!
Sah — vor der Guillotine Robespierre
Schon Höllenqualen vorempfindend beben.

Genug! donnerte die Stimme wieder, und das Gesicht verschwand: aber der Eindruk, den es zurük liefs, war tief und unauslöschlich. Gedemüthigt unter der Gerechtigkeit, die das Schikfal der Sterblichen und der Welten ordnet, nahm ich reuig meine Läfterung zurük: und rief.

Anbetend und bekehrt,
Nicht mehr ein Atheiſt:
Ich ſehe, daſs ein Gott,
Daſs eine Vorſicht iſt.

Wien

Sonnenfels.

VI.

Proben aus George Franks nachgelaſſenen Briefen und Papieren.

Reiſe nach Hof im Voigtlande.

Der Zeitpunkt, wo er ſeine groſſe Reiſe antreten ſollte, war beſtimmt; kaum einen

---

Wenn der mir unbekante Verfaſſer dieſes Aufſatzes mir ſeine Adreſſe anzeigen wollte, ſo würde ich ſehr gern in Korreſpondenz mit ihm treten, und ihm zugleich allen nötigen Aufſchluſs geben. S.

Monat ſollten wir noch beiſammen ſein, und doch verkürzte ſein unruhiger Geiſt auch noch dieſe an und für ſich ſchon ſo kurze Friſt: die alte Idee, den Verfaſſer des Hesperus zu beſuchen, erwachte zu unſerm höchſten Verdruſs plötzlich wieder. Alle unſre Überredungskünſte, alle wirklichen und Scheingründe wurden erſchöpft, ihn nur zu überzeugen, daſs es unzweckmäſsig ſei, daſs die größten Schriftſteller in ihrer häuslichen Sfäre betrachtet, oft viel verlören. — denn mit dem Beweiſe, daſs der ganze Gedanke auffallend und ſonderbar ſei, würden wir ihm aufs höchſte nur ein Lächeln abgenötigt haben. Aber nichts wollte helfen.

Zöleſtine reiſte mit ihrem Manne durch Göttingen, nach ihren Gütern; Georg ſah vorher, daſs er ſie in manchen Jahren nicht, und vielleicht nie wieder ſehen würde, ſie und wir mahnten ihn, wenigſtens die drei Tage ihres Hierſeins abzuwarten, und einige Abende noch froh in unſerm Kreiſe, der zufälliger Weiſe vollſtändig ſo, wie in den letzten Tagen in Driburg war, hinzubringen: „Er habe keinen Augenblik zu verlieren," war ſeine ewige und kalte Antwort. — Am dritten Auguſt 10 Uhr Abends waren die Poſtpferde beſtellt: Zöleſtine hatte ihn, Samuel und mich noch zum Abendeſſen ins Hotel eingeladen; von dort ſollte er

abreiſen. — Als ich zu ihr ins Zimmer trat, ſaſs ſie weiſs gekleidet, und ſo ſchön als ich ſie nie geſehen habe, auf dem Sofa, vor ihr am Theetiſch Georgs Oheim, der alte Frank, der ſie auf ihre Güter begleitete. — Am Fenſter gegen die Straſse gewandt, ſtand ihr Mann, und neben ihm Georg, den Arm traulich auf ſeine Schulter gelegt. Meine Dazwiſchenkunft veranlaſste ein allgemeines Geſpräch; Herr von Solten führte Georg ans Sofa neben ſeine Frau hin, und die Laune des alten Frank ſtimmte Zolenſtens Mismut in eine angenehme Heiterkeit um. Im Scherze nahm ſie plözlich eine ernſthafte Miene an, und examinirte Georg

wegen des Zwecks seiner Reise. — Als sie von Jean Paul hörte, sah sie ihn starr und mit höchster Verwunderung an, „Also dieser verwirrte Träumer ists, der sie von uns wegzieht?" fragte sie lächelnd. — Armer Jean Paul, und dies ist eine Seele, die wie deine Lenette, ohne sich auszukleiden, in den Himmel hätte einkehren können; — alle Väter, alle Männer teutscher Weiber möchte ich bitten; wo ihr einen Hesperus, einen Firmian in ihrer Nähe seht, da raubt ihn, und wenn er auch nur ungelesen auf der Toilette Staat machen sollte! — Welcher Mann verlangt es von der weiblichen Seele, daß sie in ihrem Urtheile

ſich ſelbſt und dem Geſchmakke untreu werden ſoll? Aber welcher Mann wird auch von einem Geiſte wie dieſem noch ſeine Sitte, Geſchmak verlangen, der froh ſein muſs, wenn er Worte findet, ſeine Unendlichkeit auszuſprechen? —

Georg wurde nicht, wie ich vermutet hatte, ernſthaft bei Zöleſtinens Ausdrukke; er hatte nichts anders erwartet, gab ihr Recht, meinte aber: es müſſe nun einmal ſo ſein, er habe mit dem Manne verſchiedenes zu ſprechen, was ſich in einem Briefe nicht ſagen laſſe. — Hier wandte er das Geſpräch mit leichter Anmut, und ſeine Stimmung ſchien die heiterſte. —

Als wir zu Tiſche gingen, glaubte ich Zoleſtinens Wunſch zu bemerken, Georg möchte neben ihr ſizen; wir ſtanden noch hinter den Stülen, und ich wechſelte mit ihm meinen Plaz, dem Zoleſtinens Stul näher war; aber unverhofft trat der Onkel zwiſchen ſie und ihn, und meine Abſicht war zerſtört. — Der Alte führte über Tiſch das Wort; ſeine Univerſitätsjahre waren der Stoff, und ſeine Augen glänzten wie der Rheinwein vor ihm. — Schon den Morgen hätten wir ihn in den Straſsen geſehn, waren hart an ihm vorübergegangen, aber er hatte uns nicht bemerkt. Häufig ſtand er an Häuſern ſtill, und ſah ſie mit der

vergnügteſten Miene an, und doch kannte er vielleicht niemanden von denen, die darin wohnten. — „Die ganze muntre Generazion von ſeiner Zeit her, meinte er, ſei ausgeſtorben. Da wohnten wol noch ein paar alte Kaufleute, denen er ſich aber ungern zu erkennen geben möchte, weil er bisweilen zur Abendzeit kleine Späſse in ihren Kaufläden verübt hätte."

Der gute Alte hatte, am Morgen, wie Zöleſtine erzälte, ehe er in die Straſsen gegangen war, geglaubt, alles ſei noch wie ehemals. Bei jedem vorübertrabenden Pferde habe er die Theetaſſe raſch weggeſtellt, ſei ans Fenſter gelaufen, und

das liebe alte Herz habe ihm vor Freuden gehüpft; nun sei er aber auf die Strasse gekommen, und habe bei der Rükkunft gemeint, es sei doch so manches anders geworden, er vermisse die alte Herzlichkeit, und daher size er still in seinem Lehnsessel, spreche nur immer von seiner Zeit, vergleiche sie mit der jezigen, und schüttele viel den Kopf. —

„Nein Georg," und damit beschlos der Alte seine Jugendgeschichten, „dauerst mich, und Sie alle, meine Herren, das Sie so verdrieslich um Ihre Jahre kommen; können gar nicht sagen, das Sie auf Universitäten gewesen sind. — Nun

ſo trinken wir wenigſtens, ehe wir älter werden!" — Zöleſtine trank nicht, und der Amtsrat ſchmälte, daſs die Weiber ganz das Weintrinken verlernten; zu ſeiner Zeit — — und ſeine Zeit war der Refrain aller Tiſchgeſpräche des Abends. Georg war innig vergnügt, und hörte mit groſser Theilnahme auf die Reden des Alten, und ſein Glas war nie leer. — Der Alte und Samuel, der das heutige Univerſitätsleben vertheidigte, geriethen in einen lebhaften, aber freundlichen Wortſtreit; beide hatten ſich etwas über den Tiſch hingelehnt, und ſprachen mit groſsem Feuer; Zöleſtine ſprach leiſe mit ihrem Manne, und ihr ſchöner Arm hing

nachläſſig über der Stuhllehne des Alten; Georgs Auge fiel auf die Hand, und eine eigene Wehmut breitete ſich über ſein Geſicht aus. Er rükte ſich leiſe ihr näher, und küſste ſie: erſchrekt zog Zöllſine ſie zurük, und ſah mit einer leichten Röte nach ihm hin; Georg ergriff ſein Glas, winkte ihr mit unbeſchreiblicher Milde, und trank es leer; — indem blies der Poſtillon, es war drei Viertel auf eilf Uhr. — Georg langte noch nach einer friſchen Flaſche, als die übrigen ſich erhoben, und der Marqueur eintrat, mit der Frage: wo der Koffer des Herrn Frank ſtände? — „der Poſtillon müſſe warten," rief Georg, „denn

der Koffer ſei noch nicht gepakt, auch wolle er erſt noch trinken.“ Dieſe Sorgloſigkeit veranlaſste ein allgemeines Gelächter; doch er lies ſich nicht ſtören, und reichte endlich allen gefüllte Gläſer umher, er wolle nun nach Hauſe gehn und pakken, ſagte er mit der kälteſten Miene, indeſſen möchte man ihn nur hoch leben laſſen! —

Ich begleitete ihn nach Hauſe; auf dem Zimmer lagen alle ſeine Sachen in der gröſsten Unordnung. Ich machte Anſtalt zum Pakken, das keine kleine Arbeit war, weil er alle ſeine Sachen auf jeder, noch ſo kleinen Reiſe, mit ſich

führte; er ging in der Stube auf und ab, als wenn das alles ihn nichts anginge. — Nur seinen Homer suchte er aus den Büchern hervor, und steckte ihn zu sich. — Als dies Geschäft vollendet war, wurde der Koffer ins Hotel gebracht, und auf den Wagen gesetzt.

Stumm drükte er mir die Hand, und ohne der andern zu gedenken, warf er sich in den Wagen und hiess den Postillon fahren. — Aus den Fenstern hatten sie es bemerkt, und riefen ihm laute Adieus nach, aber er antwortete nicht. — Ich ging hinauf zu ihnen, und wir sassen still und traurig im Kreise; Stul und

Glas ſtand noch, wie er es verlaſſen hatte, und der Alte ſaſs finſter mit ſeiner Pfeife im Winkel. Alle ſeine ſchöne Laune war fort; Zöleſtine ſaſs blaſs und zerſtreut auf dem Sofa, kein Laut regte ſich, nur das Poſthorn tönte noch lange durch die ſtillen Straſſen herüber. —

Wie die folgenden Briefe dies näher entwikkeln werden, ſo war es der lezte Abend da wir beiſammen waren, und deshalb haben wir uns bei der Beſchreibung dieſes Abends lange verweilt. — Von nun an wird Georg wieder ſelbſt ſprechen.

Heiligenstadt Morgens 5 Uhr.

Mir gehts schlimm, lieber Karl! ich bin kaum drei Meilen von Euch, und muss schon liegen bleiben, und das an einem Orte, der eine Fisiognomie hat, die mir gar nicht gefallen will. Erstlich ist mein Wagen an einer unglüklichen Stelle gebrochen — der Postillon, der dir diesen Zettel bringt, wird dir das weitere darüber erzählen. — Schmidt und Sattler geben mir die angenehme Hoffnung, dass ich 4 Tage Geduld würde haben müssen, und das ist sehr betrübt. — Zu meinem Troste ist es heut Sonnabend, und da will ich mich gegen Abend etwas in den Schenken herumtreiben; vielleicht

finde ich, was mir gefällt; ſonſt iſt kein Rat: ich muſs in die umliegenden Dörfer gehn, oder meinen alten Gottlieb noch einmal beſuchen, der ſich gar ſehr freuen würde. — Zweitens muſs ich dich bitten, du freundliche Seele, daſs du in meine Wohnung gehſt, und mir das Geld ſendeſt, das du in meinem Büreau findeſt; thue es jedoch bald, denn mein ganzer Reſt ſind zwei Gulden. — Zehn Luisd'or wollte ich wol daſs du für etwanige Schulden, die mir nicht beifallen wollen, zurük behieltſt. — Über Zöleſtinen habe ich alles vergeſſen. — Nun, lieber Karl, bitte ich dich: ſage es Samuel und den übrigen nicht, denn ich mag nicht

gern, daſs ſie über mich lachen. — Auch ſollſt du mir noch keinen grüſsen. —

Ringsſtädt den 6ten Auguſt.

An Karl und Samuel.

Ich habe mich raſch entſchloſſen, und bin am Sonnabend, und gleich nach Tiſche hierher gegangen. Gegen 6 Uhr pochte ich an Gouliebs Thüre; ſeine Stieftochter Röschen, ein freundliches, blondes, zwölfjähriges Mädchen öfnete ſie mir; ich fragte ſie nach dem Küſter Werlach, und ſie machte groſse Augen, und meinte: ſie wäre Küſter Werlachs Tochter! Es mochte wol ſelten nach ihm gefragt werden, dem guten Gottlieb. Ich trat in ſeine Schulſtube ein, und da ſaſs

er fröhlich am Reisnapf mit ſeinem Weibe, und ſeinem kleinen Fritz, den er unſäglich lieb hat. Er war auſser ſich vor Erſtaunen und Freude, als er mich ſah, und es war mir leid, daſs ich gekommen war, denn alles wurde durch mich geſtört. Ich ſollte köſtlich bewirthet werden, und wäre vergnügter beim Reisnapf geweſen, wenn ich nur alles auf ſeinem alten Flekke hätte erhalten können, und vor allen meinen Gottlieb mit ſeinem ehrbaren Geſicht, worauf die Ruhe des kommenden Sonntags, mit allen ſeinen Freuden, und ſeiner Pracht, mit ſeiner Bratenſchüſſel und ſeinen Feierkleidern glänzte. —

O wie hat mich der Eintritt in dein Haus, mein Gottlieb, gerührt; wie mich an meine Jugend erinnert, als ich noch von Feiertagen wuſste, und von Sonntagen, und von den Nachmittagen des Mittwochs und des Sonnabends, wo die dämpfe Schule geſchloſſen war! — Wie ſich die Tage alle ähnlich werden, wenn man älter und aufgeklärter wird, und man an keinem ſeine Sorgen ablegt, und der Sonntag anbricht, wie alle andere Tage, und man die Feierkleider am Werktag anlegt, und ſich ſchämt, wenn man es an ſich trägt, daſs man heut feire und ruhe! — Wahrſcheinlich wird das arme künftige Geſchlecht auch aufge-

klärt ſein müſſen, wenn es jung iſt, und nie erfahren, daſs es einſt Tage gab, wo die ganze Menſchheit ihre Sorgen vergaſs, und ruhte und feierte, und daſs man die Tage beging, wo man geboren iſt, und ſich Blumen ſtreute — Sinnbilder der Jugend — und daſs es einen Tag gab im Jahr, wo ſich das Alter zu den Kindern ſammelte, ihnen herrliche Gaben brachte, und ſich an ihrer Freude ergözte. — Der du immer dein Zeitalter lobſt, Samuel, und dich glüklich preiſeſt, daſs dein Leben in dieſe Tage fällt, wo alles ſo neu wird, wo die aufgeklärte Welt jede Sitte, jede Spur der frommen Vorwelt zertritt, merke dir

meine Worte, und erinnere mich daran, wenn wir bei einander sind, damit wir diese Sache ja weiter besprechen.

Diesen Sonntag habe ich mit dem guten ländlichen Volke und reines Herzens gefeiert, und es hat sich eine Andacht und Ruhe über mein ganzes Wesen verbreitet, die ich Euch nicht beschreiben kann. — Bei ihnen werde ich bis morgen Abend bleiben, wo ich die Post hierher bestellt habe. — Ich habe wieder einige Szenen im Tasso gelesen, und da ist mirs eingefallen, dass ich zu ihm gehen könne, wenn ich durch Weimar gehe. Wie ers aufnimmt, ist mir gleichgültig, es ist

mir nur um ſeine Augen und ſein Weſen zu thun. Beides muſs gewaltig ſein. — Auch dem grauen Sänger der Muſarion möchte ich wol einen guten Abend wünſchen! — Gott ſegne Euch, Samuel und Karl!

Gotha den 9ten Auguſt.

An Dieſelben.

Meine Seele iſt in einer unangenehmen Stimmung! — Auch nicht einen Menſchen, der mir gefallen hätte, und acht Meilen! Das dünkt Euch wol eine ganz neue Rede in meinem Munde, daſs ich auf die Menſchen ſchmolle? — Ihr habt Recht, lieben Leute, es iſt ein herz-

erhebendes Gefül, hinter einer finftern, abfchrekkenden, häflichen Larve, eine heitere, anziehende, fchöne Seele hervorgehen zu fehn; und Ihr wifst, ich fuche fie gern, und keine Aufsenfeite kan mich abfchrekken; aber heut waren fie alle häflich, und haben mich alle abgefchreckt. Wie das jubelnd zum Hochgericht ftrömte, um einen Menfchen, der ein Verbrecher war, fterben zu fehn; und dieſes hölliſche Feſt mitten in der lachenden, fömmerrigen Gegend, und unter dem offenften, blaufsten Himmel! — Ich erinnere mich wol, dafs wir die Gründe dieſer Erfcheinung an einem der letzten Winterabende gar fcharfſinnig pfi-

chologiſch entwikkelt haben, aber heute nehme ich alle meine Behauptungen zurük. —

Auch der Gedanke, auf den mich Diderots Ideen von der Kunſt leiteten, und den ich in Einem Kreiſe ſo lebhaft vertheidigte: daſs jeder Menſch ein harmoniſches Ganze ſei, daſs es bei jedem einen Geſichtspunkt gäbe, aus dem betrachtet er als ein Weſen eigener Art und intereſſant erſchiene, und daſs es allein die wahre Lebensweisheit ſei, immer jenen Geſichtspunkt, in tauſend Mistönen immer den einen ſchönen Akkord zu finden: der Gedanke, ſo ſchön und men-

schenfreundlich er ist, ist doch nur ein Traum. — Willst du die Menschheit lieben lernen, so suche dir einen kleinen Kreis von Freunden, und sieh dem Getümmel der übrigen nur aus der Ferne zu. —

Überhaupt, wäre ich Schiller, ich sänge eine Hymne an die Ferne, die wenigen Entzükkungen des Lebens sind doch fast alle ihr Werk. — Welch ein armseliges Geschenk des Himmels wäre der Augenblik der Gegenwart, gäbe es nicht diesseits und jenseits eine Ewigkeit voll Hoffnung und Erinnerung, aus der er wie ein freundlicher Stern leuchtet. — In den Tagen meiner Kindheit, da ich die

Berge des Harzes noch aus der Ferne in ihrer blauen Ruhe da liegen sah: da hatte ich noch meine poetischen Zeiten, da waren ganze Tage noch ein mildes Gefühl; ich bin in ihren Eisfeldern, in ihren Tannen umhergeklettert, und da ich alles gesehen hatte, war mir immer noch, als suchte ich etwas, — Dort war Sehnsucht, hier war Sehnsucht: nirgends Befriedigung. Aber in der Betrachtung aus der Ferne liegt doch eine Art von Befriedigung, und leider die einzige, die Ihr von aussen her erwarten könnt. —

Ein durchreisender Musiker gab diesen Abend ein Violoncellkonzert hier; kein gro-

ſses Kunſttalent, aber angenehme Kompoſitionen. Ich ſetzte mich in einen Winkel des Saals hin, und träumte; vor mir ſaſsen zwei ſchlanke Mädchen mit ſchönen braunen Haaren: ſo waren meine beiden liebſten Sinne beſchäftigt, und da gingen Eure Geſtalten, Ihr meine unvergeſslichen Freunde, in einem ſo ſchönen idealiſchen Lichte vor meiner Seele vorüber; Ihr ſchient mir ſo gut, ſo vollkommen, wie ich recht gut weiſs, daſs Ihr nicht ſeid, wie ich Euch in der Wirklichkeit auch gar nicht haben möchte, weil wir ſonſt Weſen verſchiedener Art ſein würden. — Was würdet ihr aber ſagen, wenn ich Euch jetzt unmenſchlich dreiſt ins

Geſicht behauptete: dieſe Vermiſchung der Vergangenheit mit der Gegenwart iſt Schwäche der menſchlichen Natur! — Über die fieberhafte Stärke in dieſer Behauptung hätte ich beinahe meine Gründe vergeſſen: die Erinnerung miſcht entweder den gegenwärtigen ſchlimmen Zuſtand mit dem vergangenen auch nicht goldnen, von dem nur die Zeit die unangenehmen Farben weggeſpült hat: und iſt es da nicht Schwäche der Seele, wenn ſie nicht wagen will, den gegenwärtigen Zuſtand, und wenn er auch ſchlimm wäre, einfach zu empfinden, mit einem reinen Auge zu anali-

ären? — oder sie verknüpft den gegenwärtigen angenehmen Zustand mit dem vergangenen: jener zeigt mir die Gegend, in der ich damals stand, im Glanze des Frühlings, im Sonnenlicht, und unter milden Lüften, den Menschen, an dessen Arm ich ging, groß und liebenswürdig, und wenige Stunden nachher muß ich von meinem Verstande erfahren, daß über die Gegend, als ich sie sahe, eine kalte, graue Herbstluft wehete, und daß wir Freunde gähnend, also wol nicht im höchsten Bewußtsein unsrer gegenseitigen Größe und Liebenswürdigkeit durchhin wandelten. — Ist das Stärke der Seele, wenn sie sich von der armseligen magi-

Univ. Bibl. Würzburg

ſehen Laterne, von ihrer Einbildungskraft alſo betrügen läſst? —

Ich wollte nur, Ihr könnet mich in dieſem Augenblik (natürlich aber auch nur für dieſen Augenblik) vergeſſen, damit dieſe meine Rede den gehörigen Eindruk auf Euch machte. — Es ſind gar zu wenig Tage vergangen, ſeit ich noch unter Euch mit allen meinen Sünden umherging. —

Jedem das Seine! Laſſet dem Augenblik das, was er hervorgebracht hat, und wie er es hervorgebracht hat! — dem würde ich ſeine Stärke beneiden, und die edle Form ſeiner Seele, der dan erſt die Vergangenheit liebgewänne, wenn

ſie ſich ihm rein, in ſich ſelbſt unvermiſcht, mit der Gegenwart unvermiſcht darſtellete; erinnert Euch an Homer, an Livius! — Nehmt die Handlung, und was dem Geiſte ihrer Nazion, ihres Zeitalters gehört, aus ihren Werken: was bleibt? — Eine ſchöne, reine Seele, und ein Auge; wir dagegen ſehn die Welt durch gar künſtliche tauſendekkige Gläſer an: Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit; Ideal und Wirklichkeit; Täuſchung und Wahrheit, das Häſsliche und das Schöne im bunten Zuſammenfluſſe auf einem Blik.

Solltet Ihr wol erraten, meine Freunde, was mich grade jezt ſo unzufrieden ge-

ſtimmt hat, da ich aus dem Gothaiſchen Konzertſaale komme? Die Berauſchung meiner Seele dauerte ſo lange, als die Töne währten, als ich hinter den braunen Mädchen ſaſs. Als das Konzert geendigt war, plagte mich ein übler Genius, oder die Neugierde: ich drängte mich vor, um die Mädchen zu ſehen, und ſiehe, es waren unangenehme, gemeine Fiſsognomien.

Werthal den 11ten Auguſt.

An Dieſelben.

Daſs ſich viel mit mir geändert hat, lieben Freunde, muſs Euch ſchon der Ort erraten laſſen, aus dem ſtatt meines

Brief erhaltet: Ich habe mich in Gotha rasch entschlossen, nicht wieder nach Göttingen zu kommen, sondern unmittelbar von Hof aus meine Reise anzutreten. Sich wiedersehn auf einen Augenblik, um sich gleich im folgenden auf Jahre zu trennen, das mag sich eine jugendliche Liebe nicht versagen können; aber eine unveränderliche Freundschaft kennt ihren Vortheil besser. Also, lieben Freunde, kein Wiedersehn, keine Trennung! — Ich liefs eilig die Pferde bestellen, denn ich gestehe, ich hielt es nicht für unmöglich, dafs mein Entschlufs wieder verrauchen könne: da ich nur sieben Meilen von Soltans Gute, und

alſo von meinem Oheim entfernt war, bin ich dahin gegangen, um meine Geldgeſchäfte mit ihm abzumachen. — Von meinem Wege dorthin kan ich Euch nichts erzählen, denn ich habe wenig in den Ländern mich umgeſehn, durch die ich gekommen bin: ich war zu ſehr mit meiner Reiſe beſchäftigt, für die ich folgenden Plan entwarf. Ich gehe durch Franken und Schwaben nach Baſel und Aran; von da nach Biel und Neuſchatel in die Thäler des Jura, nach Lauſanne und nach Genf. Vom dort über den Montblank nach Vaukluſe und über Aix, Marſeille, Avignon und Montpellier in die Pirenäen, und endlich nach Paris.

Diesen Winter denke ich in Genf oder Lausanne hinzubringen, mit dem ersten Erwachen des Frühlings in die Bäder von Aix zu fliegen, und von hier auf mein gelobtes Land, Südfrankreich zu durchwandern. In Paris verlebe ich den zweiten Winter, und das weitere — lasse ich vor der Hand im Schooße der Götter. — Übrigens wißt Ihr, wie Ihr meine Pläne zu verstehen habt; ein schönes braunes Auge, ein Haus, eine Gegend, eine Familie, die ich gleich beim Eintritte liebgewinne, würden manches darin ändern, denn der Plan ist nur *en réserve* gemacht: so soll es wenigstens gehen, wenn es nicht selbst besser gehen will. —

intereſſirt mich die Welt in Rom lebhaft, ſo bleibe ich dort den Winter; vielleicht auch gönne ich Italien ſchon einen Blik, und umgehe den Winter des Nordens. Kurz, ich bin auf alle Stimmungen meiner Seele gefaßt, nur auf eine nicht, die ſich doch ſchwerlich ausweichen laſſen wird: auf eine heftige Sehnſucht nach Euch, Samuel und Karl! —. Auf ununterbrochene Nachrichten von mir könnt Ihr indeſſ ſicher rechnen, und die fortdauernde Unterhaltung mit Euch, und vielleicht liebenswürdige Menſchen, unter die mich mein Schikſal führt, werden mich vor jenem unnatürlichen Verlangen ſichern.

Unter jenen angenehmen Ausſichten hätte ich mich Werthal bis auf eine Viertelſtunde genähert; hier lieſs ich meinen Wagen halten, befahl ihm, mir in einer halben Stunde zu folgen, und ging allein voraus. — Die Gegend hat mich ſehr überraſcht; war es die Abendſonne, oder Zöleſtinens Gegenwart, die dieſem Thale die Miene heiliger, himmliſcher Ruhe gab: Lerchenlieder, und die Glokken von den Klöſtern umher tönten ſo einträchtig und feierlich zuſammen, und mir ward, als ginge ich zu einem Abſchiede für ewig. Aber je tiefer ich hinab ſtieg in das Thal, deſto freundlicher wurde die Gegend wieder, und ich fühlte

meinen Frohſinn, der mich nie verlaſſen wird, von neuem. Soltau hat das Thal in einen ſchönen Park umgeſchaffen, und man würde unvermerkt aus dem Gebiete der Natur in das der Kunſt übergehn, wenn man nicht jene an ihrem Ernſte, dieſe an ihrer freundlichen Miene erkennte. An einem ſanften Abhange liegt ſein Landhaus, von reizenden Boskets umarmt, die jedoch niedrig genug ſind, um den Fenſtern des Hauptgeſchoſſes nichts von ihrer Ausſicht zu nehmen: um einen ſchönen Raſenplaz windet ſich der Fahrweg, den ich jezt betrat, zum Hauſe hinan. — „Iſt das nicht Georg?“ hörte ich von der Seite her rufen, und Acker!

die Stimme gehörte meinem alten Oheim zu, der ganz behaglich in einem Gartenſeſſel vor einem Tiſche mit ſeiner Flaſche Rheinwein da ſaſs, und den ſchönen Abend feierte. Er war vor Freude auſser ſich, herzte und lobte mich, und langte unter meiner Erzählung aus dem nebenſtehenden Korbe eine Flaſche nach der andern.

„Nein Georg!“ und damit ſchloſs er, „mit dieſer unverhofften Freude machſt du alle deine dummen Streiche von Göttingen her wieder gut. — Da warſt du, nimm mirs nicht übel, ein wenig ein Eſel: ich ſize da und denke: wer weiſs wie

lange du ihn nicht wieder ſiehſt, und da wird mirs ganz weich ums Herz, und wie ich ihn dann kommen höre, und meine Pfeife weg lege, und mich in Poſitur ſtelle, daſs ich den alten Burſchen noch einmal ſo recht umhalſen will, da geht mir das ſo mir nichts dir nichts in die Poſtkaleſche, und — — Nun, es iſt vorbei, haſt alles wieder gut gemacht." Indeſs er die Gläſer wieder füllte, hörte ich vom Hauſe her ein Pianoforte, und Zoleſinens Stimme. Wir überraſchten ſie in ihrem Zimmer, ſie ſang die Lieder von Selma. — Ich empfand einen Schauer, als träte ich in das heiligſte Heiligtum der Künſte. Sie be-

wohnt ein Ekzimmer, mit der Ausſicht über den reizendſten Theil des Parks, und über die Berge des Fichtenwalds. Die Kühle des Abends wehte durch die Jalouſien, und im Zimmer ſelbſt war röſliche Dämmerung. Staffelei, Gemälde und Stikrahm ſtanden in einer gefälligen Unordnung umher, und die Dekorazion, die ganze Anordnung des Zimmers zeugte von Soltaus gutem Geſchmakke. — In der ſchönſten Zerſtreuung wandte ſie ſich von den Noten weg, und war vor Erſtaunen auſser ſich, als ſie mich erkante, — Soltau hatte den Tag über gejagt, und mein Beſuch war auch ihm eine unerwartete Freude. — Den Abend waren wir innig

vergnügt, und gedachten Eurer mit grossem Antheile. Es war Sonabend: Ihr wart bei einander, und habt also auch unsrer gedacht, aber gewiss nicht unsrer im Kore, wie wir da sassen. —

Als ich heut morgen zum gemeinschaftlichen Frühstük gerufen ward, und in das Gesellschaftszimmer trat, rief mir mein Onkel aus seinem Lehnstul entgegen: „Gut dass du kömmst, lieber Georg! ich habe einen wunderlichen Handel mit mir selbst, und du sollst Frieden stiften. Sieh nur, da sitze ich und betrachte mir Soltans Ahnentafel, und da fällt mir etwas ein — ich muss mich selbst wundern,

dafs der alte Kopf noch ſo feine Sachen zuſammenbaut. Gebt einmal Acht, lieben Kinder!“ — Soltau und Zölkſtine waren hinzugekommen — „ich habe Vater und Mutter gehabt, nicht wahr? nur bürgerlich, aber ohne Makel, wie deine, Soltau? Eben ſo, will ich hoffen, mein Vater und Mutter, jeder wieder Vater und Mutter, Grofsväter und Grofsmütter, jeder wieder Vater und Mutter, und ſo fort. — Biſt ein guter *Historicus*, Georg; ſollteſt wol einmal deiner Familie die Ehre anthun, und ihren Stammbaum entwerfen; es ſind doch welche darin, die wol wert wären, ein Weilchen länger namhaft zu bleiben, als ſie hier unter uns umher-

wandeln! — Nun, das beiläufig. Wenn ſie auch nicht alle bis zum Kaiſer *Karo-lus M.* hinauf grade Heilige geweſen ſind, genug, ein jeglicher muſs doch ſeinen Vater und Mutter gehabt haben. — Nun zähle mir einer die Väter und Mütter, von denen — ich will nur ſagen — ich allein abſtamme, von Kaiſer *Karoli M.* Zeiten bis jezt, oder ich beweiſe Euch, daſs ich in gerader Linie von allen denen Leuten abſtamme, die zu Kaiſer *Karoli M.* Zeiten im h. römiſchen Reiche gelebt haben — oder hab' ich mich verrechnet, Georg? — Das wäre doch beinahe zu arg. — Ei, wenn ich auch ein paar tauſend abrechne, denn um mehr hab' ich

mich nicht verrechnet, ſo bin ich das doch nur allein, und nun leben meines Wiſſens auſser mir heut zu Tage noch gegen die zwölf Millionen Menſchen im teutſchen Reiche. — Da glaube mir einer an Adam!“ —

Goltau und ich ſahen den Irrtum ſogleich ein; wir erinnerten ihn, daſs ſich ſeine Enkel ja ſchon wieder unter einander verheuraten lieſsen; daſs er ja Brüder habe; er ſolle nur einmal von oben herab rechnen, anſtatt von unten hinauf zu zählen. — Er antwortete uns nichts, trank raſch die Thetaſſe leer, und ging in ſein Zimmer. — Neugierig auf ſeine

Zurükkunft blieben wir noch eine Stunde bei einander, dann verliefs uns Soltau, um auf eins seiner benachbarten Güter zu reiten, und Zoleſline that mir den Vorſchlag, zu einem Gange durch die Zimmer des Landhauſes, durch die Ökonomiegebäude und den Garten. — Sie verlangte ſchweigend meinen Arm, und führte mich die Treppe hinauf durch ein Vorzimmer in den Konzertſaal ihres Mannes. Die Bildniſſe von vier teutſchen Tonkünſtlern hingen umher, und ihre Auswahl hat mich ſehr intereſſirt! Händel, Gluk, Reinhard und Schulze. Dies veranlaſste ein Geſpräch über Muſik mit Zoleſtinen, und freut Euch, lieben Freunde,

ſie hat ſich bekehrt, ich habe ſie bekehrt, die Alzeſte hat ſie bekehrt. Ihr erinnert Euch, wie ſie noch vergangenen Winter gegen mich täglich, wenn wir uns beim Klavier verſammleten, den Mozart vertheidigte, und wenn ich ihm dan, tükkiſch genug, alle menſchliche Gedanken abſprach, und nur die muſikaliſchen liefs, in die Saiten griff und mich mit ihrer Stimme und durch ihn ſelbſt zu einem ehrfurchtsvollen Schweigen brachte. Heut geſtand ſie mir, ſie habe die Alzeſte probirt, und dabei ſei es ihr doch auf die Seele gefallen, dafs ich Recht haben könnte. Drauf erhob ich triumfirend meine Stimme und ver-

glich Mozart mit den beſchreibenden Dichtern, die in höchſt wohlklingenden Verſen dichten, und mit dem Lirikern, deren ſchön gebaute, wortreiche Verſe von Naturſchilderungen überfliefsen, die der Leſer aber bloſs in die Hand nimmt, um ſeine Fantaſie mit angenehmen Bildern zu füllen, um fremde Gedanken dabei zu haben. — Dieſe Worte erinnerten Zoleſinen an eine Vergleichung des Geiſtes, den ſie in Gluks Opern zu ahnen anfing, mit Göthens Ifigenie, dem einzigen ähnlichen Werke, das ſie geleſen haben mochte.

Ihre Bekehrung rührte mich ſo, daſs ich nun alle Vorzüge des Mozartiſchen

Gemüt zu erheben anfing; mit jedem Worte näherten wir uns beide mehr. Endlich waren wir einig, und nun zogen wir Schlüsse auf das Wesen der ganzen Musik; die Harmonie in unsern Meinungen machte uns gedankenreich, und mit sagenden, liebenden Thränen im Auge endigten wir unser Gespräch. — Sie eilte an den Flügel und sang mehre Stükke aus der Alzeste mit unbeschreiblichen Tönen. Ich wagte es nicht, ihr näher zu treten, lehnte mich an das Fenster, und sah stumm und entzükt in die schöne Gegend hinaus, —

Sie stand auf; ich küßte die Hand, die sie mir reichte, und folgte ihr schwei-

gend in die übrigen Zimmer. — Soltans menſchenfreundlicher, gebildeter Geiſt, und vor allen ſeine Vorliebe für das griechiſche Altertum, die uns zuerſt mit einander verſöhnte, leuchtete hier und dort hervor. — In dem ſchönſten Theile des Gartens hat er dem Homer einen Tempel gebaut. Ihr tretet in eine edle, einfache Rotonda; vor Euch ſteht ihr ein groſſes Gemälde, den Ida und das Meer; an der rechten Wand, Andromache, Hektor und den Knaben; an der linken: Odüſſeus und die Hirten von Ithaka, — ſonſt ſteht Ihr nichts. — Soltan kaufte die Gemälde von zween jungen Künſtlern in Rom, Brüdern und Teutſchen. — Homeriſch

ſind ſie, mehr kan ich von ihnen nicht ſagen. —

„Was ihr heut Morgen ſagtet, lieben Kinder!“ mit dieſen Worten trat am Mittag der Onkel zu uns ins Speiſezimmer, „darüber habe ich weiter nachgedacht, und — freut euch nur, ihr habt Recht, und die heilige Schrift hat auch Recht. — Hätte ich dem Apoſtel Paulus, oder welcher heilige Mann es ſagt, es auf ſein Wort geglaubt, daſs wir Menſchen untereinander Brüder ſind, ſo würde ich es jezt nicht ſo feſt glauben, da ich mir es ausgerechnet habe. — Das Exempel hier, lieben Kinder! iſt mir ſo lieb,

wie ein Vaterunſer, denn daſs die Verwandtſchaft ſo nahe wäre, hätte ich in alle Ewigkeit nicht geglaubt. — Meinen Kopf hat's angegriffen, das iſt wahr; und einen Schrek hatt' ich, als es da ſtand, aber erbaut hat es mich, das iſt auch wahr." —

Bei den Worten des Alten fiel mir eine Anekdote ein, die ich wenige Tage vorher geleſen hatte. Ein franzöſiſcher Aſtronom machte eine Seereiſe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Der Himmel war trübe, ſo lange die Schiffenden auf der See waren. „Den erſten Abend nach unſrer Ankunft ſpeiſten wir beim

Gouverneur wir sprachen viel von Europa, und erinnerten uns lebhaft daran, daß wir in einer andern Hemisfäre waren, und die Hospitalität unsers Wirtes hatte uns beiser gestimmt. — Es war zwölf Uhr, als wir sein Haus verliessen: ein lebhaftes Schaudern befiel mich, als ich Orion und Sirius und die Sterne des Stiers und der Zwillinge am Ostshimmel erblikte, ganz in derselben Ordnung, wie ich sie in meinem zwölften Jahre in Europa kennen gelernt hatte, und nicht um einen Punkt verrükt. Sollte es denn anders sein, fragte ich mich? kam aber mit mir selbst überein: daß die kleinste Verrükkung mich augleich mehr erschrekt

haben würde. Mit Beſchämung ſahe ich ein," fügt er hinzu, „daſs ich in einer Sache, die mich ſeit meiner frühen Jugend her noch nicht einmal getäuſcht hatte, noch zu gar keinem Glauben gekommen war." —

So der Aſtron[illegible]m. — Es liegt viel Belohnung darin, mein Samuel und Karl, oft ſelbſt Gedanken nachzuhängen, die eine unnüze Neugier erwekken, deren Ausdruk durch langen Gebrauch uns etwas ſo gleichgültiges geworden iſt, daſs wir es für Zeitverſchwendung halten, ihnen Stunden, oder gar Tage unſers Nachdenkens zu widmen.

Ein Geiſt, der ſeine Bildung vollendet haben will, muſs wenigſtens die erſte Operazion ſeines Verſtandes ganz in ſeiner Gewalt haben, muſs gleich fertig jedes Wort denken, und — — und jeden Gedanken ausſprechen können.

Aber bemerkt nur, lieben Leute, was ich für ein verſtändiges Weſen geworden bin; dauern die Feiertage meines Herzens noch lange, ſo möcht Ihr vielleicht in Eurem Freunde einen Filoſofen aus Paris zurük geſendet erhalten. — Gebe der Himmel ſeinen Segen! —

Bis Dienſtag bleibe ich hier; meinen nächſten Brief erhaltet Ihr aus Weimar

oder Jena, und dan aus Hof, aus Nürnberg und aus Rastadt. In allen diesen Örtern werden Ruhetage gehalten. — Übrigens ist auf den Mann in Hof meine ganze Seele gerichtet; ohne seinen Segen könnte ich nicht reisen. — Adieu, meine Lieben. —

Weimar den 16ten August.

Die Trennung von Werthal ist mir schwerer geworden, als ich dachte, und wären es nicht meine Verwandten gewesen, und hätte ich nicht noch immer eine geheime Furcht vor Zöllestinen, so würdet ihr lieben Menschen von mir schwerlich schon heute einen Brief aus

Weimar erhalten. Noch einige Stunden habe ich in Werthal gelebt, von denen Ihr notwendig wissen müßt. — Dienstag Morgen war es drükkend heiß, und in keinem Zimmer auszuhalten; alles rettete sich zu Zölestinen hin, deren Fenster halb nach der Mitternachts- halb nach der Morgenseite liegen. — Bis gegen zwei Uhr Nachmittag war die Konversazion ganz heiter; Zöloskine malte größtentheils des Morgens, und ich las ihr aus meinem Woldemar vor: der Onkel war mit seiner ewigen Pfeife an das entfernteste Fenster verwiesen, fiel aber dennoch dem Woldemar, den er selten verstand, häufig in die Rede; und Soltau schrieb an Zö-

leſſinens Arbeitstiſche Geſchäftsbriefe für ſeine Pächter. — Mit den erſten Sonnenſtralen aber, die nachmittags das Fenſter erreichten, war auch die Freude aus, dabei hatte ſich der Wind gegen Abend gedreht, und wehte auch glühend heiſs durch die Jalouſieen. — Wo der Kaffee einzunehmen ſei, war jetzt die Frage? — Alles ſtimmte für eine kühle Stelle im Garten; in Prozeſſion zogen wir mit Stühlen, Tiſchen und Kaffee durch einige krumme Alleen an den See hin: die Sonne war hinter Wolken getreten. — Dort fand ſich ein von Thränenweiden angenehm umgebenes Plätzchen, und die allgemeine Stimme war wieder, ſich dort

zu etabliren. Kaum waren wir aber in Ordnung und einige Taſſen gefüllt, ſo trat mutwillig die Sonne wieder hervor, und ſchien uns grade ins Angeſicht. „Das habt ihr von euren krummen Gängen," rief der Onkel verdrießlich! „da lob' ich mir die geraden, die ſich wie Chriſtuskreuze durchſchneiden; da weiſs man immer wo man geblieben iſt, und wo Morgen, Abend, Mittag und Mitternacht liegt, und wo die Sonne hinſcheinen kan; und wo nicht. — Nun erhebt euch nur wieder und laſst uns eine andere Stelle ſuchen!" —

Das Plätzchen wo wir ſaſsen, konnte uns faſſen, aber niemand weiter: an Fortrük-

ken mit den Stülen war nicht zu denken; die Prozeſſion muſste ſich alſo von neuem erheben. — Nachdem wir ein Weilchen vergeblich umher gegangen waren, that uns der Onkel ganz unbefangen den Vorſchlag, in dem Homerstempel zu trinken. Freilich war dies der kühlſte Ort im ganzen Garten, denn er iſt rings von hohen Buchen und Pappeln umgeben; welch Gelächter aber auch, welche ernſthafte Proteſtazion der Vorſchlag veranlaſste, könnt Ihr Euch leicht denken. — Endlich leitete uns der Zufall zu einer freie Raſenſtelle im Bosket, die von einer Buche gänzlich beſchattet wird; dort kamen wir dan zur groſsen Freude des

ſchwizenden Onkels zur Ruhe. Alle Einfälle, die auf unſern vorherigen Streifzügen von der drükkenden Hize erſtikt waren, lebten hier wieder auf; beſonders ſcherzte der Alte auf ſeine gewohnte Art über den Homerstempel, und über die heilige Hize, wie er ſie nannte, womit wir ihn gegen den Kaffee vertheidigt hätten. — Dabei kam es heraus, daſs er ſchon neulich, bei Sölrans Abweſenheit, ſeine Pfeife darin geſucht hatte, und da ihn deshalb Soltau mit ſcherzendem Ernſte zur Rede ſezte, wurde der Alte in vollem Ernſte böſe. „Er müſſe," meinte er, „beſtändige Vorwürfe und Ermahnungen wegen ſeiner Pfeife hören. Wenn ſie ihn

mit ſeiner Pfeife nicht haben wollten, mit der er doch zuſammen gehörte, ſo ſollten ſie ihn gar nicht haben!" — Nun ward er ſtille, ſah vor ſich ſtarr auf die Erde hin, und brummte, halb ſingend, halb pfeifend, ein geiſtliches Lied. — Zoleſine ſuchte ihn zu verſöhnen, und redete ihn ſchmeichelnd an, aber er war ſo böſe, daſs er auf nichts hören wollte. — Soltau ging und winkte uns, auch zu gehn und ihn nur allein zu laſſen. — Ich folgte, wählte eine Seitenallee zum Tempel, und verſchloſs mich dort. Wie mich die heilige Dämmerung überraſchte, die ſchöne einfache Kuppel des Tempels und die Gemälde, bei denen das angenehm

herauſchte Auge am liebſten und längſten verweilt? Als ich ſie das erſtemal ſahe, war Zoleikne mit mir, und die Gemälde alſo im Schatten; heut war ich allein mit ihnen und die tiefſte Stille herrſchte um mich her. — Wie wenig neuere Dichter und Kommentatoren der Alten können ſagen, ſo haben den Homer ſo verſtanden, als dieſer Künſtler? — Ich überzeugte mich von neuem, daſs für uns verzärtelte, kunſtreiche Menſchen es nur einen untrüglichen Weg zum Verſtändniſs der Dichter des Alterthums, und ihrer einfachen, geſunden Anſchauungen gäbe: ich meine den durch die Monumente der Kunſt. Hier iſt die einzige Stelle, wo

der — faſt möchte ich ſagen — zur Zerſtreuung erzogene Geiſt des modernen Menſchen ſich wieder ſammeln kan. Denn es iſt eine Seele, die aus den Epigrammen der Anthologie und dem Innern griechiſcher Künſtler herausleuchtet. Wer empfänglich — verſteht mich recht — empfänglich für die Formen der alten Kunſt iſt, der wird es durch einen kurzen Umgang mit ihr dahin bringen, daſs er das Schöne mit einem griechiſchen Auge wahrnimmt.

Legt mir dieſe Behauptung nicht für Eitelkeit aus, weil ich dieſen Weg gegangen bin. Ganz natürlich leitete mich das Werk des jungen Künſtlers, vor dem

ich ſtand, darauf. Nach allem, was mir Solnau von ihm geſagt hat, bin ich überzeugt: er kennt den Homer nur aus einzelnen Rhapſodien, nur aus der Überſetzung, und dennoch iſt ſein Werk eine eben ſo treue Überſetzung jener Stellen, als ſelbſt die Voſſiſche. — Freilich gab die Natur nicht jedem dieſe Empfänglichkeit der Empfindung; wie manche kehren nach langen Jahren über die Alpen zurük, und haben nichts gelernt, als von Stil, von Schule ſchwazen, und von Künſtlern, die die Antike überſehen haben, und wenn ſie auch mit niemand als Korreggios, Tizianen und Michael Angelos umgegangen ſind, kommen ſie kunſtrei-

cher, aber auch unreiner aus Italien zurük, als ſie hingingen. —

Daſs Soltau hier keine Büſte vom Homer aufgeſtellt hat, iſt mir ein neuer Beweis, wenn nicht von ſeinem richtigen, doch von unſerm harmonirenden Gefühle. — Welche Künſtler erfahren es häufiger, daſs man ſie über ihre Werke vergiſst, als die Dichter des griechiſchen Altertums? Und wo betet die Seele feuriger, als mitten in der Natur? — Das groſse Unbekannte erkennen wir leichter und ähnlicher in ſeinen Werken, als durch die wahrſcheinlichſte körperliche Darſtellung, und ich bin nie ſchöner an Homers Werke erinnert worden, als durch dieſe Bilder. — Ich liebe die Antike, aber meine Odüſſee liebe ich

mehr; und wenn das Schikſal die Zeiten ſo durch einander ſchütteln könnte, daſs es mir den alten blinden Sänger ſelbſt zu pflegen und zu warten gäbe, ich würde doch lieber ſeine Odüſſee leſen, als die graue Stirn ſehn und küſſen. — Aus einem ähnlichen Grunde mißfällt mir jede, auch die erhabenſte Verſinnlichung der Gottheit; denn die Unbekannte verlangte nicht, daſs ich mich ihrer freuen ſollte, da ſie ſich ſelbſt verbarg, und meinem Herzen ſo viele Dinge, ja die ganze Natur näher legte. — Gute Nacht, lieben Freunde!

*M***.*

VII.

Die Gaben der Muſe.

Die Muſe, der wir kindlich uns vertrauen,
Beratet kraftvoll ihre lieben Söhne,
Sie führt uns durch des Anmut bunte Auen,
Ins heilige Gefild der ew'gen Schöne.

Wenn wir ihr reizendes Geheimnis ſchauen,
Erklingen hell die zarten Liebestöne;

Drum, Freunde, ehrt die lieblichste der Frauen,
Und brechet rein die Blumen der Kamöne!

Dan bringt sie euch die holden Göttergaben
Des heitern Bakchus vom Olimp herunter,
Die froh den Sinn, froh das Gemüt erlaben.

Die Halle strahlt von Göttern immer bunter,
Das Aug' erglänzt in Lebensfarben munter,
Wenn wir die Himmlischen gesprochen haben.

Messerschmid.

VIII.

An Ludwig Tiek.

Wol mancher hofft, im neuen Licht zu leben,
Es muſs die trübe Nacht ja endlich ſchweigen,
Und hätte, ſich dem Morgenrot zu neigen,
Sein Liebſtes freudig opfernd hingegeben.

Der wollt' uns kühn zur alten Kunſt erheben,
Gebildet der des Lebens Maſſen zeigen,

Dir schien des Wissens buntes Füllhorn eigen;
Doch blieb das beste nur ein liebend Streben.

Da nahte Genovev' in frommer Schöne.
Wer fühlt nicht, daß die Poesie gekommen,
Nun kindlich wieder blüht in holder Klarheit?

Sei Freund, im Kranz der Liebe mir willkommen!
Es leiten dich des Glaubens süße Töne,
Und tief und tiefer keimt im Herzen Wahrheit.

F. Schlegel.

IX.

Nachtmuſik.

An Olimpia.

Wir ſtimmen dir mit Flötenſang,
In ſüſsem Ton und Harfenklang,
Ein nächtlich Lied zur Freude.
Aus deiner Hütte tritt hervor!
Daſs ſich im ſtillen Abendflor
Dein Herz und Auge weide.

Komm, ſieh, wie alles ſchläft und ruht,
Und unter deiner ſichern Hut

Entweicht der Menschen Kummer.
Sieh, wie die Gegend vor uns liegt.
Als hättest du sie eingewiegt
In sanften Liebesschlummer.

Säum länger nicht, erhebe dich!
Schon wartet deiner königlich
Das ganze Heer der Sterne.
Denn guten Seelen sind sie hold,
Und streuen ihnen funkelnd Gold
Aus der gewölbten Ferne.

Schliefs dich an uns. Auf stiller Bahn
Weht dich kein falsches Lüftchen an,
Lafs dich im Dunkeln grüfsen!
Noch enger knüpft die Nacht das Band,

Wenn Freunde, traulich, Hand in Hand,
Sich aneinander schliessen.

Drum laden wir, mit Flötenklang,
In sussem Ton, und Harfenklang
Dich ein, zu unsrer Freude.
Vereine dich mit unserm Kor,
Dass sich im nächtlich stillen Flor
Dein Herz und Auge weide.

Aus Siegmund von Seckendorfs Nachlässe.

X.

Die vier Weltalter der Indier.

1.

Das goldene Weltalter.

Gott, als er noch allein war, wollte seine Vortrefflichkeit und Macht offenbaren. Und er beschloss, eine mit verständigen Wesen bewohnte Welt zu schaffen. Diese Schöpfung fing er an mit Hervorbringung der vier Elemente, der Erde, des Wassers, des Feuers und der Luft.

Anfangs waren sie untereinander gemengt, aber er sonderte sie, indem er auf die Wasser blies. Sogleich hoben sie sich zu einer eirunden Gestalt, dehnten sich immer weiter aus, und bildeten endlich jenes klare und durchsichtige Firmament, welches die Welt umgibt. Aus der als Niederschlag übrig gebliebenen Erde und Feuchtigkeit bildete er eine Kugel, an welcher die festen Theile das Land, und die flüssigen die Meere wurden. Mit Hülfe eines starken Schalles, setzte er diese Kugel in den Mittelpunkt des Firmaments, von allen Seiten gleich weit abstehend, und nannte sie Unterwelt. Darnach schuf er eine Sonne und einen Mond an

diesem Firmament, die Tages- und Jahreszeiten zu unterscheiden.

Die Elemente, auf diese Weise gesondert und jedes an seine Stelle gesetzt, fingen an wirksam zu sein. Die Luft erfüllte jeden leeren Raum, das Feuer erhielt alles durch seine Wärme. Erde und Meer brachten Thiere hervor, jedes nach seinem besondern Vermögen, und Gott gab diesen Thieren die Kraft, daß sich jede Art von selbst fortpflanzen könne. Darnach schuf er den Menschen, als das vortrefflichste seiner Geschöpfe, fähig seine Schöpfung zu betrachten. Aus der Erde kam der Mensch hervor, und kann

hatte er von Gott das Leben empfangen, so zeigte er es schon in seinen Äuſserungen. Die Lippen rötoten sich, die Augenlieder thaten sich auf, und liefsen ihn die zwei grofsen Lichter der Natur erblikken. Die verschiedenen Theile des Körpers sezten sich in Bewegung. Sein Geiſt ward helle, erkante seinen Schöpfer, und betete ihn an. Damit aber der Mann zum geselligen Leben gebildet, nicht allein wäre, gab ihm Gott ein Weib, die ihm sowol an Körper, als an Geiſt ähnlich, und dazu bestimmt war, ihm zur Gesellschaft zu dienen. Der erſte Mann und das erſte Weib lebten nun zusammen als Mann und Frau, und nährten sich von

den Früchten der Erde, ohne ein lebendiges Weſen zu beleidigen, oder zu zerſtören.

Dieſe erſten Menſchen hatten vier Söhne, Bramin, Kſatriia, Vaiſia und Sudra, die nach dem in ihnen überwiegenden Elemente, auch an Gemütsart verſchieden waren. Bramin, weil die Beſtandtheile der Erde in ihm herrſchten, war melankoliſchen Temperaments. Da es ihm nicht an Geiſt fehlte, ſo erwälte ihn Gott, den Menſchen ſeine Geſetze und Gebote mitzutheilen; denn ſein ernſthaftes und Achtung erregendes Weſen machte ihn geſchikt dazu. In Kſatriia herrſchte

das Feuer. Er war kriegeriſchen Geiſtes, welches Gott veranlaſste, ihm die Gewalt, Menſchen zu regieren, und ſie in Ordnung zu halten, aufzutragen. Deswegen legte der Allmächtige ein Schwerd in ſeine Hand, als Werkzeug des Sieges und der Obermacht. Sudra, von flegmatiſchem Temperament, war ſanft und umgänglich. Darum machte man ihn zum Kaufmann, daſs er den Staat durch Verkehr bereicherne, und durch die Schiffart Überflus verbreiten möge. Ihn beſtändig an ſeine Beſtimmung zu erinnern, erhielt er eine Wage in ſeine Hand, und ein Körbchen an ſeinen Gürtel. Vaiſia, lebhaften und muntern Temperaments, bekam die Gabe

zu erfinden. Weil er viel Genie hatte, ſo hielt man ihn zu mechaniſchen Künſten und zur Handarbeit geſchikt. Damit er zu ſeinem Beruf ausgerüſtet ſei, gab man ihm ein Körbchen mit allerhand Werkzeugen.

Töchter hatte der Allmächtige dem erſten Menſchenpaar dieſes Weltalters nicht gegeben. Um aber die Vermehrung der vier Stände zu befördern, ſchuf er vier Weiber, und damit die Bevölkerung ungemiſcht geſchehe, ſetzte er eine gegen Aufgang, eine gegen Niedergang, eine gegen Mitternacht und eine gegen Mittag. Den Söhnen des Puru, des erſten Man-

...es, welche unterdeſſen herangewachſen waren, befal Gott, nach dieſen verſchiedenen Gegenden zu reiſen, damit ſie die Frauen fänden, die ihnen beſtimmt waren. Und Bramin ging gegen den Aufgang, und heiratete die Frau, welche er fand, nach den Regeln eines Buchs, welches man ihm mitgegeben hatte. Der Krieger ging nach dem Niedergang, und nachdem er drei Tage lang mit der Frau, welche dort wohnte, gekämpft hatte, vereinigten ſie ſich. Sudra wandte ſich gegen Mitternacht, fand Perlen und Diamanten, und verband ſich mit der Frau, die ſich dort aufhielt. Vaiſia, wegen ſeiner Fertigkeit in mechaniſchen Kün-

ken, der Geschikte genannt, fuhr in einem selbstverfertigten Schiff über sieben Meere, bis er an einer fernen Küste des Mittags landete. Hier baute er sich ein Haus, und als er bald nachher das Mädchen des Mittags sah, welches am Gestade lustwandelte, erklärte er ihr seine Liebe. Aber sie begegnete ihm verächtlich, und er bat Gott, ihr Herz zu rühren. Seine Bitte wurde erhört, doch unter der Bedingung, Pagoden zum Dienste der Gottheit zu erbauen, und Bilder in grünen Hainen zu verehren, weil sich der Allmächtige in ihrem Schatten ihm geoffenbart hatte.

Nachdem die vier Brüder die Erde bevölkert hatten, nahmen sie sich vor, ihren Geburtsort wieder zu sehen, und ihre Eltern zu besuchen. Und sie verliessen mit ihren Weibern ihre Söhne und Töchter und ihren zeitherigen Wohnplatz, und machten sich auf den Weg. Puru und sein Weib Parkuti empfingen sie mit grosser Freude und mit den lebhaftesten Beweisen ihrer Liebe. Darnach zeugten sie noch viele neue Geschlechter, welche, ohne sich unter einander zu vermischen, die Theilung in vier Stämme aufs genauste erhielten, und die Vorschriften ihrer Stammväter befolgten. Reichthum und Überfluss aber,

die Quelle vieles Böſen, veranlaſten, daſs alles bald in Verwirrung geriet. Bramin wurde nachläſſig in Ausübung der Frömmigkeit; der Krieger grauſam und herrſchſüchtig, der Kaufmann betrog ſeine Brüder mit falſchem Gewicht, und der Künſtler ſetzte einen übertriebenen Preiſs auf ſeine Arbeiten, um einen thörichten Aufwand zu beſtreiten. Da ſie in ſich ſelbſt böſe geworden waren, ſo war es auch einer gegen den andern. Bramin war eiferſüchtig auf die Gröſse und Macht des Kſatriia. Dieſer verachtete die ſtille Gemütsart des Bramin, der an der Einſamkeit Vergnügen fand, und unterliſs die Hochachtung, die er ihm als dem

Erſtgebornen ſchuldig war. Sein Stolz ging ſo weit, ſeine Geſetze und ſeine Macht über die Geſetze der Gottheit zu erheben, einzig und allein, weil Bramin ein Werkzeug derſelben war. Es war ihm eine Luſt, diejenigen zu tödten, die ihm mißfielen, den Sudra mit Auflagen zu beſchweren und die Quelle des Gewinnes zu verſtopfen, die dem Fleiße des Vaiſia gebührten. Dieſe rächten ſich dafür, ihre Brüder durch Betrug zu plündern. Vaiſia, um den Bramin noch verächtlicher zu machen, bemühte ſich, durch Einführung des Bilderdienſtes und der Pagoden, der Religion eine neue Geſtalt zu geben. Da in den Büchern des Bra-

nur nichts zu finden war, entſtand ein groſser Streit; weil aber Vaiſia eidlich verſicherte: er habe ſeine Neuerungen in einem Geſichte von Gott erhalten, ſo wurden ſie als ein Theil des Zeremonialgeſetzes aufgenommen.

„Die ſchlimmen Beiſpiele der Eltern wurden für die Kinder ein Saame des Verderbniſſes und der Bosheit, und dieſe vermehrten ſich bei den Nachkommen auf einen ſolchen Grad, daſs die Gottheit die Waffen ihres Zorns gegen ſie ergriff. Da verhüllte Dunkelheit den Himmel, Donner lieſsen ſich hören, und Blize fuhren von Pol zu Pol. Die erzürnten

Meere ergoſſen ſich über ihre Dämme, überſchwemmten das Land und verſchlangen das Geſchlecht der Menſchen. Die Leiber wurden zerſtört, aber die Seelen ſammelte der Allmächtige in ſeinen Schoos. So endigte ſich das erſte oder goldene Weltalter. Es enthielt einen Zeitraum von viertauſend göttlichen Jahren, und die Prüfungszeit der gefallenen Geiſter in den neunundachtzig Wanderungen ſollte hunderttauſend menſchliche Jahre dauern. Ein menſchliches Jahr iſt die Zeit, welche die Sonne braucht, die zwölf Zeichen des Thierkreiſes zu durchlaufen. Sie iſt der Gott, welcher alles in der Welt belebt und in Bewegung ſezt. Für die

Götter aber iſt ein menſchliches Jahr nur ein Tag, und dreihundert und ſechszig menſchliche Jahre ſind nur ein Jahr für ſie.

Ehe Reichthum und Überfluſs das Böſe veranlaſsten, ging in dieſem erſten Weltalter die Tugend auf vier Füſsen, welche ſind Wahrheit, Buſse, Liebe und Almoſen. Die Menſchen liebten und ſchätzten die Tugend, und waren glüklich, aber als ſie ſich verſchlimmerten, ging die Wahrheit verloren.

2.

Das ſilberne Weltalter.

Wäre die Welt in dieſem Zuſtand der Vernichtung geblieben, ſo wäre der Entzwek der Schöpfung nicht erreicht worden. Gott beſchloſs daher das menſchliche Geſchlecht zu erneuern, und durch drei vollkommnere Weſen, als die erſten waren, ein neues Weltalter auf der Erde zu gründen. Und er flieg vom Himmel auf ein hohes Gebirge herab, und ſprach: Erhebe dich Brama, erſtes der Weſen des zweiten Alters. Sogleich kam Brama aus der Erde hervor, und betete ſeinen Schöpfer an. Auf gleiche Weiſe wur-

den Wiſchnu und Schiwen durch einen zweiten und dritten Befel erſchaffen, und auch ſie entrichteten dem Schöpfer die Schuld der Anbetung.

Er hatte ſich bei Hervorbringung dieſer Weſen vorgenommen, ſie als Stellvertreter bei dem Werke, das er ausführen wollte, zu gebrauchen. Dem Brama trug er auf, Geſchöpfe zu ſchaffen, und deswegen ertheilte er ihm die Macht, zu ſchaffen und hervorzubringen. Wiſchnu ſollte das Geſchaffene erhalten, und darum überliefs er ihm die Herrſchaft über Sonne und Mond, Berge und Thäler, und die Anordnung der Jahre und

Jahreszeiten. Auch machte er ihn zum Antheiler des Reichtums, der Gesundheit, der Ehre, und alles dessen, was Menschen und Thiere beglükken kan. Dem Schiwen trug er auf, die Geschöpfe zu zerstören. Denn er wuſste, daſs sie sich verschlimmern, und Strafe nötig machen würden. Er bestellte ihn zum Herren des Todes und Gerichts, und zum Verwalter aller süſsen Übel, der Krankheiten, des Hungers, des Kriegs, der Pest, und alles dessen, was als Strafe für Vergehungen betrachtet werden kan, damit er im Stande sei, die göttliche Rache desto mächtiger zu vollziehen.

Jeden dieſer drei mächtigen Weſen beſtimmte Gott eine gewiſſe Zeit des Aufenthalts auf der Erde, deren Umfang mit der Natur der Verrichtungen, die ihnen angewieſen worden, in Verbindung ſtand. Brama wurde, als die Schöpfung des zweiten Weltalters vollendet war, in den Himmel aufgenommen, weil in den folgenden Zeitaltern keine neue Schöpfung nötig ſei, indem die Welt jedesmal durch einige bei der Zerſtörung der vorigen erhaltene Perſonen, bevölkert werden ſollte. Wiſchnu ſollte länger bleiben als Brama, weil die Gegenwart des Erhalters länger notwendig iſt. Des Schiwen Aufenthalt aber ſoll dreimal ſo

lange dauern, weil eine allgemeine Zerſtörung der Welt ein gänzliches Ende machen wird.

Nachdem dieſe drei erſchaffen waren, kam es darauf an, daſs ſich jeder, ſeiner Natur nach, thätig erzeige. Brama ſchuf einen Mann und ein Weib, und füllte die Welt mit andern belebten Weſen an. Das neuentſtandene Menſchenpaar ſchikte er auf einen hohen Berg, damit ſie von da aus ihre Kinder gegen Abend, Mittag und Mitternacht verbreiten könnten. Wiſchnu ſorgte für die Bedürfniſſe und die Erhaltung des neuen Menſchenpaars und ihrer Nachkommen. Schiwen breitete allerlei Übel, Krankheiten, Tod

und andere Strafgerichte unter den Kindern der neuen Menſchen aus, je nachdem ſie ſich dieſelben durch Verderbniſs und Laſter zuzogen.

Als aber der Allmächtige bemerkte, daſs es unmöglich ſei, das neue Menſchengeſchlecht in Ordnung zu erhalten, ohne durch hinreichende Geſetze Gottesfurcht einzuflöſsen und religiöſe Verehrung feſtzuſetzen, flieg er auf den Berg Meru herab, und rief den Brama. Dieſer erſchien, und aus einer dunkeln Wolke, aus welcher einige Stralen ſeiner Herrlichkeit hervorglänzten, ſprach er zu ihm: Der Ungehorſam der erſten Bewohner der

Erde gegen die Geſetze, die in dem Buch enthalten waren, welches ich dem Brahmin gegeben habe, war es einzig und allein, was mich veranlaſste, ſie von der Erde zu vertilgen. Hierauf gab er dem Brama ein anderes Buch, mit dem Auftrag, die Menſchen mit dem Inhalt deſſelben bekant zu machen. Brama ſtunete nicht, die Befele des Allmächtigen pünktlich zu vollziehen. Er übergab das Buch, welches den Plan enthielt, nach welchem Religion und Staat der neuen Welt eingerichtet werden ſollten, den Braminen dieſes zweiten Weltalters, denn man hatte es bequem gefunden, die vier verſchiedenen Stämme des erſten beizube-

halten. Dieſe theilten es dem Volk mit, und die Menſchen richteten ſich nach den Vorſchriften, die es enthielt. Jeder beobachtete die Pflichten, die ſeinem Stamme vorgeſchrieben waren. Die Fürſten und Krieger ſorgten für die Ruhe der Geſellſchaft; die Braminen oder Prieſter unterrichteten in der Religion; die Kaufleute trieben Handlung, und die Künſtler ihre verſchiedenen Künſte und Gewerbe.

Alſo war im Anfang dieſes zweiten Alters alles in beſter Ordnung. Man übte die Religion, indem man zu Gott und zu den drei mit Macht begabten Weſen betete, die Ufer der Flüſſe heilig beſuchte

und die täglichen Waschungen nicht versäumte. Die Wahrheit aber war verschwunden, und die Tugend hatte einen Fuss verloren. Allmälig mit dem Anwachs der Volksmenge vermehrte sich auch das Verderben der Menschen wieder. Die Bramines verfielen in Heuchelei und Scheinheiligkeit, die Krieger voll Stolz und Herrschsucht, suchten ihre Macht durch ungerechte Mittel zu erweitern; die Kaufleute betrogen in ihrem Verkehr, und die Künstler setzten einen zu hohen Preis auf ihre Werke, weil sie die Arbeit scheueten.

Der Allmächtige, über ihre Bosheit erzürnt, kam auf den Berg Mern herab,

und äuſserte dem Brama ſeinen Unwillen über das, was er bemerkt hatte. Da begab ſich Brama zu den Menſchen herunter, und warnte ſie vor dem Gericht, das ihnen bevorſtand. Dieſe Warnung bewirkte zwar eine Änderung, aber ſie war nur von kurzer Dauer, und bald verfielen ſie wieder in die vorigen Laſter. Brama bat darauf bei dem Allmächtigen für das Geſchlecht der Menſchen, allein er wollte ſich nicht beſtändigen laſſen, ja der Herr nahm ihn in ſeinen Schoos auf, damit er das Elend nicht ſehen müſſe, welches über das Menſchengeſchlecht ergehen ſollte. Darnach offenbarte Gott ſeine Abſicht, daſſelbe zu zerſtören auch

Wiſchnu, dem Erhalter. Dieſer legte gleichfalls eine Fürbitte ein, aber der Höchſte, entſchloſſen ſeinem Zorn freien Lauf zu laſſen, befal dem Schiwen, die in den Eingeweiden der Erde verſchloſſenen Winde zu entfeſſeln und die Volker wie Staub von der Erde zu kehren. Da entfeſſelte Schiwen die Winde, daſs ſie mit Gewalt aus ihren unterirdiſchen Gefangniſſen hervorbrachen und die Welt erſchütterten. Der Tag wurde in Nacht verwandelt, Hügel und Berge ſtürzten ein, und ſelbſt der Ganga wurde aus ſeinem Bette geworfen und genötiget, einen andern Lauf zu nehmen. Das Menſchengeſchlecht wurde durch dieſes ſchrekli-

ahe Ungewitter zu Grunde gerichtet; doch erlaubte der Ewige dem Wischnu, einigen wenigen Personen seinen Schutz angedeihen zu lassen, durch sie im dritten Weltalter das Geschlecht der Menschen fortzupflanzen. Nur aus dem Stamm der Krieger durfte niemand gerettet werden, denn dieser Stamm sollte nach dem Willen des Ewigen gänzlich vernichtet werden, weil die schlimme Regierung der Könige und Fürsten im zweiten wie im ersten Weltalter die Quelle aller Unordnung gewesen war. So endigte sich das zweite Weltalter, nachdem es dreitausend göttliche Jahre gedauert hatte.

3.

Das eherne Weltalter.

Schiwen bändigte endlich die Winde und ſtellte die Ruhe wieder her, allein überall auf der ganzen Oberfläche der Erde zeigte ſich eine allgemeine Verwüſtung. Leichname von Menſchen und Thieren bedeckten ſie. Doch die Geretteten aus den drei Stämmen pflanzten ſie wieder fort, und die Erde wurde von neuem bevölkert. Weil aber der Stamm der Könige auf der Welt notwendig war, und ſie ohne ihn nicht beſtehen konnte, ſo ſtellte ihn der Ewige wieder her. Er zog ihn aber aus einer reinen Quelle, in-

dem er befal, ihn aus dem Stamm der Braminen zu wählen. Dieſes geſchah in der Perſon des Roma, des jüngſten Sohns des Oberhauptes der Braminen, die Wiſchnu gerettet hatte. Man glaubte, ein Fürſt, der religiös erzogen ſei, werde ſo gut für die Religion ſorgen, als für den Staat, und die verſchiedenen Stämme mit Weisheit regieren. Und nachdem geſchehen war, was der Ewige befolen hatte, war alles in Ordnung; doch ſchleppte ſich die Tugend in dieſem Zeitalter nur noch auf zwei Füſen, denn der Geiſt der Buſe war verloren gegangen. Endlich aber verſchlimmerte ſich die Welt abermals, und dieſelben Laſter, die in den

vorigen geherrſcht hatten, erneuerten ſich. Zweitauſend göttliche Jahre waren vergangen, da redete der Allmächtige, erzürnt über das thörichte Geſchlecht der Menſchen, welches nicht klüger werden wollte, mit Schiwen. Auf ſeinen Befel öffnete ſich die Erde und verſchlang alle Menſchen lebendig. Nur einige wenige aus jedem Stamme retteten ſich, unter Zulaſſung des Ewigen, mit ihnen einen neuen und letzten Verſuch zu Bevölkerung der Welt zu machen.

4.

Das eiſerne Weltalter.

Beim Eintritt des vierten Weltalters verloſch die Liebe, und es blieb der Tugend nur noch ein Fuſs übrig. Aber auch dieſe einzige und letzte Stütze wird ſich endlich verlieren, und Eitelkeit, Gierigkeit und Geiz werden das menſchliche Herz beherrſchen. Tauſend göttliche Jahre wird dieſes Zeitalter dauern. Dan iſt die Zeit vollendet, während welcher Wiſchnu auf der Erde bleiben ſollte. Der Ewige wird ihn in den Himmel aufnehmen, denn ſeine Sorgfalt für die Erhaltung der Dinge wird nicht mehr nötig ſein, weil alles mit die-

ſem gegenwärtigen Weltalter endigen ſoll. Dan wird Schiwen mit den zehn Geiſtern der Auflöſung einen Kometen unter den Mond wälzen, wodurch alle Dinge in Feuer geſetzt, und die Welt in Aſche verwandelt werden wird. Darnach wird nur Gott allein vorhanden ſein, denn die Materie wird gänzlich vernichtet werden.

Anmerk. Sollte man einige in dieſe Darſtellung von den vier Weltaltern eingewebte mythiſche Ideen mit den Vorſtellungen der oben gegebenen Fragmente aus ihren heiligen Schriften widerſprechend finden, ſo vergleiche man zur Berichtigung dieſer ſcheinbaren Widerſprüche meinen Brief an Alwina über die mythologiſchen Dichtungen der Indier im erſten Stück des poet. Journals von Tieck.

Fr. Majer.

XI.

Der Haarring,

oder

Das Andenken an den Spaziergang im Garten der Liebe.

Nach dem Perſiſchen.

In einem der herrlichſten Gärten, welche ſich weit um die Paläſte Faraons verbreiteten, wandelten einſt Joſef, der Schöne

aus Kanaan, und Sulcicha, *) die Gemalin Potifars im traurten Geſpräche.

Ihre Blikke irrten herum zwiſchen den grünſammtnen Wieſentapeten, mit tauſendfarbigen Blumen geſtikt, und den labirintiſchen Hainen, welche Silberfäden kriſtallner Quellen durchſchlängelten. Ihre Seele ſtrömte liebend aus über das groſſe Ganze, das in der Fülle des Frühlings

*) Die Morgenländer haben die Sage von Joſef und der Gemalin Potifars zu einer ſehr zärtlichen Liebesgeſchichte ausgeſponnen, in der Joſef eben ſo empfindſam, als Sulcicha (ſo heiſſen ſie die Gemalin Potifars) erſcheint.

und des Herbſtes zugleich vor ihnen lag, und nur von Zeit zu Zeit gelang es einzelnen Gegenſtänden, ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu heften.

Die Sonne war jezt in Weſten hinab in die Sandwüſten Libiens geſunken; das Abendrot vergüldete noch die Gipfel der Pyramiden, kühl blies ein Lüftchen vom Gebirge her, wo das Haupt des Nils damals noch unentdekt ſchlief.

Zuerſt fiel ihnen auf eine hohe Lotos, welche ihre Blätter zuſammenziehend den Kelch zu ſchlieſſen begann, und neben ihr ein niedriges Veilchen, das eh um-

ter der brennenden Hize des Tages geſchmachtet hatte, jezt aber, durch die Kühle des Abends erfriſcht, ſich öffnete, und liebliche Düfte um ſich goß.

Joſef aus Kanaan ſprach: Lieb und theuer iſt mir die Lotosblume. Sie liebet die Sonne, und öffnet derſelben ihr Herz, und folgt ihrem Gang, und ſtimmt ihr ganzes Weſen darnach. Wenn die Sonne aber einmal niedergeſunken iſt, und ihr Glanz nicht mehr leuchtet den Bewohnern der Erde, ſchließet auch ſie den Kelch ihrer Empfindungen zu, und öffnet ihn nicht wieder einem andern ſterblichen Auge, als dem Auge der Sonne.

Und Suleicha ſetzte hinzu: Lieb und theuer iſt mir das Veilchen des Thals. Es liebt die Sonne, und betet ſie an, wiewol es ihren brennenden Stral hart zu ertragen vermag. Es leidet geduldig, verzehrt durch die Glut des allzuheiſſen Geliebten. Wenn die Sonne ſich aber entfernt, öffnet es ſtill den liebenden Buſen, ſchikket ſegnende Wünſche zum Himmel empor, und weihet duftende Opfergerüche dem Wol des Geliebten.

Nun gingen ſie durch die Roſengebüſche, wo Nachtigallen in die Wette ſangen, um in ſchmelzenden Tönen ihre Liebe zur Königin der Blumen, und

ihre Klagen über die Unbeſtändigkeit derſelben auszudrükken.

Was klaget ihr ſo, ihr Sängerinnen des Roſenhains über ihre flüchtige Schönheit! rief Joſef. „Dornenvoll iſt die Roſe, und flüchtiger Dauer," ſo klaget ihr immer. Warum ſingt ihr nicht lieber: „Schön iſt die Roſe, und von mannichfaltigem Wechſel, und von immer verjüngender Kraft?" Treibt ſie nicht Knoſpen in Fülle, die wechſelnd mit jedem Tag ſich verneun, ſo, daß, wo die eine verwelket, die andere ſchon den aufſtehenden Buſenflor ſprengt?

Weiter wandelten ſie durch Blumenbeete, wo hochſtämmige Lilien prang-

ten, deren silberne Kelche goldenen Blütenstaub verwahrten; ein Sinnbild reiner Weiblichkeit, die in ihrem Herzen das brennende Gold der Liebe verschliesst. „Pflükke mir eine," flehte Josef zu Suleicha, „dass ich sie als eine Gabe von dir, in meinen Händen trage; aber nur mir sollst du sie pflükken, und dein Andenken möge sich solcher Gabe erfreuen." Suleicha schwieg, und pflükte keine der Lilien; und als sie noch schwieg, stürmte ein Windstoss daher, der die Lilien entblätterte, und ihren goldenen Blütenstaub weit in alle Gegenden zerstäubte. Da fragte Josef traurig: „Ist es nun besser, dass sie dem Winde zum Raube werden,

als dafs sie in meinen Häuſen verblühten?"

Jezt ſtellte ſich ihnen eine weibliche, reichlich befruchtete Palme dar, mitten unter niedern Papürusſträuchen, Balſamſtauden, und Baumwollgehägen einzeln emporragend. „Sieh die Einzle," ſprach Sulcicha, „wie ſie mich dauert! Weit und breit herum iſt keine ihres Geſchlechtes und ihrer Beſchaffenheit, mit der ſie pflege traulichen Umgang, und freundliche Eintracht. Die niedern kleinen Geſchöpfe, wie ſie hinaufblikken zu ihr, dafs ſie richten mögen ihre äuſsere Geſtalt, und ihren, ihnen ſo üppig ſchei-

nenden Wuchs, nach dem kleinlichen Maasſtabe ihres eigenen Wertes. Und ſie, die Einſame, wehet aus ihren hangenden Zweigen nur leiſe Seufzer, über des Schikſals Härte, das ſie hierher verpflanzte, den Weſen ihres Gleichen abgeſondert.

Der ſchöne Joſef erwiederte ihr: „Wol ſtehet ſie einzeln, die Palme, doch dies erhöhet mir ihre Schönheit. Rechte nicht ſo unbillig mit des Schikſals Beſchlüſſen! Was ſich gleichet, das findet ſich, und wäre es durch Welten und Äonen getrennet. Von ferne trug ihr der Morgenwind die Blütenkeime des Baumes zu, der würdig befunden ward, mit ihr zu

gatten, und ſie ſieht nun mit ruhigem Schweigen den reifenden Früchten des ſchönen Bundes entgegen.

Hierauf nahm ſie ein Hain fruchttragender Bäume aller Art in ſeine kühlenden Schatten. „Wir wollen uns mit einer Granate erfriſchen," ſagte Suleicha, die ſichs im Stillen verwies, daſs ſie Joſefs Bitte um die Lilie unerfüllt gelaſſen hatte, pflückte den Apfel, gab Joſef die Hälfte deſſelben, und ſprach dazu die bedeutungsvollen Worte: „Dieſem Apfel gleicht oft ein liebendes Herz. Blutig ſind die Samenkerne ſeiner Empfindung, nur die Thräne, die aus ſei-

nem Innerſten weint, kühlet den brennenden Schmerz.

Und abermals pflückte Suleicha einen ſchwellenden Pfirſich, der durch das grüne Laub wie ein Rubin zwiſchen Smaragden herfunkelte. „Hier haſt du,“ ſprach ſie zu Joſef, „die Hälfte der Frucht, die ſo herrlich glänzt, und ſo lieblich ſchmeckt, daſs ſie den Sängern zum Bilde ſchöner Wangen und ſüſser Küſſe geworden. Ach, die Sänger! ſie haben nicht Alles bedacht! Nicht allein rot, ſondern auch blaſsgelb iſt die Farbe des Pfirſichs, und bitter das Mark ſeines Kernes. Die glühende Wange der Liebenden erblaſſet

unter dem Schmerz fruchtloser Sehnsucht; süfs sind zwar die Küsse des frohen Genusses, aber bitter sind die Küsse des Scheidens."

Endlich fanden sie sich am Ausgange des Gartens, wo eine hohe Platane, mit Efeu und Weinlaub umranket, sie freundlich einlud, unter ihrem Schatten von der Ermüdung des Spazierganges auszuruhn. Josef aus Kanaan sprach; „Wie der Efeu, und die Traube des Weinstoks um die hohe Platane sich ringelt, so ringelt sich, Suleicha, dein dunkles Haar um deinen gefehmeidigen Hals, und um deinen erhabenen Wuchs."

Sulcicha erwiederte: „Wie der Efeu und die Traube des Weinſtoks um die Platane ſich ſchlingen, ſo ſchlingen ſich die Gefühle zweier für einander geſchaffener Weſen um die hohe Zeder der Liebe."

„O Sulcicha!" ſeufzte Joſef: Deine Gefühle ſind köſtlich und fruchtbar, wie die Traube des Weinſtoks, aber die meinen dürftig und arm, wie die Traube des Efeus. Könnten ſie jemals der deinen wol wert ſein!"

„Der Weinſtok trägt wol jezt liebliche Frucht," antwortete Sulcicha, „aber es kommen Tage, wo die Beere vertrokknen, und die Blätter verwelken, bis der

Strahl einer milderen Sonne diese Zierde wieder hervorruft. Das glänzende Laub des Efeus hingegen glänzt in jeglicher Zeit, mit smaragdenem Grün. Und siehst du nicht, Zweifler, wie sich dennoch beide vereinen, die hohe Platane zu schmükken?"

„Du hast mir heut neue Gefühle ins Herz, und neue Gedanken in die Seele gegossen, Suleicha!" antwortete der zärtliche Josef. „Laß uns diesen feierlichen Tag durch ein neues Andenken heiligen! Wie sich die Traube der Rebe um die Platane ringelt, so ringle sich eine Lokke deines seidenen Haares um meinen Finger,

wie der Efeu den Baum umſchlingt, umſchlinge ein Büſchlein meines Haares deine liebliche Hand!"

Suleicha gab ihm eine ſeidene Lokke, und Joſef gab ihr ein Büſchlein des dunkeln Haars. „Dies ſei mein Talisman," rief Suleicha aus, „kräftiger als die Talismane, mit denen die Gewaltigen der Vorzeit die Steinmaſſen der Pyramiden aufthürmten! „Dies ſei mein Zauberring," rief Joſef, „mächtiger als Salomons Siegel, mit dem er die Geiſter beſchwor."

Sie ſchlangen das Haar ſich gegenſeitig um den letzten Finger der Hand, und

so entstand der Haarring, oder das Andenken an den Spaziergang im Garten der Liebe.

Hammer.

XII.

Hialmars Abfahrt.

Eine Probe von der neuen Umarbeitung des nordischen Kämpferromans: Tirfing.*)

In feierlicher Ordnung ging der Zug längs den Ufern des inselreichen Mälerſees hinab. In dem Hafen von Agnäſö lagen

*) Die Fortſetzung dieſes Kämpferromans erſcheint in dem 7ten Bande von *Eragur*.

zwei eſchene Schiffe bereit. Die Kämpfer beſtiegen die Schiffe, hundert von ihnen das eine, und hundert das andre.

Jetzt ſollte ſich auch Hialmar trennen. Sein Buſen hob ſich ſchwer. Lange ſtand er ſprachlos und unentſchloſſen, heftete bald ſeinen Blik auf den König, bald auf die Prinzeſſin; endlich trat er näher.

Dank Euch, Herr! (ſprach er gerührt zum König, und drükte ihm die Hand) Dank Euch für die Liebe und Ehre, die Ihr mir erwieſen. Wenn die Nornen es beſchloſſen haben, ſo komm' ich bald wieder.

Zweifele nicht, muthiger Hialmar! (antwortete Ingwin) Ihr werdet ſiegreich ſein,

wie Ihr in allen Kämpfen gewesen seid; und ich werde die Sonne sehen, die zu Eurer Rükkehr scheint, und die Nacht erleben, die meine Tage mit Freuden krönen wird. Möge Odin Euch beglükken! Möge Thor Eure Kraft erhalten; alle Götter Euch gnädig sein! Lebt wol!

„Ja, mögen mir die Götter gnädig sein, dafs ich die Tochter Eures Herzens wiedersehe, dafs ich dich wiedersehe, meine schöne Ingburg, und den köstlichen Preis erhalte, um den ich mit Freuden mein Leben wage!"

Ach! (seufzte die Prinzessin) du wirst nicht wieder nach Upsal kehren! ich werde

dich nie, nie wiederſehen, als dort oben in jenen goldenen Paläſten, wo Gefiona ihren Jungfraun die Wohnung bereitet hat, und die Walküren Euch an Odins Tafel den Becher reichen!

„Sei ruhig, meine Ingburg, (erwiederte Hialmar, und ſchloſs ſie feſt in ſeine Arme) ſei ruhig, und ſage nicht! wir werden uns wiederſehn!“

Ja dort oben! entgegnete ſie abermals, und drükte ihn heftig an ihre Bruſt) — ich fühl', ich fühl' es, dieſe erſte Umarmung wird unſre leste ſein. Daſs ich mit dir gehen, als eine Schildjungfrau dir zur Seite ſtreiten, und den trotzigen

Berſerker mit eigener Hand erlegen konnte, der es wagen will, ſich über den Leichnam meines Geliebten den Weg zu meiner Kammer zu bahnen! — „Ingburg oder Tod!“ ſchrie er, und ich, ich ſchwöre dir, mein Hialmar, entweder dich, oder keinen mehr! — „Hier, mein Buſen„freund,“ (jetzt zog ſie einen goldenen Ring vom Finger) „nimm dieſes Kleinod, „ich bin auf ewig — nur deine Braut! „wem auch Uller den Sieg verleiht, „dir, oder dem Berſerker. Die ſchreck„lichrächende Wara ſei meine Zeugin!— „Und nun, mein Bräutigam,“ (mit dieſen Worten umſchlang ſie ihn noch einmal) „geh hin, und kämpfe den Todes-

„kampfl! Ich folge dir. Leb wol, mein „Hialmar! Leb ewig wol!“

Diese zärtliche Verzweiflung erschütterte Hialmars Seele. „Leb wol!“ sagte er noch mit erstikter Stimme, riss sich aus ihren Armen los, warf noch auf sie und den König einen stummen Blik, und stieg dan gedankenvoll in sein Schiff hinab. Oddur schlug mit dem Schwerd an den Bord; alle Ruder bewegten sich, und die Kiele fielen ins Meer.

Da der Tag so schön war, und die Sonne noch hoch stand: so wünschte der König den Abfahrenden nachzusehen.

Man lagerte ſich alſo längs dem Strande hin. Ingwin mit ſeinem Gefolge, und Ingburg unter ihren Jungfraun.

Laſst uns einen Geſang anſtimmen, ihr Schweſtern! rief Gunna, Ingburgs liebſte Geſpielin.

Beginne du nur! antworteten die Andern.

Und Gunna erhob ihre liebliche Stimme, und ſang:

Wie Pfeile entfliehen
Der Sehne des Bogens;
So fliehen die fluchtigen
Kiele dahin!
So fliehen dahin

Die rüſtigen Krieger
Über ſpiegelnde Flächen
Zum mutigen Kampf.

Auch die andern Jungfrauen ſtimmten nun ein, und Felſen und Wellen hallten die ſüſen Stimmen wieder.

Fahrt wol, fahrt wol,
Ihr Heldenſöhne!
Ihr Streiter des Ruhms!
Erkämpft den Sieg!
Von Odin gelehrt,
Von Freia belohnt
Kehrt wieder heim,
Ihr mutigen Kämpfer,
Ihr Streiter des Ruhms!

„Mein Hialmar wird nicht wiederkehren!“ ſeufzte Ingburg.

„Verzweifle nicht, meine Tochter!“ entgegnete ihr der König. „Dein Hialmar iſt ſchön wie Balder, aber auch ſtark wie Thor, und ſieghaft wie Odin ſelbſt.“ Singt doch für Hialmarn, ihr Jungfraun! noch wird Euer Geſang ſein Ohr erreichen.

Der König befiehlt, antworteten ſie; und ſtimmten einen Wechſelgeſang an:

Erſte Jungfrau.

Heil Hialmarn,
Dem Prinzen der Ehre!

Zweite.

Der Männer ſchönſtem!

Dritte.

Der Kämpfer ſtärkſtem!

Vierte.

Der Mutigen erſtem!

Alle.

Er fahre wol!

Erſte Jungfrau.

Beglükt ihn, ihr Götter!

Zweite.

Seid gnädig geſinnt!

Dritte.

Begünſtigt das Wetter!

Vierte.

Regieret den Wind!

Erſte Jungfrau.

Dem Donner gebieten
Das wirſt du, o Thor!

Zweite.

Dan ſchreitet im Frieden
Freï's Sonne hervor.

Dritte.

Dan ſchweigen die Stürme
Der Fluten gar bald!

Vierte.

Daſs Äger ſie thümme,
Wehrt Niords Gewalt!

Alle.

Auf friedlichen Wellen
Lauft, Kiele! dahin!
Die Himmel erhellen,
Die Wolken entfliehn!

„Seht ihr nicht, Schwestern, wie Hialmar noch auf dem Verdek des Schiffes uns seinen Dank zuwinkt?“

Wo? wo? liebe Gunna? Meine Augen erreichen ihn nicht mehr.

„Dort draussen, Prinzessin! bei den verhaßten Scheeren!“

Fahr wol! fahr wol,
Du Prinz der Ehre!

Der Männer ſchönſter!
Der Kämpfer ſtärkſter!
Der Mutigen erſter!
Fahr wol! Fahr wol!

„Ja! Leb wol! leb ewig wol, mein Hialmar! (rief Ingburg jezt) und du — (mit dieſen Worten kehrte ſie ein paar ſeelenvolle Augen gen Himmel) und du, groſse Göttin, die du der Liebenden Gebete vernimmſt! hier flehe ich dich mit Thränen an, nimm dieſen Kummer aus meinem leidenden Herzen! tilge dieſe ſchrecklichen Ahnungen aus meiner Seele! Sei gnädig, ach! ſei gnädig einer armen Jungfrau! Laſs dir meine Liebe und

meine Opfer wolgefallen! Schenke Hialmarn ſeinem Vater, ſchenk' ihn dem meinigen, gib ihn dem Reiche, gib ihn deiner Jungfrau wieder, den groſsen Hialmar! Ich flehe dich bei den Thränen an, die du ſelbſt um den verlornen Liebling deines Herzens weinteſt. Sai gnädig, ach! ſei gnädig, Niords herrliche Tochter! Frei's groſse Schweſter! Odins und aller Götter Geliebte! du Göttin der goldenen Thränen!"

Jezt waren die Schiffe aus aller Augen verſchwunden. Der König ſtand auf mit ſeinem Gefolge, und ſchon ging der Zug, ernſthaft und feierlich, wie vor, wieder nach Upſal zurük.

„Niord müſſe Eurem Eidam günſtig ſein!“ ſagten die Hofleute zum König. „Die gütige Freia wird dein Gebet erhören!“ ſprachen die Jungfrauen!

Gräter.

XIII.

Das Lied der Littauerin

Elzke Mantwillaite,

ihrem Buler auf ein feidnes Strumpfband, gewirkt *). 1792.

Mein Trauter, ach! wie wird dir ſein,
Wenn von der Flur
Die gute Mantwillaite ſcheidet,
Und ſtumm ihr Jammer gleitet
Durch die Natur?

*) Die Littauerinnen verſtehen ſich nicht auf das Schreiben mit der Feder, aber deſto

Wie fein, wenn nun auf immer dir
Entflohen iſt,
Entflohen deine Mantwillaite,
Die dich voll Dank noch heute
So zärtlich küſst?

Wie fein, wenn unſre Inſterburg
Im Morgenlicht

---

beſſer auf das Einwirken der Buchſtaben. Ihren Geliebten pflegen ſie daher in Strumpfbändern u. dgl. ihre Empfindungen zu erkennen zu geben. Ein littauiſcher Edelmann hatte vor einigen Jahren die Güte, mir, ein ſolches Strumpfband zu einem freundſchaftlichen Geſchenke zu machen. Die darauf gewirkten Worte ſind der Stoff des hier mitgetheilten Liedes. *Gr.*

Die ſchöne Sonne überſtralen,
Und ſie, ach! ſie bemalet
Dein Mädchen nicht?

Wie ſein, wenn Nachts vom Himmel blinkt
Auf Flur und Hain
Der traute Stern verſchwieg'ner Liebe,
Und Elzke, deine Liebe,
Iſt nicht mehr dein?

Ach, fiel, o Trauter! dan dir ein,
Was dir geglükt!
Nur ich und du, wir beide wiſſen,
Was geſtern unter Küſſen
Du abgepflükt!

Ich ſei ein Röschen, ſagteſt du!
Ich weiſs es nicht;
Will auch, o Trauter, dich nicht laſtern,
Daſs eine Roſe mir ſeit geſtern
Zu Boden liegt.

Gräter.

XIV.

Eidyllien.

1.

An Aurora.

Sanfte Göttin, Muſenfreundin,
Mit der ew'gen Roſenwange!
Die du ungeſehn am Himmel
Ungeweihten niederwalleſt,
Dich nur deinen Dichterfreunden
Liebeblinkend, Gabenſpendend,
Und des Landmanns frommem Auge

Früh in deiner Schönheit zeigest:
Sieh' mich auf bethauten Pfaden
Des geweihten Haines wandelnd
Heil'ge Feier still begehen,
Mit den Nachtigallenchören,
Nimm der Liebe frommes Opfer
Hier am Felsaltar gestreuet,
Sei mir mit den Musen günstig.

Rückert.

2.

Pium desiderium.

Du, der trostverlassnen Liebe
Heil'ges Gnadenbild, Madonna!
Der, ein guter Katholike,
Ich Altärchen allenthalben

Opfernd und verehrend baue:
Dort im Duft des ſtillen Haines,
Auf der Berge Wolkenrükken,
In des Waldes heil'gem Schatten,
Unter jedes nahen Baumes
Heimlichen, vertrauten Zweigen —
Heil'ge! Thu' ein Wunder. Heile
Dieſes Herzens tiefe Leiden!

Rückert.

3.

Amor, der Maler.

Nach dem Italieniſchen.

O Mädchen! einſt belauſcht' ich
Den kleinen Knaben Amor,

Mit losgebundner Binde.
Er saß vor einer Staffel,
Und malete mit Eifer.
Als ich dem neuen Maler
Still nahe kam, wie staunt' ich,
Da war ein Pfeil der Pinsel,
Mein Herz das Tuch, es malte
Der Lose drauf dein Bildnis.

Gerning.

XV.

Gesang

der Sechshundert, als sie unter Dia's Führung zu die Schlacht zogen.

(Dia-Na-Sore. Fünfter Theil, Ende).

Das Volk von Ire hatte seinen Tirannen entsetzt, gefangen, und sich die Freiheit gegeben. Aber unfähig sie zu geniessen, kehrte ein grosser Theil in seine Ketten zurück, sobald der König, seiner Haft entflohn, eine neue Partei gesammelt hatte. In einer Nacht wurde die Hauptstadt überfallen, die Republikaner geschlagen, und ihr edler Anführer, Tibar, blieb. Sein Bruder, Torgul, ent-

hatte den Fluß, und zog sich mit zwölftausend in die der Freiheit treugebliebene Provinz Uthuda zurück. Der König verfolgte sie. Sie kamen in ein enges Felsental, wodurch ein breiter Strom sich ergoß. Die Feinde hatten die Höhen besetzt, jeden Weg zur Rettung abgeschnitten. Da entschloß sich Tergluds zweiter Bruder, Dia, mit sechshundert edlen Streitern in der Nacht das königliche Heer auf den Bergen anzugreifen, und so lange aufzuhalten, bis sich die übrigen auf erbauten Flößen durch den Strom gerettet hätten. Dia griff an, und fiegte bis zum Morgen. Der Tag ward sein Verräter, und er fiel. Aber das Heer war gerettet.

Erſtes Chor.

Die Sonne ſinkt den Felſenwald hinab,
Im Abendglanze wallen wir dahin.

Dumpf rauſcht der Strom, ſein Grab im Ozean.
Uns wird der Tod, der Tod fürs Vaterland.

Zweiter Chor.

Schön wogſt du auf des Stromes Flaten her,
Drohſt von der Klippe Zakkenhang herab.
Du biſts. Die ganze, herrliche Natur
Iſt nicht ſo ſchön, wie du, des Edlen Tod!

Erſter Chor.

Die Freiheit weihte uns zu ihrem Dienſt,
Dem Jüngling ſchwillt das Herz empor, er hält

Die heiße Bruſt am Hauch des Abendwinds,
Dann geht er hin, und ſtirbt — ein Held.

Zweites Chor.

Die ſchwarze Wolke zieht den Fels entlang.
Im leichenvollen Iral ſtieg ſie auf.
Schon ſchwingt das Adlerheer die Fittige.
Wir ruhen Leute in Allvaters Schoos.

Dia.

O Freiheit!
Sechshundert deiner Söhne gehn zum Tod.
Zwölftauſend retten ſich.
Es iſt der Ruf des Vaterlands.

Chor.

Wanderer ſag's in Urkunde: Wir ſind
im Streite gefallen,
Treu dem heiligen Bund.

Eine Stimme.

Dort ſtehen ſie, für die ihr einſt ge-
kämpft,
Der Freiheit unwert, ein entartet Volk.
Was ſchaut ihr hin, was meſſet ihr die
Zahl?
Es waren Männer, jetzt Barbarenbrut.

Zwei Stimmen.

Ihre Namen nenne nie das Vaterland,
Und weihe ſie ſchweigend der Vergeſ-
ſenheit.

Erſte Stimme.

Und ſind ſie's nicht auch, für die einſt blühte
der heiligen Freiheit Kranz?
Aber — das iſt ein Gedanke voll Nacht!
Sie ertrugen nicht des ernſten Geſetzes
Herrſchaft,
Und ſanken aufs neu vor des Einzelnen
Wink.

Zwei Stimmen.

Verachtung dem, der Freiheit nicht er-
trägt.
Die feige Horde fürchtet Männer nicht.

Eine Stimme.

Ihr habt doch genug des Mahls, und
Freuden des Weins?

Stärkt euch zum lezten frohlichen Gang —
Unser nächstes Mahl in jener Welt.

Die andere.

Ihr habt doch blinkende Lanzen, Jünglinge!
Und des Eichenschmucks um den glänzenden Helm?
Im Festgewande gehts hinan.

Die erste.

Und fallen wir, dan läuft den Hügel auf,
Und streut der Eiche hohen Saamen aus.

Die andere.

Dan kömmt der Fremdling wol in öder Nacht:
„Wer sind, die schlafen in dem engen Haus?"

Zwei Stimmen.

Sie, welche fielen für das Vaterland.
Zu Hause harrt der Vater sein,
Die Mutter, und das Mädchen seiner Liebe.
Der Ruhende kehrt nimmer.

Chor.

Die Grösse seines Falles ist ihr Trost.

Ein andres.

Er lebt in des kommenden Enkels Lied.

Die.

Dort tritt der Mond hervor. Willkommen!
Du, der du leuchtest auf der Ehre Bahn.

Wir sind am Ziel, — hinan den Fels,
Sieg gelt' es, oder Tod.

Chor.

Hinan! Hinan! Fleuch Soldnerschwarm!
Wir lächeln, Tod! dir zu.

S.

XVI.

Der Kranz.

1.

Ajas Stein.

Wälze mich nicht in dem Felde herum, o Wanderer, Ajas
Stein bin ich, und er warf Hektorn mich einſt an die Bruſt.
Schwarz und ekkig bin ich. Frag nur den alten Homeros,
Wie aus dem Schlachtfeld einſt Priamos Sohn ich gejagt.

Jetzt vermögen mich kaum die gegenwärtigen Menschen
Wegzuwälzen von hier: Schande der schwächeren Zeit!
Dafs doch einer mit Staub mich bedekkete! wahrlich, es schämt mich,
Hier zu liegen im Feld, schlechteren Menschen ein Spiel.

K.

2.

Die Bakchantin.

Haltet doch auf die Bakchantin, dafs nicht, obschon sie von Stein iſt,
Sie entspringet der Schwell', und aus dem Tempel entleuchtet.

K.

5.

Der dreifach Verliebte.

Drei Charitinnen lieb' ich, und drei jungfräuliche Horen,
Dreifach Verlangen iſt es, das mich in Liebe verzehrt.
Denn es hat Amor auf mich den Bogen geſpannet, als hätt' ich
Nicht ein einziges Herz, drei zu verwunden in mir.

K.

4.

Hermes und Herkules.

Freundlich, ihr Hirten, ist Hermes, denn eichengesammelter Honig
Ist ihm Gabe genug, und die geopferte Milch;
Aber Herkules nicht; ein fettes Lamm, einen Widder
Fodert er, niemals begnügt, wenn ihm gefehlsehoss nicht wird.
Dafür wehrt er den Wölfen. Was hilfts es, wenn das beschützte
Sterben muss, ob der Wolf, oder der Gott es verzehrt.

K.

4.

An Amor.

Amor! klagte mein Herz, der eiferſüchtige Zorn reißt
Dein ſo ſüßes Geſchoß tief aus dem Innerſten mir.
Laß es entfliehn, ſo ſprach der bogengewaltige Knabe,
Denn ich mangle der Kraft anderer Pfeile noch nicht.

G.

6.

Der Weinſtok zum Bok.

Nage du nur an mir, ich trage des Weins zur Genüge,
Dir zu begieſſen die Stirn, wenn du geopfert nun wirſt.

7.

Die verdroſſelte Maus.

Eine des Mäuſegeſchlechts, nach jedem Mahle begierig,
Die, vor der Falle nicht ſcheu, ſelber den Tod noch befahl.

Nagte die Sait' entzwei an Föbos Leier,
doch plötzlich
Schlang ſich ihr die um den Hals, und
ſie erdroſſelte ſich.
Was bewundern wir noch Apollons traf-
fenden Bogen,
Der mit der Zitter ſogar nimmer die
Feinde verſchont.

F.

5.

Sprache der Liebe.

Glühet der Lieb' allmächtiges Feu'r dir
im innerſten Herzen,
Sprichſt ein irdiſches Wort nicht die
Unendlichkeit aus.

Wahre sie dir im Herzen, denn nur im Herzen ist Liebe.
Bringst du der Lippe sie nah, hast du die Göttin entweiht.

H. L.

Trost.

Immer umschwebe den Freund, o Bild entflohener Freuden,
Und es umschwebe mein Haupt spät der Erinnerung Kranz.
Wie die die Jugend entfleucht, sinkt still auch die Blume der Liebe
Vorwärts dem alternden Blik, rükwärts erglänzt noch ihr Bild.

Also dein Bild, o Sonn', ist schwebt noch
lächelnd im Westen,
Wenn den Wandrer im Thal grauliches
Dunkel umfängt.

R.

10.

Das Vergiſsmeinnicht.

Blümchen! du blühest mir hold in Lina's
schmachtendem Auge,
Und ihr roſiger Mund duftet dein lieb-
liches Wort.

G.

11.

Die Bakchantin.

Noch nicht scheint die Bakchantin geschikt die Zimbel zu schlagen,
Darum steht so verschämt hier ihr gehauenes Bild.
Aber sie winkt, und es dünkt, als wolle sie sagen: o geht nur,
Geht nur hinweg, und sogleich schlag' ich, wenn niemand mich sieht.

H.

II.

Nach Platon.

Küpris drohte den Muſen: ihr Mädchen, ſcheut Afroditen,
Die mit Köcher und Pfeil Eros gewaltig euch ſchikt!
Afroditen entgegneten jen': o ſpare der Scherze
Göttin! denn nicht ſo leicht flieget dein Knäbchen zu uns.

H.

13.

Nach Tibull.

Süss umfängt mich der Schlaf im stillen
Regengeträufel,
Und von Winden verfolgt fassen die
Träume mich dann.
Aber süsser ist noch, wenn sanft umschlungen vom Liebchen
Mir im Küssegetusch jenes Geständnis verhallt.
Heiter lachen mir dann die trüben Stunden, denn unser
Lebenshimmel ist hell in der Aetherischen Luft.
Da verkürzen sich mir die langaufdämmernden Stunden,

Und die Liebe verlängt ihre Minuten angleich.
Da erſcheint mir der Tag, wie ein ſanft umſchleierter Morgen,
Bis im roſigen Stral ſinket die Sonne hinab.

G.

24.

Ach! es verwelkt die ſchöne Geſtalt des Frühlings, verſinkend
Ohne Leben und Glanz kalt in das herbſtliche Grab.
Ängſtlich eil' ich im Hain umher mit klagendem Herzen,

Finde die Blumen gewelkt, welche mir
sonst hier geblühet.
Sehe die Blätter entfallen dem traurigen
Baume, der freundlich
Mir in der Einsamkeit lieblichen Schatten gegönnt.
Sehe alle die schönen lebendigen Zeichen
des Glükkes,
Das mir die Freundschaft gab, Herben
dem Auge dahin.
Nichts bleibe übrig! aber, jegliche Lust
des Hains verschwindet,
Nur du, Hoffnung! allein lebst mir,
und grünest hier fort.

R.

15.

An Porfiria,

mit der Blume des Abſchieds.

Wenig ſind erſt der Stunden im Lenz. Die wenigen Kinder
Weilt ein freundliches Herz liebend der Scheidenden nach.
Nimm die ſeltneren nur, Porfiria! Darf ich ihm zürnen,
Wenn uns die Blume verläßt, wenn uns die Grazie flieht?
Ach! die ſpätere Blüte, die liebliche, ruft den Getrennten
Nur die Erinnerung zu, daß uns die ſchönſte geblüht.

S.

XVII.

Der Tod Oskars.

Aus dem erſten Geſang von Oſſians Temora.

Kairbar ſtand auf in ſeinen Waffen. Dunkel zog ihm die Stirn empor. Die Harfen ſchwiegen mit eins. Der Klang der Schilde ward gehört. Weit entfernt auf der Haid' erhub Olla dem Leidgeſang. Oskar kannte des Todes Zeichen, er riſs ſich auf, und griff den Speer.

Oskar! sprach der dunkelrote Kairbar, ich schaue den Speer von Innisfal. Der Speer Temora's blinkt in deiner Hand, Sohn des waldigen Morven! Er war der Stolz von hundert Herrschern, der Helden Tod in der Vorzeit. Lass ihn, Sohn Ossians, lass ihn dem Wagenlenker Kairbar.

„Soll ich lassen die Gabe von Erins gekröntem König? Des lohkenprangenden Kormaks Gabe, als Oskar seine Feinde zerschlug. Ich kam zu Kormaks Freudenhallen, als Swaran floh vor Fingal, Wonne flieg empor in des Jünglings Antlitz, er gab Temoras Speer. Und nicht dem Feigen gab er ihn, o Kairbar, dem

Geisterschwachen nicht. Mir ist dein finsterer Blik kein Sturm, noch Todesflamme dein Aug'. Zitt're ich dem klingenden Schild? Beb' ich vor Ullas Gesang? Nein, Kairbar! schrekke den Schwachen, Oskar ist ein Fels."

Und willst du nicht lassen den Speer, begann der schwallende Stolz Kairbars, ist dein Wort so mächtig, weil Fingal nahe? Fingal mit grauen Lokken, von Morvens hundert Helden. Er hat gekämpft mit niedern Männern. Aber er muss vergehn vor Kairbar, wie die dünne Nebelsäule vor den Winden von Atha.

„Stünd' er, der focht mit niedern Männern, vor Athas dunklem Fürsten, Athas

dunkler Fürſt würde das grüne Erin hingeben ſeiner Wut. Sprich von dem Mächtigen nicht, o Kairbar, doch wende dein Schwerd auf mich. Unſre Kraft iſt gleich, doch Fingals Ruhm iſt groſs, der erſten der Sterblichen."

Ihr Volk ſchaute auf die dunkeln Herrſcher. Ihr ſtampfender Tritt erſchallt ringsum. Ihr Auge rollt in Flammen. Tauſend Schwerder ſind halb blos. Olla mit den roten Lokken hub den Schlachtgeſang, Oskars Seele ſchwoll in zitternder Luft, der Seele gewohnter Luft, wenn Fingals Horn erklang.

Schwarz wie des Ozeans Wogenſchwall vor des Sturms Beginn, wenn er ſein

Haupt am Gestad aufkrümmt, drang an der Feind Kairbars. — Tochter Toskars! warum die Thräne? Noch ist er nicht gefallen. Viel waren der Tode seines Arms, ehe mein Held hinsank. — Schau, wie sie fallen vor meinem Sohn, wie Gebüsch der Wüste, wenn ein stürzender Geist herrauscht durch die Nacht, und ihr grünendes Haupt mit mächtiger Hand erfaßt! Morlath fällt, Maronnan fällt, Konachar sinkt im Blut. Kairbar weichet vor Oskars Schwerd, und sinkt im Dunkeln hinter einen Stein. Er hob den Speer in Gebrim, und durchstach meines Oskars Seite. Der sinkt vorwärts auf den Schild, sein Knie stützt den Helden. Doch

ſtets den Speer in der Hand. — Schau, der finſtre Kairbar fällt! Der Stahl durchdringt ihm den Vorkopf, theilt im Nahken ſein rotes Haar. Er ſtürzt, wie der ſplitternde Fels, den Kromla ſchleudert vom buſchigen Abhang. Doch nimmer ſoll Oskar erſtehn! Er lehnt am bauchigen Schild. Sein Speer ihm in der ſchrecklichen Hand. Erins Söhne ſtehen fern und finſter. Ihr Geſchrei ſchallt auf, wie Stromesbrauſen. Moilena hallt umher.

Fingal hört ſie ſchrein, und greift der Väter Speer. Sein Schritt vor uns her auf der Haide. Er ſpricht das Trauerwort: „Ich höre Kriegerlärm. Jung Oskar iſt

allein. Auf, Söhne Morvens! vereint euch mit des Helden Schwerd."

Ossian rauschte die Haid' entlang. Fillan sprang über Moilena. Fingal schreitet in seiner Kraft. Sein Schild leuchtet furchtbar umher. Erins Söhne schaun es weit in der Ferne; sie erzittern im Innersten. Sie wußten den Zorn des Königs entflammt, und sahn ihren Tod voraus. Wir kamen zuerst, wir fochten, und Erins Häupter standen unsrer Wut. Doch als der König kam im Klange seines Laufs, welch Stahlherz konnte bestehn? Erin flocht über Moilena, Tod verfolgt ihr Fliehn.

Auf ſeinem Schilde ſahn wir Oskar, wir ſahn ſein Blut umher. Schweigen dunkelte jedes Antlitz. Jeder wandte den Blik, und weinte. Der König zwang ſich, die Thränen zu bergen. Im Winde flattert ſein grauer Bart. Er beugt ſich über ſeinen Sohn. Seine Worte vermiſcht mit Seufzer.

„Und biſt du gefallen, Oskar! in der Mitte deines Laufs? Des Greiſen Herz ſchlägt über dir. Er ſchaut deine künftigen Kriege, die Kriege, die kommen ſollten, ſchaut er, aber ſie ſind geriſſen von deinem Ruhm. Wan wird Freude hauſen in Selma? Wan der Schmerz weichen von

Morven? Meine Söhne fallen Rufenweit. Fingal wird der letzte seines Stamms. Mein empfangener Ruhm wird vergehn: mein Alter sein ohne Freund. Dan sa' ich, eine graue Wolk' in meiner Halle, dan hör' ich nicht mehr die Rükkehr eines Sohns, mitten in seiner Waffen Getüsch. Weint, ihr Helden von Morven, nimmer erfreut Oskar!"

Und sie weinten, o Fingal! Der Held war theuer ihren Herzen. Er zog sie zur Schlacht, der Feind verging; er kehrte ruhig in ihrer Freuden Mitte. Kein Vater klagte den früh gefallenen Sohn, kein Bruder den Bruder der Liebe. Sie fielen

thränenlos, denn der Fürst des Volks war Staub. Brau liegt heulend zu seinen Füssen, der düstre Luath trauert, oft hatt' er sie geführt die Jagd, zum springenden Reh der Wüste.

Als Oskar sah die Freund' umher, schwoll auf sein Herz in Seufzer. „Der alten Fürsten Jammerton, das Heulen meiner Doggen, der schnelle Ausbruch des Weihgesangs hat Oskars Herz erweicht, mein Herz, das niemals schmolz zuvor, es glich dem Stahle meines Schwerds. Ossian! führe mich zu meinen Hügeln, hebe die Steine meines Ruhms. Leg das Gewein des Wilds und mein Schwerd in

mein enges Haus. Einst wird der Strom die Erd' aufwühlen, der Jäger finden den Stahl, und sprechen: das war Oskars Schwerd."

Und fällst du, Sohn meines Ruhms! Und werd' ich nie dich erfehn, Oskar! Wenn andre hören von ihren Söhnen, werd' ich nicht hören von dir. Moos sitt auf deinem grauen Stein, der klagende Wind fährt drüber. Die Schlacht wird gekämpft ohn' ihn, er wird nicht jagen das braune Roß. Wenn der Krieger kehrt von der Schlacht, und erzählt vom fernden Lande: „Ich habe gesehn ein Grab," so spricht er, erhört am brüllenden Strom;

die dunkle Wohnung eines Fürsten. Er sah vor dem wagenlenkenden Oskar, dem ersten der Sterblichen." Da hört' ich vielleicht seine Stimme, und ein Strahl der Freud' erglänzt in meiner Brust.

Jetzt wäre die Nacht niedergeflogen in Leid, der Morgen gekehrt im Dunkel des Jammers, unsre Fürsten wären gestanden, wie der kalte, thauende Fels auf Moilena, vergessend des Kriegs. Aber der König zerstreute seinen Schmerz, und erhub die mächtige Stimme. Die Fürsten neu erwekt vom Traum, erheben das Haupt umher.

„Wie lang' auf Moilena sollen wir weinen, verströmen die Thrän' in Ul-

lin? Der Mächtige kehrt nimmer. Oskar wird nicht erſcheln in ſeiner Kraft. Der Tapfere mufs einſt fallen, und iſt nicht mehr gekannt auf ſeinem Hügel. — Wo ſind unſre Väter, o Krieger! die Fürſten der Tage der Vorzeit? Sie ſind untergegangen, wie Sterne, die geglänzt haben; wir hören nur den Schall ihres Lobs. Aber ſie waren berühmt zu ihrer Zeit, die Schrekken der Vorwelt. So werden auch wir hingehn, o Krieger! in den Tag unſres Falls. Dan laſst uns gefeiert ſein, wenn wir es vermögen, und hinterlaſſen unſern Ruhm, wie der letzte Sonnenſtral, wenn ſie birgt ihr rotes Haupt in Wolken."

„Ullin, mein grauer Barde! nimm das Schiff des Königs. Führ' Oskars Lin zu Selmas Harfen. Laß die Tochter Morvens weinen. Wir fochten in Erin für das Geschlecht des gefallenen Kormak. Die Tage meiner Jahre begannen zu sinken. Ich fühle, mein Arm ist schwach. Meine Väter strekken sich aus von ihren Wolken, zu empfangen den grauen Sohn. Doch eh ich heimgeh, soll ein Strahl des Ruhms sich heben. So sollen meine Tage enden, wie meine Jahre begannen, in Ruhm, mein Leben sein ein Strom des Lichts den Barden künftiger Zeit."

Ullin hob die weißen Segel, der Südwind kam heran. Er flog auf den Wogen

gen Selma. — Ich blieb zurück, in meinem Schmerz, doch mein Wort ward nicht gehört. — Das Fest ist verbreitet auf Moilena: hundert Helden erhohen das Grab Kairbars, aber kein Gesang flieg über dem Fürsten empor, seine Seele war finster und blutig. Die Barden gedachten Kormaks Fall, was konnten sie sagen zum Lobe Kairbars?

S.

Verbesserungen
des ersten Bruk.

Fünfte Elegie, S. 142. V. 5. muſs es heiſsen: —
Blieb kein Fuſstritt mehr —

— V. 10. — Süſs von ambroſischem —

— V. 13. — Wan ſie einherritt, ſchwebt, und
es rauſcht —

— V. 15. — Und vor der hohen Geſtalt —

— V. 15. — jeder von Duft —

Vers 5ten bis zum 9ten Vers incl. iſt nur
ein Punkt anzubringen.

Inhalt.

Dem neuen Jahrhundert, von *Knebel.*

I. Blumen, von *Herder* - - - S. 1

II. Fragmente aus den heiligen Schriften der Indier, von *F. Majer* - - - 27

III. Der Schuldner, von *Lotkamüller* - 57

IV. Madagaskarische Lieder, v. *Knebel* - 79

V. Der neue Protagoras, v. *Sommerfels* - 89

VI. Proben aus Georg Franks nachgelassenen Briefen und Papieren, v. *M***.* - 94

VII. Die Gaben der Muse. Sonnet, v. *Messerschmid* - - - - - - - 161

VIII. An Ludwig Tieck. Sonnet, v. *F. Schlegel* - - - - - - - 163

IX. Nachtmusik, an Olimpia. Aus *Siegmund von Seckendorfs Nachlasse.* - 165

X. Die vier Weltalter der Indier, von *F. Majer* . . . . . S. 165
XI. Der Haarring, aus dem Perſiſchen, v. *Hammer* 200
XII. Hialmars Abfahrt, v. *Gräter* . . 216
XIII. Das Lied der Litauerin Elske Manuwillaite, v. *Gräter* 231
XIV. Ridſülien, von *Rückert* u. *Gerning* . 241
XV. Geſang der Sechshundert, als ſie unter Dias Anführung in die Schlacht zogen, von *S.* 259
XVI. Der Kranz, v. *Knebel*, *Gerning*, *Rückert*, *H. L.* u. *S.* 269
XVII. Der Tod Oskars, v. *S.* . . . 285

Alles mit S. bezeichnete gehört dem Herausgeber.